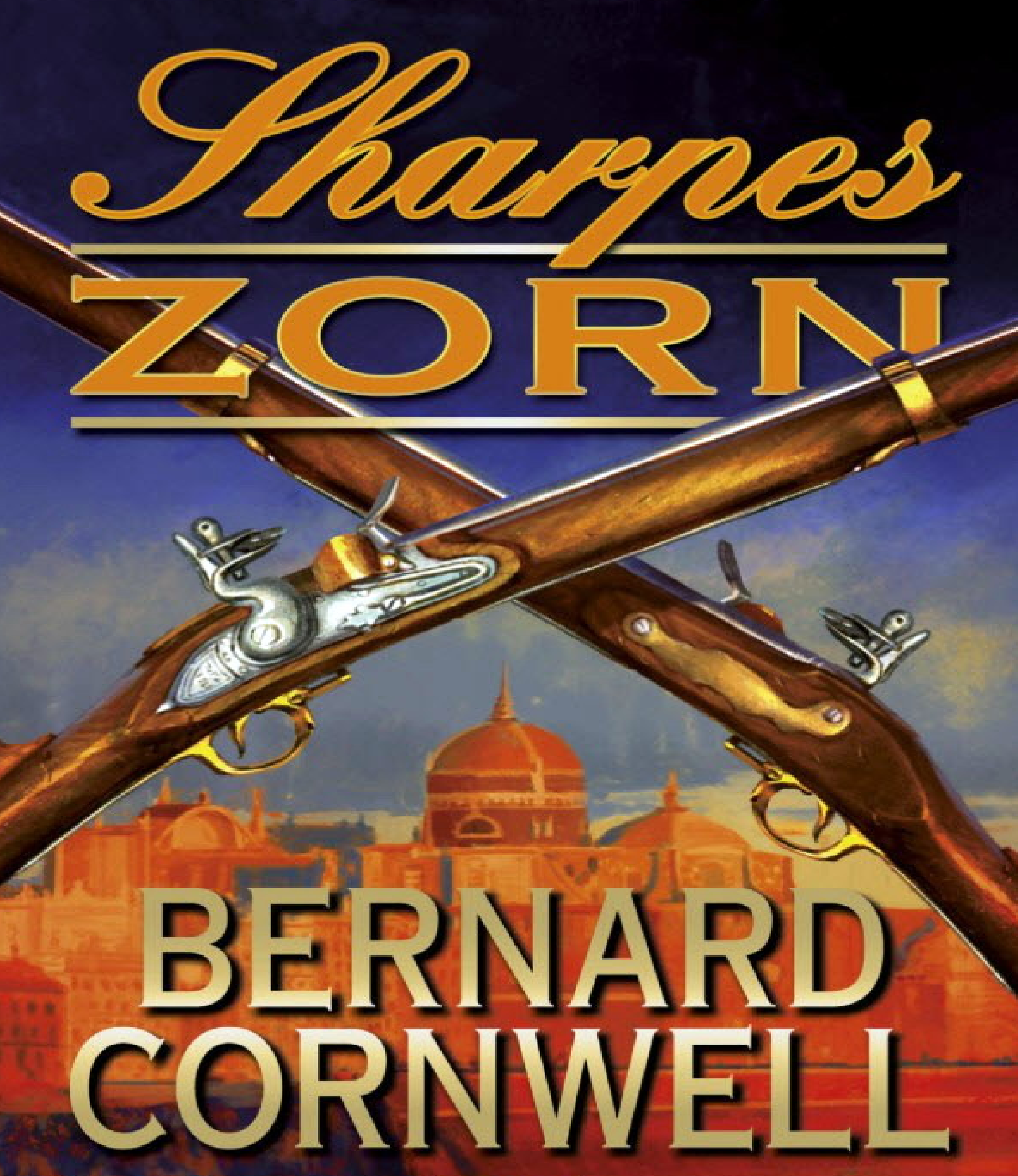


Sharpes
ZORN
BERNARD
CORNWELL
BASTEI
LÜBBE

Bernard Cornwell

SHARPES ZORN

Richard Sharpe und die Schlacht von Barrosa, März 1811

Ins Deutsche übertragen von
Rainer Schumacher



Bernard Cornwell

SHARPES ZORN

Richard Sharpe und die Schlacht
von Barrosa,März 1811

Ins Deutsche übertragen von
Rainer Schumacher



Lübbe Digital

Vollständige E-Book-Ausgabe

des in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG erschienenen Werkes Lübbe Digital in der Bastei Lübbe GmbH & Co. KG

Deutsche Erstausgabe

Für die Originalausgabe:

Titel der englischen Originalausgabe

»Sharpe's Fury«

Für die deutschsprachige Ausgabe:

Textredaktion: Rainer Delfs

Titelillustration: © Bao Pham

Umschlaggestaltung: Tanjy Østlyngen

Datenkonvertierung E-Book: Urban SatzKonzept, Düsseldorf

ISBN 978-3-8387-2466-9

Sie finden uns im Internet unter

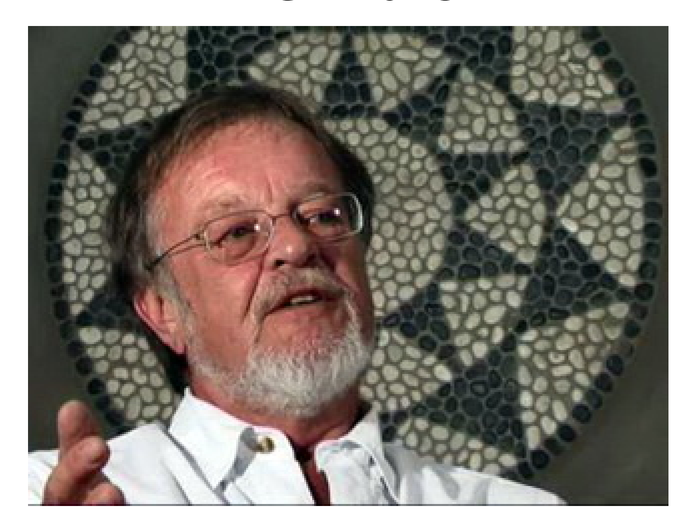
www.luebbe.de

Bitte beachten Sie auch: www.lesejury.de

Das Buch

Im Winter 1811 scheint der Krieg verloren zu sein: Ganz Spanien wurde von Frankreich annektiert. Cádiz ist die letzte Stadt, die sich noch in spanisch-englischer Hand befindet. Doch die französischen Truppen ziehen den Belagerungsring immer enger. Auch Richard Sharpe hält sich in der belagerten Stadt auf - und sieht sich dort gleich mehreren Feinden gegenüber. Einer von ihnen ist ein skrupelloser Priester, dem jedes Mittel recht ist, um sein Ziel zu erreichen: die Auflösung der Allianz von Spanien und England. Kann Sharpe ihn aufhalten?

Der Autor



Bernard Cornwell wurde 1944 in London geboren. Er arbeitete lange für die BBC, unter anderem in Nordirland, wo er seine Frau kennenlernte. Heute lebt er die meiste Zeit in den USA. Er ist Autor zahlreicher international erfolgreicher historischer Romane und Thriller. Die Sharpe-Serie, die er in den 80er Jahren zu schreiben begann, hat Kultstatus erreicht und wurde von der BBC mit Sean Bean in der Hauptrolle verfilmt.

Sharpes Zorn ist
Eric Sykes gewidmet

TEIL I

Der Fluss

KAPITEL 1

In Cadiz war man nie weit vom Meer entfernt. Sein Geruch war stets präsent und fast so stark wie der Gestank des Abwassers. Wenn auf der Südseite der Stadt ein starker Wind aus Richtung Süden wehte, dann brachen sich die Wellen an der Seemauer und Gischt schlug gegen die geschlossenen Fenster an der Promenade. Nach der Schlacht von Trafalgar hatten eine Woche lang Stürme die Stadt heimgesucht, und die Böen hatten die Gischt bis zur Kathedrale getragen und die Gerüste an ihrem unfertigen Turm eingerissen. Die Wellen hatten Cadiz förmlich belagert, und Treibgut der versenkten Schiffe war in die Straßen gespült worden, später dann auch Leichen. Doch das war vor sechs Jahren gewesen, und jetzt kämpfte Spanien auf derselben Seite wie Großbritannien. Allerdings war Cadiz das Einzige, was von Spanien übrig geblieben war. Der Rest des Landes wurde entweder von Frankreich beherrscht oder hatte überhaupt keine Regierung. Guerilleros trieben sich in den Bergen herum, und auf den Straßen herrschte Armut. Spanien war ein trauriger Ort.

Februar 1811. Nachts. Wieder einmal tobte sich ein Sturm über der Stadt aus, und riesige Wellen brachen sich an der Seemauer. Der Beobachter konnte die Schaumexplosionen in der Dunkelheit sehen, und sie erinnerten ihn an den Pulverdampf von Geschützen. Und die Gewalt des Wassers war genauso unberechenbar. Gerade wenn man glaubte, die Wogen hätten ihr Pulver verschossen, da schlug das Wasser hoch über den Kai, und der Wind schleuderte die Gischt wie Kartätschenkugeln gegen die weißen Mauern der Stadt.

Der Mann war ein Priester. Padre Salvador Montseny trug eine Soutane, einen Umhang und einen breiten schwarzen Hut, den er bei dem Wind festhalten musste. Padre Salvador war ein großer Mann, Mitte dreißig und ein leidenschaftlicher Prediger von schwermütigem, aber gutem

Aussehen, der jetzt im Schutze eines Torbogens wartete. Er war weit weg von zu Hause. Sein Heim lag im Norden, wo er als ungeliebter Sohn eines verwitweten Advokaten aufgewachsen war, der Salvador auf eine kirchliche Schule geschickt hatte. Er war Priester geworden, weil er nicht gewusst hatte, was er sonst hätte werden sollen, doch nun wünschte er, er hätte sich für das Soldatenleben entschieden. Und Padre Salvador glaubte, er wäre ein guter Soldat geworden, doch das Schicksal hatte ihn stattdessen aufs Meer geführt. Er war Kaplan an Bord eines spanischen Schiffes gewesen, das bei Trafalgar von den Briten erbeutet worden war, und in der Dunkelheit über ihm tobte wieder die Schlacht. Das Geräusch war das Krachen und Reißen der großen Leinenplanen, die die halb fertige Kuppel der Kathedrale schützen sollten. Im Wind klang das wie Kanonendonner. Die Planen, das wusste Padre Salvador, waren einst die Segel der spanischen Kriegsflotte gewesen, doch nach der Schlacht von Trafalgar hatte man den wenigen Schiffen, die sich noch nach Hause hatten schleichen können, die Segel abgenommen. Damals war Padre Salvador in England gewesen. Die meisten spanischen Gefangenen hatte man rasch an Land gesetzt, doch Padre Salvador war der Kaplan eines Admirals gewesen, und diesen hatte er dann auch in das feuchte Landhaus in Hampshire begleitet, wo er im Sommer den Regen und im Winter den Schnee auf den Weiden gesehen und zu hassen gelernt hatte.

Und er hatte dort auch Geduld gelernt, und in Geduld übte er sich auch jetzt. Sein Hut und der Mantel waren völlig durchnässt, und ihm war kalt, doch er rührte sich nicht. Er wartete einfach nur. Padre Salvador hatte eine Pistole im Gürtel, aber er nahm an, dass das Zündpulver ohnehin zu nass war, als dass er sie hätte einsetzen können. Doch das war egal, denn er hatte noch ein Messer. Padre Salvador schloss die Hand um den Griff, lehnte sich an die Wand und

sah einen weiteren Brecher am Ende der Straße. Die Gischt rauschte an einem Fenster vorbei, dessen Läden nicht geschlossen waren. Dann hörte Padre Salvador Schritte.

Ein Mann rannte von der Calle Compania in seine Richtung. Padre Salvador wartete weiter. Er war nur ein Schatten inmitten anderer Schatten, und er sah, wie der Mann zu der Tür gegenüber ging. Sie war unverschlossen. Der Mann ging hinein, und der Priester folgte ihm rasch und stieß die Tür im selben Augenblick auf, da der Mann sie hinter sich schließen wollte. »Gracias«, sagte Padre Salvador.

Sie standen in einem gewölbten Durchgang, der auf einen Hof führte. In einer Nische flackerte eine Laterne, und als der Mann sah, dass Padre Salvador ein Priester war, wirkte er erleichtert. »Wohnen Sie hier, Padre?«, fragte er.

»Ich bin hier, um jemandem die Letzte Ölung zu erteilen«, antwortete Padre Salvador und schlug sich das Wasser von der Soutane.

»Ach, die arme Frau da oben.« Der Mann bekreuzigte sich. »Das ist wahrlich eine furchtbare Nacht.«

»Wir haben schon Schlimmeres überstanden, mein Sohn, und auch das wird vorübergehen.«

»Natürlich«, sagte der Mann. Er ging in den Hof und die Treppe zum Balkon im ersten Stock hinauf. »Sind Sie Katalane, Padre?«

»Wie kommst du darauf?«

»Ihr Akzent, Padre.« Der Mann holte seine Schlüssel aus der Tasche, schloss die Tür auf, und der Priester schien sich an ihm vorbeidrängen zu wollen, um die Treppe in den zweiten Stock hinaufzusteigen.

Der Mann öffnete seine Tür und fiel dann nach vorn, als Padre Salvador sich plötzlich umdrehte und ihm einen Stoß versetzte. Der Mann stürzte zu Boden. Er hatte ein Messer und versuchte es zu ziehen, doch der Priester trat ihm hart

unters Kinn. Dann flog die Tür zu, und sie waren im Dunkeln. Padre Salvador kniete sich auf die Brust des gestürzten Mannes und hielt ihm das Messer an die Kehle. »Keinen Laut, mein Sohn«, befahl er, tastete unter dem Mantel seines Opfers nach dem Messer und warf es in den Flur. »Du wirst nur sprechen«, fuhr er fort, »wenn du gefragt wirst. Dein Name ist Gonzalo Jurado?«

»Ja.« Jurados Stimme war kaum mehr als ein Flüstern.

»Hast du die Briefe der Hure?«

»Nein«, antwortete Jurado und quiekte, als Padre Salvadors Klinge die Haut an seinem Hals ritzte.

»Es wird dir wehtun, wenn du lügst«, sagte der Priester. »Hast du die Briefe?«

»Ich habe sie, ja!«

»Dann zeig sie mir.«

Padre Salvador ließ Jurado aufstehen und blieb dicht bei ihm, als Jurado in ein Zimmer ging, das zur Straße hin lag, auf der der Priester gewartet hatte. Stahl ließ einen Feuerstein Funken schlagen, dann wurde eine Kerze entzündet. Nun konnte Jurado seinen Angreifer deutlich sehen, und er glaubte, es mit einem verkleideten Soldaten zu tun zu haben, denn das Gesicht wollte einfach nicht zu einem Priester passen. Es war finster, die Augen gnadenlos. »Die Briefe stehen zum Verkauf«, erklärte Jurado und schnappte dann nach Luft, als Padre Salvador ihm in den Magen schlug.

»Ich habe dir doch gesagt, du sollst nur sprechen, wenn ich dich etwas frage«, sagte der Priester. »Und jetzt zeig mir die Briefe.«

Der Raum war klein, aber gemütlich. Es war offensichtlich, dass Jurado Luxus zu schätzen wusste. Zwei Sofas standen einem leeren Kamin gegenüber, über dem ein Spiegel mit goldenem Rahmen hing. Der Boden war mit Teppichen

bedeckt, und an der Wand hingen drei Gemälde nackter Frauen. Unter dem Fenster stand ein Sekretär, und dort schloss der verängstigte Mann nun eine Schublade auf und holte einen Stapel Briefe heraus, die mit einem schwarzen Band zusammengebunden waren. Den legte er dann auf den Sekretär und trat einen Schritt zurück.

Padre Salvador schnitt das Band auf und breitete die Briefe auf der mit Leder bezogenen Schreibfläche aus. »Sind das alle?«

»Alle fünfzehn«, antwortete Jurado.

»Und die Hure?«, verlangte Padre Salvador zu wissen. »Hat sie auch noch welche?«

Jurado zögerte. Dann sah er das Messer des Priesters im Kerzenschein funkeln. »Sie hat noch sechs.«

»Sie hat sie behalten?«

»Ja, Padre.«

»Warum?«

Jurado zuckte mit den Schultern. »Fünfzehn reichen doch, oder? Vielleicht kann sie die anderen ja später verkaufen. Oder vielleicht mag sie den Mann ja immer noch. Wer weiß? Wer versteht schon die Frauen? Aber …« Er wollte gerade eine Frage stellen, doch dann bekam er Angst, wieder geschlagen zu werden.

»Sprich weiter«, forderte Padre Salvador ihn auf und nahm sich willkürlich ein paar Briefe.

»Woher wissen Sie überhaupt von diesen Briefen? Außer den Engländern habe ich niemandem davon erzählt.«

»Deine Hure ist zur Beichte gegangen«, antwortete Padre Salvador.

»Caterina? Sie hat gebeichtet?«

»Das macht sie jedes Jahr einmal«, erklärte Padre Salvador und überflog einen Brief, »und zwar immer am Namenstag

ihrer Schutzheiligen. Sie ist in die Kathedrale gekommen, hat Gott von ihren vielen Sünden erzählt, und ich habe ihr in seinem Namen die Absolution erteilt. Wie viel willst du für die Briefe?«

»Dreihundert englische Guineas«, antwortete Jurado. »Es sind fünfzehn Briefe, und ich will zwanzig pro Stück.« Allmählich kehrte sein Selbstbewusstsein zurück. Er hatte stets eine geladene Pistole in der obersten Schublade. Jeden Tag prüfte er den Hahn und mindestens einmal im Monat das Pulver. Und seine Angst war inzwischen weit genug abgeklungen, dass er verstand, dass es sich bei Padre Salvador tatsächlich um einen Priester handelte – einen Furcht erregenden Priester zwar, aber immer noch ein Mann Gottes. »Wenn Sie spanisches Geld vorziehen, Padre«, fuhr er fort, »dann gehören die Briefe für dreizehnhundert Real Ihnen.«

»Dreizehnhundert Real?«, erwiderte Padre Salvador gedankenverloren. Er las gerade einen der Briefe. Er war auf Englisch geschrieben, doch das bereitete dem Priester keine Probleme, das hatte er in Hampshire gelernt. Der Verfasser des Briefes war über beide Ohren verliebt und so dumm gewesen, diese Liebe zu Papier zu bringen. Der Narr hatte Versprechen gemacht, doch das Mädchen, dem er sie gemacht hatte, war eine Hure gewesen, und Jurado war ihr Zuhälter, und jetzt wollte der Zuhälter den Briefschreiber erpressen.

»Ich habe eine Antwort bekommen.« Der Zuhälter wagte es tatsächlich, ohne Aufforderung zu sprechen.

»Von dem Engländer?«

»Ja, Padre. Sie ist da drin.« Jurado deutete auf die unterste Schublade des Sekretärs. Padre Salvador nickte zum Zeichen der Einwilligung, und Jurado öffnete die Schublade. Dann schrie er, als ihn eine Faust so hart traf, dass er gegen die Tür hinter sich geworfen wurde. Die Tür gab nach, und

Jurado fiel ins Schlafzimmer. Padre Salvador nahm die Pistole aus der Schublade, öffnete die Pfanne, blies das Pulver heraus und warf die nutzlose Waffe auf eines der beiden Seidensofas. »Du hast gesagt, du hättest eine Antwort bekommen«, bemerkte er in einem Tonfall, als wäre nichts geschehen.

Jurado zitterte. »Sie haben gesagt, sie würden zahlen.«

»Und hast du den Austausch arrangiert?«

»Noch nicht.« Jurado zögerte. »Gehören Sie zu den Engländern?«

»Gott sei Dank nein! Ich gehöre zur heiligen römisch-katholischen Kirche. Und? Hast du nun Kontakt zu den Engländern oder nicht?«

»Ich soll eine Nachricht im Cinco Torres hinterlassen.«

»Und an wen ist die adressiert?«

»An Señor Plummer.«

Das Cinco Torres war ein Kaffeehaus an der Calle Ancha. »In deiner nächsten Botschaft«, sagte Padre Salvador, »wirst du diesem Plummer also sagen, wo er dich treffen soll, korrekt? Wo der Austausch stattfinden soll?«

»Ja, Padre.«

»Du warst äußerst hilfreich, mein Sohn«, sagte Padre Salvador, dann streckte er die Hand aus, um Jurado in die Höhe zu ziehen. Dankbar ließ Jurado sich helfen, und erst in der allerletzten Sekunde sah er das Messer in der Hand des Priesters.

Padre Salvador verzog das Gesicht, als er die Klinge quer durch die Kehle seines Opfers zog. Das war schwerer, als er gedacht hatte, und er stieß ein Grunzen aus, als er durch Kehlkopf, Adern und Muskeln schnitt.

Der Zuhälter brach zusammen und gab ein Gurgeln von sich. Padre Salvador hielt Jurado fest, während er starb. Es war eine riesige Sauerei, doch auf Padre Salvadors

schwarzer Soutane würde das Blut nicht zu sehen sein. Etwas Blut sickerte durch die Bodenbretter und tropfte in die Sattlerei, die den größten Teil des Erdgeschosses einnahm. Es dauerte über eine Minute, bis der Zuhälter gestorben war, und die ganze Zeit über triefte Blut hindurch, doch schließlich war Jurado tot, und Padre Salvador schlug ein Kreuz über dem Gesicht des Toten und sprach ein kurzes Gebet für dessen Seele. Anschließend steckte er das Messer wieder weg, wischte sich die Hände am Mantel der Leiche ab und ging zum Sekretär zurück.

In einer der Schubladen fand er einen großen Stapel Geld. Er steckte die zusammengefalteten Scheine in seinen linken Stiefel und nahm dann die Briefe an sich. Er verstaute sie in einem Kissenbezug und steckte sie in seine Soutane, damit sie trocken blieben. Schließlich goss er sich noch ein Glas Sherry aus einer Karaffe ein, und während er daran nippte, dachte er an das Mädchen, an das die Briefe adressiert waren. Er wusste, dass sie nur zwei Straßen von hier entfernt lebte, und sie hatte immer noch sechs Briefe, doch er besaß fünfzehn. Das waren mehr als genug, entschied er. Außerdem war das Mädchen mit ziemlicher Sicherheit nicht daheim, sondern bei einem Freier in einem der prachtvolleren Schlafgemächer von Cadiz.

Padre Salvador blies die Kerze aus und trat wieder in die Nacht hinaus, wo sich die Wellen am Rand der Stadt brachen und die großen Segel in der nassen Dunkelheit wie Kanonen knallten. Padre Salvador Montseny, Mörder, Priester, Patriot, hatte gerade dafür gesorgt, dass Spanien gerettet war.

Es hatte alles so gut begonnen.

In der mondhellen Nacht lag der Guadiana unter der Leichten Kompanie des South Essex wie flüssiges Silber, das träge zwischen den schwarzen Hügeln hindurchfloss. Fort Joseph, das nach Napoleons Bruder benannt worden war, der französischen Marionette auf dem spanischen Thron, lag auf dem Hügel, der der Kompanie am nächsten war, während

sich Fort Josephine, benannt nach der abgeschobenen Ehefrau des Kaisers, oberhalb eines langen Hangs am anderen Ufer befand. Fort Joseph lag in Portugal, Fort Josephine in Spanien, und zwischen den beiden Forts gab es eine Brücke.

Sechs Leichte Kompanien waren unter dem Befehl von Brigadier General Sir Barnaby Moon aus Lissabon hierhergeschickt worden. Brigadier Moon war der kommende Mann, ein Offizier, der für Höheres bestimmt war, und das hier war sein erstes Kommando. Wenn er hier alles richtig machte und die Brücke zerstörte, dann stand ihm eine Zukunft bevor so glänzend wie der Fluss, der sich zwischen den dunklen Hügeln hindurchwand.

Und es hatte alles so gut begonnen. Die sechs Kompanien waren im Morgennebel mit Fähren über den Tajo gebracht worden und dann durch den Süden Portugals marschiert, der eigentlich französisches Gebiet war, doch die Guerilleros hatten den Briten versichert, die Franzosen hätten ihre wenigen Garnisonen abgezogen, und so war es dann auch gewesen. Nun, nur vier Tage, nachdem sie Lissabon verlassen hatten, hatten sie den Fluss und die Brücke erreicht. Bald würde die Sonne aufgehen. Die britischen Soldaten standen am Westufer des Guadiana, wo sich Fort Joseph auf einem Hügel am Fluss erhob. Die Schatten der Mauern waren deutlich im Licht der Feuer dahinter zu erkennen. Zwar schwächte die Dämmerung diesen Effekt mehr und mehr ab, doch dann und wann war nach wie vor ein Mann hinter den Schießscharten zu sehen.

Die Franzosen waren wach. Die sechs britischen Leichten Kompanien wussten das, weil zum Wecken geblasen worden war – erst im weiter entfernten Fort Josephine, dann in Fort Joseph. Aber nur weil die Franzosen nicht mehr schliefen, hieß das noch lange nicht, dass sie auch wachsam waren. Wenn man Männer jeden Tag in der kalten Dämmerung weckt, lernen sie schon bald, ihre Träume mit auf die

Wehrgänge zu nehmen. Dann sahen sie vielleicht so aus, als würden sie aufmerksam in die Dunkelheit spähen, doch in Wahrheit dachten sie an ihre Frauen daheim in Frankreich, an die Frauen, die noch in den Baracken schliefen, oder an die Frauen, von denen sie sich wünschten, sie wären hier bei ihnen im Fort, Frauen, von denen sie nur träumen konnten. Sie waren noch halb im Schlaf.

Und die Forts waren den ganzen Winter über ungestört gewesen. Natürlich gab es Guerilleros in den Bergen hier, doch die wagten sich nur selten näher an die Forts heran, die über Geschütze verfügten, und nur mit Musketen bewaffnete Bauern lernten rasch, dass sie es nicht mit Artillerie in befestigten Stellungen aufnehmen konnten. Die spanischen und portugiesischen Guerillakämpfer lockten entweder die Furagiere der französischen Truppen, die dreißig Meilen entfernt Badajoz belagerten, in Hinterhalte, oder sie versetzten den Streitkräften Maréchal Victors Nadelstiche, der einhundertfünfzig Meilen weiter südlich versuchte, Cadiz einzunehmen.

Einst hatten fünf gute Steinbrücken den Guadiana zwischen Badajoz und dem Meer überspannt, doch die waren inzwischen allesamt von der einen oder anderen Konfliktpartei gesprengt worden, sodass jetzt nur noch diese eine französische Pontonbrücke die beiden Belagerungsarmeen des Kaisers miteinander verband. Sie wurde nicht oft benutzt. Das Reisen in Portugal oder Spanien war gefährlich für Franzosen, denn die Guerilleros waren gnadenlos. Doch ein-bis dreimal die Woche knarrte die Pontonbrücke unter dem Gewicht von Artillerie, und alle paar Tage überquerte ein Kurierreiter mit einer Abteilung Dragoner als Eskorte den Fluss. Einheimische wiederum nutzten die Brücke nur äußerst selten. Zum einen konnten sie sich den Zoll nicht leisten, und zum anderen wollten sie sich nicht der Feindseligkeit der beiden Garnisonen aussetzen. Der Krieg schien hier weit entfernt zu sein,

weshalb die Verteidiger auf den Wällen wohl auch eher von Frauen träumten, anstatt nach Feinden Ausschau zu halten, die über einen Ziegenpfad in die Dunkelheit des Tales westlich von Fort Joseph hinabgestiegen waren.

Captain Richard Sharpe, kommandierender Offizier der Leichten Kompanie des South Essex Regiments, war jedoch nicht unten im Tal. Er stand bei seiner Kompanie auf einem Hügel nördlich des Forts. Seine Aufgabe war die leichteste an diesem Morgen. Er sollte ein Ablenkungsmanöver durchführen, was hieß, dass keiner seiner Männer an diesem Morgen sterben oder auch nur verwundet werden dürfte. Das freute Sharpe, doch er wusste, dass man ihm diese leichte Aufgabe nicht als Belohnung übertragen hatte, sondern weil Moon ihn nicht leiden konnte. Der Brigadier hatte ihm das klar und deutlich zu verstehen gegeben, als sich die sechs Leichten Kompanien in Lissabon bei ihm gemeldet hatten. »Mein Name ist Moon«, hatte der Brigadier gesagt, »und Sie, Sharpe, haben einen gewissen Ruf.«

Überrascht von dieser unerwartet direkten Begrüßung hatte Sharpe ihn mit großen Augen angeschaut. »Habe ich?«

»Spielen Sie hier nicht den Unschuldigen, Mann«, hatte Moon erwidert und auf das Abzeichen des South Essex gedeutet, das einen in Ketten gelegten Adler zeigte. Sharpe und sein Sergeant, Patrick Harper, hatten diesen Adler in der Schlacht bei Talavera von den Franzosen erbeutet, und mit so etwas verdiente man sich in der Tat »einen gewissen Ruf«, wie Moon sich ausdrückte. »Unter meinem Kommando ist kein Platz für Heldentaten, Sharpe«, fuhr der Brigadier fort.

»Jawohl, Sir.«

»Einfaches, gutes Kriegshandwerk – *damit* gewinnt man Kriege«, sagte Moon. »Gewöhnliche Dinge gut zu machen, das ist, was zählt.« Das entsprach zwar ohne Zweifel der

Wahrheit, dennoch war es seltsam, das ausgerechnet aus dem Mund von Sir Barnaby Moon zu hören, dessen Ruf alles andere als gewöhnlich war. Moon war jung, nur einunddreißig Jahre alt, und obwohl er erst knapp ein Jahr in Portugal war, hatte er sich schon einen Namen gemacht. Bei Bucaco hatte er mit seinem Bataillon auf dem Hügelkamm gekämpft, den die Franzosen hinaufgeklettert und wo sie gestorben waren, und er hatte zwei seiner Plänkler gerettet, indem er durch die Reihen seiner Männer galoppiert war und die Franzosen mit dem Säbel erschlagen hatte, die die Plänkler gefangen genommen hatten. »Ich werde meine Füsiliere doch nicht von diesen verdammten Froschfressern gefangen nehmen lassen. Niemals!«, hatte er verkündet und die beiden Männer wieder zurückgeführt. Seine Soldaten hatten ihm zugejubelt, und er hatte seinen Dreispitz abgenommen und sich im Sattel vor ihnen verneigt. Außerdem war er als Spieler und gnadenloser Schürzenjäger verschrien, und da er ebenso reich wie gut aussehend war, hatte er auch viel Erfolg. London, so hieß es, sei ein viel sichererer Ort geworden, nun, da Sir Barnaby in Portugal war. Allerdings würden jetzt wohl ein paar Damen in Lissabon Kinder zur Welt bringen, die später Sir Barnabys schmales Gesicht, sein blondes Haar und die ungewöhnlich blauen Augen haben würden. Kurz gesagt, Sir Barnaby war alles Mögliche, aber mit Sicherheit kein gewöhnlicher Soldat, und doch war es genau das, was er nun von Sharpe verlangte, und Sharpe gehorchte ihm nur allzu gern. »Bei mir müssen Sie sich keinen Ruf verdienen, Sharpe«, hatte Sir Barnaby gesagt.

»Ich werde mich bemühen, Sir«, hatte Sharpe erwidert und dafür einen bösen Blick kassiert. Seitdem ignorierte Moon ihn weitgehend. Jack Bullen, Sharpes Lieutenant, nahm an, dass der Brigadier schlicht eifersüchtig war.

»Seien Sie nicht albern, Jack«, hatte Sharpe gesagt, als Bullen das zum ersten Mal erwähnt hatte.

Doch Lieutenant Bullen war stur geblieben. »Sir, in jedem Drama ist nur Platz für *einen* Helden. Die Bühne ist schlicht zu klein für zwei.«

»Sind Sie jetzt auch noch Theaterexperte, Jack?«

»Ich bin Experte für alles mit Ausnahme der Dinge, die in Ihr Spezialgebiet fallen«, hatte Bullen gesagt, und Sharpe hatte gelacht. Die Wahrheit, nahm Sharpe an, war wohl eher, dass Moon wie die meisten Offiziere instinktiv jedem Mann misstraute, der aus den Mannschaftsrängen in den Offiziersstand erhoben worden war. Sharpe war der Armee als einfacher Schütze beigetreten und hatte später als Sergeant gedient. Jetzt war er jedoch Captain, und manch einer betrachtete Sharpes Aufstieg als Affront gegen die natürliche Ordnung. Sharpe hatte jedoch kein Problem damit. Er würde für Ablenkung sorgen, das Kämpfen den anderen fünf Kompanien überlassen und schließlich wieder nach Lissabon und zu seinem Bataillon zurückkehren. In ein, zwei Monaten, wenn der Frühling nach Portugal kam, würden sie aus den Stellungen vor Torres Vedras in Richtung Norden marschieren und die Truppen von Maréchal Masséna nach Spanien verfolgen. Dort würde es im Frühjahr dann noch genug Kämpfe geben, auch für Emporkömmlinge.

»Da ist das Licht, Sir«, sagte Sergeant Patrick Harper. Er lag flach auf dem Bauch neben Sharpe und spähte ins Tal hinab.

»Bist du sicher?«

»Da – wieder, Sir. Haben Sie es gesehen?«

Der Brigadier verfügte über eine Abblendlaterne, und indem er eine ihrer Klappen öffnete, konnte er Sharpe Signale geben, ohne dass die Franzosen es sahen. Das Licht blitzte erneut auf, und Sharpe rief seinen Männern zu: »Jetzt, Männer!«

Sie mussten nichts weiter tun, als sich zu zeigen. Allerdings würden sie nicht in Linie antreten, sondern zerstreut, sodass sie wie Guerilleros aussahen. Das Ziel war, die

Aufmerksamkeit der Franzosen in Richtung Norden zu lenken, sodass sie den von Westen erfolgenden Angriff nicht bemerkten.

»Mehr haben wir nicht zu tun?«, fragte Harper. »Wir pissen hier oben nur ein wenig in der Gegend rum?«

»Mehr oder weniger«, antwortete Sharpe. »Aufstehen, Männer! Zeigt euch den Froschfressern!«

Die Umrisse der Leichten Kompanie waren deutlich auf dem Kamm zu sehen, und das Licht des frühen Morgens reichte gerade so, um zu erkennen, dass die Franzosen in Fort Joseph sie bemerkt hatten. Ohne Zweifel richteten die französischen Offiziere jetzt ihre Ferngläser auf den Hügel, doch Sharpes Männer trugen Mäntel über ihren Uniformen, sodass die Abzeichen nicht zu sehen waren, und Sharpe hatte ihnen befohlen, die Tschakos abzunehmen, damit sie nicht als Soldaten zu erkennen waren.

»Dürfen wir wenigstens ein, zwei Schuss auf die Frösche abfeuern?«, fragte Harper.

»Wir wollen sie doch nicht aufregen«, erwiderte Sharpe. »Wir wollen nur, dass sie uns beobachten.«

»Aber wenn sie richtig aufgewacht sind, dann dürfen wir doch auf sie schießen, oder?«

»Wenn sie die anderen sehen, ja. Dann servieren wir ihnen ein Frühstück nach Grünrockart.«

Sharpes Kompanie war einmalig, denn obwohl die meisten seiner Männer den typischen roten Rock der britischen Infanterie trugen, war eine ganze Reihe anderer in den grünen Jacken der Rifle-Bataillone zu sehen. Der Grund dafür war ein Versehen. Sharpe und seine Riflemen waren während des Rückzugs nach La Coruña vom Rest ihrer Einheit abgeschnitten worden, und als sie es schließlich nach Lissabon geschafft hatten, hatte man sie vorübergehend den Rotröcken des South Essex zugeteilt, und irgendwie waren sie dort hängen geblieben. Die

Grünröcke hatten Gewehre. Für die meisten Menschen sah ein Gewehr schlicht wie eine kurze Muskete aus, doch der Unterschied war nicht äußerlich, sondern lag im Lauf verborgen. Die Baker Rifle hatte sieben Züge, die in regelmäßigen Abständen über den Lauf verteilt waren, und diese Züge gaben der Kugel einen Drall, der sie tödlich genau machte. Eine Muskete war rasch zu laden und rasch abzufeuern, doch bei allem, was mehr als sechzig Schritt entfernt war, brauchte man gar nicht erst zu zielen. Das Gewehr wiederum war auf eine dreimal so große Distanz tödlich. Die Franzosen verfügten über keine Gewehre, und das hieß, dass Sharpes Grünröcke auf dem Hügel liegen und die Verteidiger unter Beschuss nehmen konnten, ohne das Feuer der Franzosen fürchten zu müssen.

»Da sind sie«, sagte Harper.

Die fünf Leichten Kompanien rückten den Hügel hinauf vor. Ihre roten Uniformen wirkten schwarz im Zwielicht. Ein paar Soldaten trugen kurze Leitern. Sie haben eine echte Scheißarbeit vor sich, dachte Sharpe.

Das Fort war von einem trockenen Graben umgeben, und vom Grund des Grabens bis zur Brüstung waren es mindestens zehn Fuß. Außerdem war die Brüstung noch mit spitzen Pfählen gesichert. Die Rotröcke mussten den Graben überqueren, ihre Leitern zwischen den Pfählen platzieren und unter dem Musketenfeuer der Verteidiger nach oben klettern. Und schlimmer noch: Sie mussten sich den Kanonen stellen. Die französischen Geschütze waren ohne Zweifel geladen, aber mit was? Mit Kugeln oder mit Kartätschen? Sollten es Kartätschen sein, dann würden Moons Truppen von der ersten Salve hart getroffen werden. Kugeln richteten hingegen weit weniger Schaden gegen Infanterie an.

Doch das war nicht Sharpes Problem. Sharpe ging über den Hügel und achtete dabei sorgfältig darauf, dass man ihn vor dem heller werdenden Himmel sehen konnte, und

wundersamerweise hatten die Franzosen die vierhundert Mann, die von Westen her auf sie zu marschierten, noch immer nicht bemerkt.

»Vorwärts, Jungs«, murmelte Harper vor sich hin. Seine Worte waren jedoch nicht an alle vorrückenden Kompanien gerichtet, sondern nur an die Jungs des 88th, der Connaught Ranger, eines irischen Regiments.

Sharpe schaute nicht hin. Plötzlich hatte ihn der Aberglaube überkommen, dass der Angriff scheitern würde, sollte er zuschauen. So starrte er stattdessen zum Fluss hinab und zählte die Pontons der Brücke, die als dunkle Schatten im Nebel über dem Wasser zu erkennen waren. Sharpe beschloss, erst wieder zum Fort zu schauen, wenn der erste Schuss erklang. Einunddreißig, zählte er schließlich, was hieß, dass die Pontons einen Abstand von je zehn Fuß hatten, denn der Fluss war hier knapp über hundert Yards breit. Die Pontons waren große, klobige, eckige Barken, über die man Planken gelegt hatte. Der Winter war in ganz Südspanien und Portugal ungewöhnlich nass gewesen, und dementsprechend viel Wasser führte der Guadiana nun. Sharpe sah deutlich, wie es an den Stellen schäumte, wo es auf die Pontons traf. Jedes Boot war einzeln im Flussbett verankert und über Taue am Bug mit seinen Nachbarn verbunden, während schwere Balken, die quer auf den Bootskörpern lagen, die Planken trugen, welche die eigentliche Brücke bildeten. Vermutlich wog sie mehr als hundert Tonnen, schätzte Sharpe, und ihr Auftrag würde erst zu Ende sein, wenn diese Brücke zerstört war.

»Die Bastarde sind ja wirklich verschlafen«, bemerkte Harper verwundert. Vermutlich sprach er von der Besatzung des Fort Joseph, doch Sharpe wollte noch immer nicht hinschauen. Er starrte zu Fort Josephine auf der anderen Seite des Flusses, wo er sah, wie sich Männer um ein Geschütz drängten. Dann traten sie zurück, das Geschütz feuerte, und schmutziger Rauch erschien über dem dünner

werdenden Nebel. Das Geschütz hatte eine Kartätsche abgefeuert. Das Geschoss zerbarst, kaum dass es die Mündung verlassen hatte, und einen halben Zoll dicke Kugeln rasten durch die Luft und auf Sharpes Hügelkamm. Der Knall des Schusses hallte durch das Tal. »Jemand getroffen?«, rief Sharpe. Niemand antwortete ihm.

Das Geschützfeuer veranlasste die Besatzung des näher gelegenen Forts, ihre Aufmerksamkeit nur umso mehr auf den Hügel zu richten. Sie richteten nun eine ihrer eigenen Kanonen auf Sharpe und seine Männer aus und zielten so, dass die Kartätschenladung genau über den Kamm fegen würde.

»Haltet die Köpfe unten!«, befahl Sharpe. Dann ertönte das dumpfe Knallen von Musketen, und er wagte es, wieder zu den Angreifern zu blicken.

Es war so gut wie vorbei. Die Rotröcke waren bereits im Graben und sogar noch mehr auf den Leitern, und Sharpe sah, wie die Infanteristen über die Brüstung sprangen und sich mit aufgepflanztem Bajonett auf die Franzosen stürzten. Seine Gewehre waren unnötig.

»Macht, dass ihr außer Sichtweite der verdammten Kanonen kommt!«, brüllte er, und seine Männer liefen vom Kamm hinunter. Ein zweites Geschütz schoss vom Fort auf der anderen Flussseite, und eine Musketenkugel riss ein Loch in Sharpes Mantel, während eine weitere den Tau vom Gras zu seinen Füßen fegte. Doch dann war er vom Hügel herunter und den Blicken der Schützen verborgen.

In Fort Joseph feuerte kein Geschütz. Die Garnison war vollkommen überrascht worden. Inzwischen waren Rotröcke mitten im Fort zu sehen, und panische Franzosen rannten aus dem Osttor und zur Brücke, die sie über den Fluss und in die Sicherheit von Fort Josephine auf der spanischen Seite bringen würde. Das Musketenfeuer ebbte ab. Vielleicht ein Dutzend Franzosen waren gefangen genommen worden, der

Rest auf der Flucht, und noch viel mehr schienen auf die Brücke zuzulaufen. Die Rotröcke brüllten ihre Kriegsschreie in die Morgendämmerung und schwenkten die Bajonette, was die wilde Flucht nur noch beflügelte. Die französische Trikolore wurde bereits eingeholt, bevor die letzten Briten den Graben überquert und die Mauer erklommen hatten. Alles war sehr schnell gegangen.

»Unsere Arbeit ist getan«, erklärte Sharpe. »Runter zum Fort.«

»Das war ja leicht«, bemerkte Jack Bullen glücklich.

»Es ist noch nicht vorbei, Jack.«

»Meinen Sie die Brücke?«

»Die muss noch zerstört werden.«

»Aber das Schwierigste haben wir hinter uns.«

»Das stimmt«, bestätigte Sharpe. Er mochte Jack Bullen, einen schroffen Jungen aus Essex, der sich nie beschwerte und hart arbeitete. Und auch die Männer mochten ihn. Bullen behandelte sie fair und zeigte dabei das Selbstvertrauen eines Mannes von privilegierter Geburt. Doch trotz seines privilegierten Standes war er keinesfalls herablassend, sondern stets von einer gewissen Leutseligkeit. Für Sharpe war er ein guter Offizier.

In Reihe stiegen sie den Hügel hinunter, kletterten durch das felsige Tal, überquerten den kleinen, kalten Bach, der von den Hügeln herabfloss, und marschierten den nächsten Hügel zum Fort hinauf, wo die Sturmleitern noch immer an der Brüstung lehnten. Dann und wann feuerte trotzig ein Geschütz aus Fort Josephine, doch die Kugeln schlugen nutzlos in das Flechtwerk auf der Brüstung ein. »Ah, da sind Sie ja, Sharpe«, grüßte Brigadier Moon unerwartet freundlich. Vor lauter Freude über den Sieg hatte er seine Abneigung gegen Sharpe ganz vergessen.

»Ich gratuliere Ihnen, Sir.«

»Was? Oh – danke – sehr großzügig von Ihnen.« Sharpes Lob schien Moon nicht zu rühren. »Es ist besser gelaufen, als ich zu hoffen gewagt habe. Da drüben steht Tee auf dem Feuer. Lassen Sie Ihre Männer was trinken.«

Die französischen Gefangenen saßen in der Mitte des Forts. In den Ställen hatte man ein Dutzend Pferde gefunden, die nun gesattelt wurden, vermutlich weil Moon, der seit der Überquerung des Tajo zu Fuß marschiert war, glaubte, er habe sich das Privileg verdient, auf dem Rückweg zu reiten. Ein gefangen genommener Offizier stand neben dem Brunnen und schaute untröstlich zu, wie die siegreichen britischen Soldaten fröhlich die Sachen durchwühlten, die sie in den Baracken gefunden hatten. »Frisches Brot!« Major Gillespie, einer von Moons Adjutanten, warf Sharpe einen Laib zu. »Und es ist noch warm. Die Bastarde leben wirklich gut.«

»Ich dachte, die stünden kurz vor dem Verhungern.«

»Also hier jedenfalls nicht. Das hier ist das Land, wo Milch und Honig fließen.«

Moon stieg die Treppe zur Ostbastion hinauf, die der Brücke gegenüberlag, und machte sich daran, die Magazine neben den Geschützen zu untersuchen. Die Artilleristen von Fort Josephine sahen seinen roten Rock, und ihre Geschosse pfiffen durch die Luft. Moon ignorierte sie. »Sharpe!«, rief er und wartete, bis der Rifleman zu ihm heraufgekommen war. »Zeit, dass Sie sich Ihren Sold verdienen, Sharpe«, sagte er. Sharpe erwiderte nichts darauf, sondern schaute nur zu, wie der Brigadier in ein weiteres Magazin blickte. »Kugeln«, verkündete Moon, »ganz gewöhnliche Munition und Kartätschen, aber nur mit großen Kugeln – wie auf See.«

»Keine mit Musketenkugeln, Sir?«

»Nein, das ist definitiv Schiffsmunition. Die Bastarde haben aber keine Schiffe mehr, also haben sie die übrig gebliebene Schiffsmunition wohl hierhergeschafft.« Er ließ den Deckel

des Magazins fallen und schaute zur Brücke hinaus. »Mit normaler Munition werden wir das Ding wohl kaum kaputt bekommen«, bemerkte er. »Unten in den Baracken sind gut zwanzig Frauen. Lassen Sie sie von ein paar Ihrer Männer über die Brücke eskortieren. Übergeben Sie sie den Franzosen mit meinen besten Wünschen. Der Rest von Ihren Leuten kann dann Sturridge helfen. Der wird die andere Seite in die Luft jagen müssen.«

Lieutenant Sturridge war ein Royal Engineer, ein Pionier, dessen Aufgabe es war, die Brücke zu zerstören. Er war ein nervöser junger Mann, der offenbar Angst vor Moon hatte. »Die andere Seite?«, fragte Sharpe, um sicherzustellen, dass er richtig gehört hatte.

Moon schaute ihn genervt an. »Sharpe, wenn wir die Brücke auf dieser Seite zum Einsturz bringen«, erklärte er in einem Tonfall, als rede er mit einem dummen Kind, »dann wird das verdammte Ding den Fluss hinabtreiben, aber am anderen Ufer noch befestigt sein. So können die Franzosen die Pontons retten. Es wäre wohl reichlich sinnlos, wenn wir so weit marschiert wären, nur um den Franzosen eine Pontonbrücke zu lassen, die sie ohne Probleme wieder aufbauen können. Aber wenn wir die Brückenaufhängung auf der spanischen Seite sprengen, dann treiben die Pontons auf unsere Seite, und wir können sie verbrennen.« Eine Kartätschenladung zischte über ihre Köpfe hinweg, und der Brigadier warf einen verärgerten Blick in Richtung Fort Josephine. »Und jetzt beeilen Sie sich«, sagte er an Sharpe gewandt. »Ich will morgen früh wieder von hier weg sein.«

Männer des 74th bewachten die achtzehn Frauen. Sechs davon waren Offiziersgattinnen. Sie standen ein wenig abseits von den anderen und versuchten, tapfer auszusehen. »Sie werden sie rüberbringen«, sagte Sharpe zu Jack Bullen.

»Sir?«

»Sie mögen doch Frauen, oder?«

»Natürlich, Sir.«

»Und Sie sprechen auch ein wenig von dieser furchtbaren Sprache, nicht wahr?«

»Sogar furchtbar gut, Sir.«

»Dann bringen Sie die Damen über die Brücke und hinauf zu dem anderen Fort.«

Während Lieutenant Bullen versuchte, die Frauen davon zu überzeugen, dass ihnen kein Leid geschehen würde und dass sie ihre Sachen zusammensuchen sollten, um anschließend über die Brücke gebracht zu werden, suchte Sharpe nach Sturridge. Er fand den Pionier im Hauptmagazin des Forts. »Pulver«, begrüßte Sturridge Sharpe. Er hatte gerade ein Fass geöffnet und schmeckte das Schwarzpulver. »Und zwar verdammt schlechtes.« Er spie es aus und verzog das Gesicht. »Dieses verfluchte französische Pulver. Das ist doch nur Staub – und auch noch feucht.«

»Wird es denn funktionieren?«

»Also, einen Knall werden wir wohl hören«, knurrte Sturridge düster.

»Ich werde Sie über die Brücke bringen«, verkündete ihm Sharpe.

»Da draußen steht ein Handkarren«, sagte Sturridge. »Den werden wir brauchen. Fünf Fässer sollten reichen, selbst von diesem Müll.«

»Haben Sie auch Zündschnüre?«

Sturridge knöpfte seine blaue Jacke auf, um zu zeigen, dass er sich mehrere Yards Zündschnur um die Taille gewickelt hatte. »Sie haben wohl geglaubt, ich sei einfach fett.« Er grinste. »Übrigens – warum lässt er die Brücke nicht einfach auf dieser Seite sprengen? Oder in der Mitte?«

»Er will vermeiden, dass die Franzosen sie reparieren.«

»Das können sie so oder so nicht. Man braucht schon einen fähigen Ingenieur, um so eine Brücke zu bauen. Sie in die Luft zu jagen mag ja einfach sein, aber ihr Bau ist nichts für Amateure.« Sturridge schloss das Pulverfass wieder. »Ich nehme an, den Franzosen wird es nicht gerade gefallen, wenn wir uns da drüben an die Arbeit machen.«

»Davon können wir wohl ausgehen.«

»Dann ist das also der Ort, wo ich für England sterben werde, hm?«

»Deshalb bin ich ja da – um sicherzustellen, dass das nicht passiert.«

»Welch ein Trost«, seufzte Sturridge. Er schaute zu Sharpe, der mit verschränkten Armen an der Wand lehnte. Der Schatten des Tschakos fiel auf Sharpes Gesicht, doch seine Augen funkelten hell. Das Gesicht war vernarbt, hart, wachsam und hager. »Ich meine das ernst«, sagte Sturridge. »Das ist wirklich ein Trost.« Dann zuckte er unwillkürlich zusammen, als der Brigadier im Hof bellte und zu wissen verlangte, wo Sturridge steckte und warum die verdammte Brücke noch immer intakt war. »Dieser verdammte Kerl«, knurrte Sturridge.

Sharpe kehrte ins Sonnenlicht zurück, wo Moon gerade ein requiriertes Pferd einritt und vor den französischen Frauen, die sich am Osttor versammelt hatten, mit seiner Reitkunst prahlte. Jack Bullen hatte dort einen Handkarren für ihr Gepäck bereitgestellt. Sharpe befahl, das Gepäck wieder abzuladen und den Karren zum Magazin zu bringen, wo Harper und ein halbes Dutzend Männer ihn mit Pulver beluden. Das Gepäck der Frauen wurde anschließend wieder draufgelegt. »So sind die Pulverfässer versteckt«, erklärte Sharpe Harper.

»Versteckt, Sir?«

»Was, glaubst du wohl, werden die Froschfresser tun, wenn sie sehen, wie wir mit dem Pulver die Brücke überqueren?«

»Also, glücklich werden sie nicht gerade sein, Sir.«

»Nein, Pat, das werden sie nicht. Sie werden uns als Zielscheiben benutzen.«

Es war schon Vormittag, als endlich alles bereit war. Die Franzosen in Fort Josephine hatten ihr unsinniges Geschützfeuer inzwischen eingestellt. Sharpe hatte erwartet, dass der Feind einen Abgesandten über den Fluss schicken würde, um sich nach den Frauen zu erkundigen, doch es war niemand gekommen. »Drei der Offiziersgattinnen gehören zum Achten«, bemerkte Jack Bullen Sharpe gegenüber.

»Was meinen Sie damit?«, hakte Sharpe nach.

»Das ist ein französisches Regiment, Sir. Das Achte. Es war in Cadiz, ist aber nach Badajoz verlegt worden, um dort die Belagerer zu verstärken. Das Regiment liegt auf der anderen Seite des Flusses, Sir, doch einige der Offiziere und ihre Frauen haben die letzte Nacht hier verbracht. Hier sind die Quartiere besser, wissen Sie?« Bullen hielt kurz inne. Offensichtlich erwartete er irgendeine Reaktion von Sharpe. »Verstehen Sie nicht, Sir? Da drüben liegt ein ganzes französisches Regiment, das Achte. Da gibt es nicht nur eine Garnison, sondern ein ganzes, kampfbereites Regiment. Oh, mein Gott!« Letzteres galt zwei Frauen, die sich von den anderen gelöst hatten und nun auf Spanisch auf ihn einredeten. Bullen beruhigte sie mit einem Lächeln. »Sie sagen, sie seien Spanierinnen, Sir«, erklärte er Sharpe, »und sie wollen nicht in das andere Fort gebracht werden.«

»Wenn sie Spanierinnen sind, was haben sie dann überhaupt hier gemacht?«

Nun wandten sich die beiden Frauen an Sharpe. Sie redeten gleichzeitig, bedrängten ihn, und er glaubte zu verstehen, dass sie Gefangene der Franzosen waren, die man gezwungen hatte, mit jeweils einem Soldaten zusammenzuleben. Das könnte durchaus stimmen, dachte

er. »Und wo wollt ihr jetzt hin?«, fragte er sie in schlechtem Spanisch.

Wieder redeten die beiden gleichzeitig, deuteten über den Fluss nach Süden und behaupteten, dass sie von dort gekommen seien. Sharpe brachte sie zum Schweigen und wandte sich dann seinem Lieutenant zu. »Sie können gehen, wohin sie wollen, Jack. Mir egal.«

Das Tor des Forts wurde geöffnet. Bullen führte die Kolonne hindurch, wobei er die Arme hob, um den Franzosen jenseits des Flusses zu zeigen, dass er keine bösen Absichten hatte. Die Frauen folgten ihm. Der Weg zum Fluss hinunter war steinig und unwegsam, und die Frauen kamen nur langsam voran, doch schließlich erreichten sie die Holzplanken, die über die Pontons führten. Sharpe und seine Männer bildeten die Nachhut. Harper, der seine siebenläufige Flinte neben dem Gewehr trug, nickte in Richtung des anderen Ufers. »Da ist das Empfangskomitee, Sir«, sagte er und meinte damit drei berittene französische Offiziere, die gerade aus Fort Josephine gekommen waren. Sie warteten und beobachteten aufmerksam die näher kommenden Frauen und Soldaten.

Ein Dutzend von Sharpes Männern zog und schob den Karren. Lieutenant Sturridge, der Pionier, begleitete sie. Immer wieder zuckte er unwillkürlich zusammen, weil der Karren eine krumme Achse hatte und ständig nach links zog. Erst als sie auf der Brücke waren, ging es schneller voran. Allerdings waren die Frauen nervös, denn die behelfsmäßige Brücke bebte unter ihren Schritten, und deutlich spürten sie den Druck der Strömung an den Pontons. Abgestorbene Äste und anderes Treibgut hatten sich an der stromaufwärts gelegenen Seite verfangenen und erhöhten den Druck noch. Jeder einzelne der großen Kähne, die als Pontons dienten, wurde von zwei dicken Ankerketten festgehalten. Sharpe hoffte nur, dass fünf Fässer nasses Pulver reichten, um die massive Konstruktion zu zerstören.

»Denken Sie, was ich auch denke?«, fragte Harper.

»Porto?«

»All die armen Kerle«, sagte Harper und erinnerte sich an den furchtbaren Augenblick, da die Pontonbrücke über den Duero gerissen war. Die Brücke war voller Menschen gewesen, die vor den vorrückenden Franzosen geflohen waren, und Hunderte von ihnen waren ertrunken. In seinen Träumen sah Sharpe noch immer die Gesichter der Kinder.

Die drei französischen Offiziere ritten zur Brücke hinunter. Dort warteten sie wieder. Sharpe eilte an den Frauen vor bei. »Jack!«, rief er nach Bullen. »Ich brauche Sie als Dolmetscher!«

Sharpe und Bullen gingen zum spanischen Ufer voraus. Die Frauen folgten ihnen zögernd. Als Sharpe näher kam, nahm einer der französischen Offiziere zum Gruß den Hut ab. »Mein Name ist Lecroix«, stellte er sich auf Englisch vor. Lecroix war noch recht jung. Er trug eine exquisite Uniform. Sein gut aussehendes Gesicht war schmal und sein Gebiss ungewöhnlich weiß. »Capitaine Lecroix vom Achten Regiment«, fügte er hinzu.

»Captain Sharpe.«

Lecroix' Augen weiteten sich ein wenig, vielleicht weil Sharpe nicht wie ein Offizier aussah. Seine Uniform war zerrissen und verschmutzt, und er trug zwar einen Säbel, wie es für Offiziere üblich war, doch dabei handelte es sich um die Waffe eines Kavalleristen, deren schwere, unhandliche Klinge eher für einen Schlachter geeignet war. Außerdem hatte er noch ein Gewehr dabei, und Offiziere trugen für gewöhnlich keine Langwaffen. Dann war da sein Gesicht, braungebrannt und voller Narben, ein Gesicht, wie man es eher in einer finsteren Gasse und nicht in einem Salon erwartete. Es war ein Furcht erregendes Gesicht, und Lecroix, an sich kein Feigling, wäre fast vor der Feindseligkeit in Sharpes Augen zurückgezuckt. »Colonel Vandal«, sagte er und betonte deutlich die zweite Silbe des

Namens, »lässt Ihnen seine Grüße übermitteln, Monsieur. Er ersucht Sie um die Erlaubnis, unsere Verwundeten zurückzuholen.« Er hielt kurz inne und schaute zu dem Karren, von dem das Gepäck der Frauen inzwischen abgeladen worden war, sodass die Pulverfässer zu sehen waren. »Natürlich bevor Sie versuchen, die Brücke in die Luft zu sprengen.«

»Versuchen?«, hakte Sharpe nach.

Lecroix ignorierte den verächtlichen Unterton. »Oder beabsichtigen Sie etwa, unsere Verwundeten zum Amüsement der Portugiesen zu behalten?«

Sharpe war versucht zu antworten, dass die verwundeten Franzosen verdient hätten, was auch immer die Portugiesen ihnen antun würden, doch er widerstand dem Verlangen. Tatsächlich war die Bitte sogar angemessen, sinnierte er, und so nahm er Jack Bullen ein Stück beiseite, damit die französischen Offiziere sie nicht hören konnten. »Gehen Sie zum Brigadier«, befahl er dem Lieutenant, »und sagen Sie ihm, dass die Froschfresser ihre Verwundeten über den Fluss holen wollen, bevor wir die Brücke sprengen.«

Bullen machte sich auf den Weg über die Brücke, und zwei der französischen Offiziere ritten zum Fort zurück, gefolgt von den Frauen mit Ausnahme der beiden Spanierinnen, die barfuß und in zerlumpten Kleidern dem Fluss in Richtung Süden folgten. Lecroix schaute ihnen hinterher. »Wollten diese beiden nicht bei uns bleiben?« Er klang überrascht.

»Sie haben gesagt, Sie wären Gefangene gewesen.«

»Vermutlich stimmt das sogar.« Lecroix holte eine kleine Ledertasche mit Zigarren aus der Jacke und bot Sharpe eine an. Sharpe schüttelte den Kopf, dann wartete er, während Lecroix sich eine anzündete. »Das heute Morgen haben Sie gut gemacht«, bemerkte der Franzose.

»Ihre Garnison hat geschlafen«, erwiderte Sharpe.

Lecroix zuckte mit den Schultern. »Garnisonstruppen. Die sind einfach zu nichts nütze. Alte, kranke, müde Männer.« Er spie ein paar Tabakkrümel aus. »Aber ich denke, weiteren Schaden werden Sie heute nicht mehr anrichten. Sie werden die Brücke nicht zerstören.«

»Ach ja?«

»Geschütze«, erwiderte Lecroix lakonisch und deutete zu Fort Josephine zurück. »Und mein Colonel ist fest entschlossen, die Brücke zu verteidigen, und was sich mein Colonel einmal in den Kopf gesetzt hat, das schafft er auch.«

»Colonel Vandal?«

»Van*dal*«, korrigierte Lecroix Sharpes falsche Aussprache. »Colonel Vandal vom Achten Linienregiment. Haben Sie schon von ihm gehört?«

»Nein.«

»Dann ist es wohl an der Zeit, dass Sie sich ein wenig bilden«, sagte Lecroix und lächelte. »Lesen Sie die Kampfberichte von Austerlitz und staunen Sie über Colonel Vandals Tapferkeit.«

»Austerlitz?«, hakte Sharpe nach. »Wann war das denn?«

Wieder zuckte Lecroix mit den Schultern. Das Gepäck der Frauen war inzwischen komplett abgeladen. Sharpe schickte die Männer zurück, dann folgte er ihnen, bis er Lieutenant Sturridge erreichte, der gerade gegen die Planken am Bug des vierten Pontons vom Ufer trat. Das Holz war verrottet, und Sturridge war es bereits gelungen, ein Loch hineinzutreten. Der Gestank faulen Wassers kam aus dem Loch. »Wenn wir das noch etwas größer machen«, erklärte Sturridge, »dann sollten wir in der Lage sein, das ganze Ding zur Hölle zu jagen.«

»Sir!«, rief Harper.

Sharpe drehte sich nach Osten um und sah französische Infanterie aus Fort Josephine marschieren. Sie pflanzten die

Bajonette auf und bildeten eine Linie direkt am Fort, doch Sharpe bezweifelte, dass sie auch zur Brücke herunterkommen würden. Es war eine große Kompanie, mindestens hundert Mann. Französische Regimenter waren in sechs Kompanien unterteilt, während britische über zehn verfügten, und diese hier sah mit ihren aufgepflanzten Bajonetten Furcht einflößend aus. *Verdammte Scheiße*, dachte Sharpe, doch wenn die Froschfresser um die Brücke kämpfen wollten, dann sollten sie sich besser beeilen, denn mithilfe eines halben Dutzends von Sharpes Männern riss Sturridge weiter an den Planken, und Harper trug bereits das erste Pulverfass zum Loch.

Ein Donnern ertönte auf der portugiesischen Seite der Brücke, und Sharpe sah, wie sein Brigadier in Begleitung von zweien seiner Offiziere auf die Brücke galoppierte. Dann strömten weitere Rotröcke aus dem Fort und liefen den steinigen Weg hinunter, offensichtlich um Sharpes Männer zu verstärken. Der requirierte Hengst des Brigadiers war nervös, doch Moon war ein exzellenter Reiter, und so behielt er die Kontrolle über das Tier. Er lenkte das Pferd dicht an Sharpe heran. »Was zum Teufel ist hier los?«

»Sie haben gesagt, sie würden gern ihre Verwundeten holen, Sir.«

»Und was machen die verdammten Kerle dann da?« Moon schaute zu der französischen Infanterie.

»Ich nehme an, sie wollen uns davon abhalten, die Brücke in die Luft zu jagen, Sir.«

»Die sollen zur Hölle fahren«, knurrte Moon und warf Sharpe einen wütenden Blick zu, als wäre das alles seine Schuld. »Entweder reden sie mit uns oder sie kämpfen. Beides geht nicht! Im Krieg gibt es schließlich Regeln, verdammt noch mal!« Er trieb sein Pferd nach vorn. Major Gillespie, der Adjutant des Brigadiers, folgte ihm und warf Sharpe im Vorbeireiten einen mitfühlenden Blick zu. Der

dritte Reiter war Jack Bullen. »Kommen Sie, Bullen!«, schrie Moon. »Sie können für mich übersetzen. Ich habe keine Ahnung von dieser verdammten Froschsprache.«

Harper füllte den Bug des vierten Pontons mit den Fässern, und Sturridge zog seine Jacke aus und wickelte die Zündschnur von der Taille. Es gab hier nichts für Sharpe zu tun, also ging er wieder ans Ufer, wo Moon gerade Lecroix anknurrte. Der wesentliche Grund für die Wut des Brigadiers war die Tatsache, dass die französische Infanterie inzwischen halb den Hügel heruntergekommen war und in Linie vor der Brücke stand. Begleitet von drei berittenen Offizieren waren sie nur noch knapp hundert Schritt entfernt. »Sie können nicht von uns verlangen, dass wir Ihnen gestatten, Ihre Verwundeten zurückzuholen, und uns gleichzeitig bedrohen!«, schnappte Moon.

»Monsieur, diese Männer dort sollen lediglich den Verletzten helfen«, erwiderte Lecroix beruhigend.

»O nein, nicht mit Waffen«, erklärte Moon, »und nicht ohne meine Erlaubnis! Und warum zum Teufel haben sie die Bajonette aufgepflanzt?«

»Das ist sicher nur ein Missverständnis«, entgegnete Lecroix nach wie vor in ruhigem Ton. »Würden Sie uns vielleicht die Ehre erweisen und die Lage mit meinem Colonel persönlich besprechen?« Er deutete zu den Reitern, die hinter der französischen Infanterie warteten.

Doch Moon dachte gar nicht daran, sich von einem französischen Colonel einbestellen zu lassen. »Sagen Sie ihm, er soll herkommen«, erklärte er.

»Oder wie wäre es, wenn Sie einen Emissär zu ihm schicken würden?«, schlug Lecroix vor und ignorierte den direkten Befehl des Brigadiers.

»Ach, um Himmels willen …«, knurrte Moon. »Major Gillespie? Gehen Sie und bringen Sie den Mann zur Vernunft. Sagen Sie ihm, er könne einen Offizier und

zwanzig Soldaten schicken, um die Verwundeten zu holen. Die Männer dürfen keine Waffen mitbringen, aber der Offizier darf seinen Degen natürlich behalten. Lieutenant?« Der Brigadier drehte sich zu Bullen um. »Gehen Sie mit und übersetzen Sie.«

Gillespie und Bullen ritten mit Lecroix den Hügel hinauf. Inzwischen war die Leichte Kompanie des 88th auf der französischen Seite der Brücke eingetroffen, sodass es hier nun von Soldaten nur so wimmelte.

Sharpe machte sich Sorgen. Seine eigene Kompanie war auf der Brücke und bewachte Sturridge, und nun hatte sich die Leichte Kompanie zu ihnen gesellt, und sie alle gaben ein hervorragendes Ziel für die französische Linieninfanterie ab, die in drei Reihen aufmarschiert war. Dann waren da noch die französischen Kanoniere auf den Mauern von Fort Josephine, und die hatten mit Sicherheit Kartätschen in ihre Geschütze geladen. Moon hatte das 88th zur Brücke befohlen, doch nun schien er zu erkennen, dass der Aufmarsch eher peinlich als eine Verstärkung war.

»Führen Sie Ihre Männer ans andere Ufer zurück!«, rief er dem Captain der Kompanie zu. Dann drehte er sich wieder um, weil ein einzelner Franzose auf die Brücke zugeritten kam. Gillespie und Bullen waren inzwischen bei den anderen französischen Offizieren hinter der feindlichen Kompanie eingetroffen.

Der französische Offizier zügelte sein Pferd gut zwanzig Schritt entfernt. Sharpe nahm an, dass es sich bei dem Mann um den berühmten Colonel Vandal handelte, den befehlshabenden Offizier des 8. Linienregiments, denn er hatte zwei schwere goldene Epauletten auf seinem blauen Rock und sein Hut wurde von einem weißen Federbusch gekrönt, was ein wenig frivol bei einem Mann wirkte, der so boshaft dreinblickte. Der Colonel hatte ein wildes, unfreundliches Gesicht mit einem schmalen schwarzen Schnurrbart. Er schien ungefähr in Sharpes Alter zu sein,

Mitte dreißig, und strahlte ein kraftvolles, arrogantes Selbstvertrauen aus. Er sprach ein gutes Englisch, und seine Stimme klang rau. »Sie werden sich aufs andere Ufer zurückziehen«, erklärte er ohne weiteres Vorgeplänkel.

»Und wer zum Teufel sind Sie?«, verlangte Moon zu wissen.

»Colonel Henri Vandal«, antwortete der Franzose, »und Sie werden sich ans andere Ufer zurückziehen und die Brücke unbeschädigt lassen.« Er zog eine Uhr aus der Tasche, klappte sie auf und drehte sich wieder zu Moon um. »Ich gebe Ihnen eine Minute. Dann werde ich das Feuer eröffnen lassen.«

»Das ist kein Benehmen«, entgegnete Moon hochmütig. »Wenn Sie zu kämpfen wünschen, Colonel, dann werden Sie ja wohl genug Anstand besitzen, vorher meine Emissäre zurückzuschicken.«

»Ihre Emissäre?« Das Wort schien Vandal zu amüsieren. »Ich habe keine Parlamentärsfahne gesehen.«

»Ihr Mann hatte ebenfalls keine dabei!«, protestierte Moon.

»Und Capitaine Lecroix hat mir berichtet, dass Sie Ihr Pulver mit unseren Frauen herübergebracht haben. Daran konnte ich Sie natürlich nicht hindern, ohne auch die Frauen zu töten. Sie haben das Leben der Frauen riskiert, nicht ich, also muss ich davon ausgehen, dass Ihnen die Regeln zivilisierter Kriegsführung nicht allzu viel bedeuten. Dennoch werde ich Ihnen Ihre Offiziere zurückschicken, sobald Sie die Brücke unbeschädigt verlassen haben. Sie haben eine Minute, Monsieur.« Und mit diesen Worten zog Vandal sein Pferd herum und ritt wieder den Hügel hinauf.

»Halten Sie meine Männer gefangen?«, rief Moon ihm hinterher.

»Ja, das tue ich!«, rief Vandal sorglos zurück.

»Im Krieg gibt es Regeln!«, schrie Moon dem sich immer weiter entfernenden Colonel hinterher.

»Regeln?« Vandal drehte sich noch einmal um, und seine Verachtung war ihm deutlich anzusehen. »Glauben Sie wirklich, es gebe Regeln im Krieg? Halten Sie das hier etwa für eines Ihrer englischen Kricketspiele?«

»Ihr Mann hat uns gebeten, einen Emissär zu schicken«, erwiderte Moon mit hochrotem Kopf. »Und das haben wir getan. Es gibt Regeln für so etwas. Selbst Sie als Franzose wissen das.«

»Ich als Franzose«, erwiderte Vandal amüsiert, »werde Ihnen jetzt einmal die Regeln erklären, Monsieur. Ich habe den Befehl, die Brücke mit einer Artilleriebatterie zu überqueren, aber wenn es keine Brücke mehr gibt, dann kann ich sie auch nicht überqueren. Also habe ich es mir zur *Regel* gemacht, die Brücke zu erhalten. Kurz gesagt, Monsieur, es gibt im Krieg nur eine Regel, und die besagt, dass man gewinnen muss. Abgesehen davon kennen wir Franzosen keine Regel, Monsieur.« Er ritt weiter den Hügel hinauf. »Sie haben eine Minute!«, rief er in sorglosem Ton noch mal zurück.

»Grundgütiger!«, sagte Moon und starrte dem Franzosen hinterher. Der Brigadier war von Vandals Kaltblütigkeit nicht nur überrascht, sondern offensichtlich auch verwirrt. »Es gibt Regeln!«, protestierte er noch einmal laut, doch an niemanden im Speziellen gewandt.

»Wollen Sie, dass wir jetzt die Brücke sprengen, Sir?«, fragte Sharpe in festem Ton.

Moon starrte noch immer Vandal hinterher. »Sie haben uns zu Gesprächen eingeladen! Der verdammte Kerl hat uns eingeladen! Das können sie doch nicht tun. Es gibt Regeln!«

»Wollen Sie, dass wir jetzt die Brücke sprengen, Sir?«, fragte Sharpe noch einmal.

Moon schien ihn nicht zu hören. »Er muss Gillespie und Ihren Lieutenant zurückschicken«, sagte er. »Verdammt noch mal, dafür gibt es Regeln!«

»Er wird sie aber nicht zurückschicken, Sir«, sagte Sharpe.

Moon runzelte die Stirn. Er wirkte nach wie vor verwirrt, als wisse er nicht, wie er auf Vandals Verrat reagieren sollte. »Er kann sie doch nicht einfach so gefangen nehmen!«, protestierte er.

»Sir, er wird sie bei sich behalten, es sei denn, Sie befehlen mir, die Brücke intakt zu lassen.«

Moon zögerte, doch dann erinnerte er sich an seine weitere Karriere und all die fantastischen Belohnungen, die ihn nur erwarteten, wenn er die Brücke zerstörte. »Jagen Sie die Brücke in die Luft«, befahl er in hartem Ton.

Sharpe drehte sich zu seinen Männern um. »Zurück!«, brüllte er. »Alle zurück! Mister Sturridge! Zünden Sie die Lunte!«

»Verdammt!« Der Brigadier erkannte plötzlich, dass er sich am falschen Ufer befand, und nun war die Brücke voller Männer, und in gut einer halben Minute wollten die Franzosen das Feuer eröffnen. Also riss er sein Pferd herum und trieb es über die Planken. Die Riflemen und Rotröcke liefen los, und Sharpe folgte ihnen. Das Gewehr in der Hand, ging er rückwärts und ließ die Franzosen dabei keinen Moment aus den Augen. Er schätzte, dass er einigermaßen sicher war. Die französischen Soldaten waren einen langen Musketenschuss weit entfernt, und bis jetzt hatten sie keinerlei Anstalten gemacht, die Distanz zu verkürzen, doch dann sah Sharpe, wie Vandal sich umdrehte und in Richtung Fort winkte.

»Verdammt«, knurrte Sharpe, und einen Augenblick später bebte die Luft, als sechs Geschütze ihre Kartätschen auf die Briten feuerten. Dunkler Rauch stieg in den Himmel hinauf. Die Kugeln kreischten um Sharpe herum, schlugen in die Brücke und die Männer und ließen das Wasser schäumen. Sharpe hörte einen Schrei hinter sich, dann sah er, wie die französische Kompanie auf die Brücke zustürmte.

Nachdem die Geschütze gefeuert hatten, herrschte eine seltsame Stille. Bis jetzt waren keine Musketen zum Einsatz gekommen. Der Fluss beruhigte sich wieder nach dem Einschlag der Kartätschenkugeln, und Sharpe hörte einen weiteren Schrei. Er warf einen Blick nach hinten und sah, wie Moons Hengst scheute und stieg. Blut strömte aus dem Hals des Tieres. Dann stürzte der Brigadier inmitten der Männer auf die Planken.

Sturridge war tot. Sharpe fand ihn gut zwanzig Schritt hinter den Pulverfässern. Der Pionier war von einer Kartätschenkugel in den Kopf getroffen worden. Er lag neben der Lunte. Sie war noch nicht entzündet, und die Franzosen hatten fast die Brücke erreicht. Sharpe schnappte sich Sturridges Zunderkiste und lief zu den Pulverfässern. Er verkürzte die Lunte, indem er ein Stück abriss, dann schlug er den Feuerstein auf den Stahl. Ein Funken flog und erlosch sofort. Sharpe schlug erneut, und diesmal landete der Funken auf einem Fetzen trockenen Leinens, und Sharpe blies sanft darauf. Schließlich fing der Zunder Feuer, und die Zündschnur brannte zischend ab.

Die ersten Franzosen wurden vom Gepäck der Frauen aufgehalten, das noch immer am anderen Ufer lag, doch sie traten es rasch beiseite, liefen auf die Brücke, knieten sich nieder und zielten mit ihren Musketen.

Sharpe beobachtete die Zündschnur. Sie brannte so verdammt langsam! Sharpe hörte Gewehrfeuer. Es unterschied sich deutlich von dem einer Muskete, und ein Franzose kippte langsam vornüber, einen entrüsteten Ausdruck auf dem Gesicht, und Blut floss über seinen weißen Brustgürtel. Dann feuerten die Franzosen, und ihre Kugeln zischten Sharpe um die Ohren. Die verdammte Zündschnur kroch förmlich nur! Die Franzosen waren nur noch wenige Yards entfernt. Sharpe hörte das Feuer weiterer Gewehre. Ein französischer Offizier schrie seinen Männern etwas zu, und Sharpe riss ein weiteres Stück von der Lunte

ab und entzündete es mit der alten. Diese neue Zündschnur war nur wenige Zoll von dem Fass entfernt. Sharpe blies darauf, um sicherzustellen, dass sie so gut wie möglich brannte. Dann drehte er sich um und rannte zum Westufer.

Moon war verwundet, doch zwei Männer des 88th trugen den Brigadier von der Brücke. »Kommen Sie, Sir!«, schrie Harper.

Sharpe hörte französische Stiefel auf den Planken, dann senkte Harper seine siebenläufige Flinte. Es war eine Marinewaffe, die nie allzu gut funktioniert hatte. Sie diente dazu, im Enterkampf feindlichen Schützen in der Takelage eine ganze Salve von Kugeln entgegenzuschleudern, doch ihr Rückschlag war so gewaltig, dass nur wenige Männer stark genug waren, um sie zu führen – und Patrick Harper war stark genug.

»Runter, Sir!«, rief er, und Sharpe warf sich flach auf den Boden, als der Sergeant den Abzug drückte. Das Krachen ließ Sharpe taub werden. Die vordere Reihe der Franzosen wurde von den sieben Kugeln förmlich in Stücke gerissen. Ein Sergeant überlebte jedoch, und der rannte nun zu der brennenden Lunte. Sharpe lag noch immer flach auf den Planken, aber es gelang ihm, sein Gewehr vom Rücken zu nehmen. Er hatte jedoch keine Zeit zum Zielen. Stattdessen richtete er einfach den Lauf auf den Franzosen, drückte ab und sah durch den Mündungsrauch, wie das Gesicht des französischen Sergeanten in einem blutroten Nebel verschwand. Der Mann wurde nach hinten geschleudert. Die Lunte qualmte noch. Und dann explodierte die Welt.

Das Feuer hatte sich bis zu Sturridges Ladung durchgebrannt, und das Pulver flog in die Luft. Ein gewaltiger Knall erfüllte die Luft, und alles versank in Dunkelheit. Flammen, Rauch und Holzsplitter wurden in die Luft geschleudert. Allerdings ging die Hauptwirkung der Explosion in den Ponton und drückte den Kahn nach unten in den Fluss. Die Brücke krümmte sich, und einzelne Planken

wurden losgerissen. Die Franzosen wurden zurückgeworfen. Einige von ihnen waren tot, andere verbrannt oder bewusstlos, und dann schoss der nach unten gedrückte Ponton wieder nach oben, und die Ankerkette riss. Mit einem Ruck bewegte sich die Brücke flussabwärts. Harper wurde von den Beinen gerissen. Er und Sharpe klammerten sich an die Planken. Die Brücke bebte, und der Fluss schäumte und presste gegen die Lücke, wo das zerfetzte Holz brannte. Sharpe war von der Explosion kurz benommen gewesen, nun fiel es ihm schwer zu stehen, aber er taumelte auf das von den Briten gehaltene Ufer zu. Dann riss eine Ankerkette nach der anderen, und je mehr rissen, desto größer wurde der Druck auf die verbliebenen.

Das französische Geschütz feuerte erneut, und wieder kreischten die Kartätschenkugeln durch die Luft, und einer der Rotröcke, die Brigadier Moon trugen, fiel blutverschmiert nach vorn. Der Mann spie Blut, und der Brigadier brüllte vor Schmerz, als er fallen gelassen wurde. Die Brücke zitterte wie ein Ast im Wind. Sharpe musste auf die Knie hinunter und sich an einer Planke festhalten, um nicht ins Wasser geworfen zu werden. Musketenkugeln kamen von der französischen Kompanie, doch sie kamen aus zu großer Entfernung, um genau zu sein. Moons verletzter Hengst schwamm im Fluss. Blut verteilte sich im Wasser, während das Tier gegen den unvermeidlichen Tod ankämpfte.

Am britischen Ende der Brücke schlug eine Granate ein. Sharpe nahm an, die französischen Kanoniere wollten verhindern, dass die fliehenden Briten die Brücke verließen, wo man sie problemlos mit Kartätschen eindecken konnte. Die französische Infanterie hatte sich ans Ostufer zurückgezogen, von wo aus sie Musketensalven feuerte. Immer mehr Rauch erfüllte das Tal. Wasser schäumte um den Ponton, an den Sharpe und Harper sich klammerten. Dann erbebte die Konstruktion erneut, die Planken brachen, und Sharpe fürchtete, dass der Rest der Brücke kentern

würde. Eine Kugel schlug neben ihm ins Holz, und ein weiteres Geschoss explodierte am anderen Ende der Brücke und hinterließ eine schmutzige Rauchwolke, die den Fluss hinauftrieb, wo die Vögel in Panik flohen.

Kurz erbebte die Brücke noch einmal, dann war es damit vorbei. Es gab noch einen kurzen Ruck, als die letzte Ankerkette riss und die sechs Pontons sich zu drehen begannen und den Fluss hinuntertrieben, während Kartätschen hinter ihnen das Wasser aufwirbelten.

Harper warf sich sein Salvengewehr über die Schulter und schoss stattdessen mit seiner Baker Rifle. Rifleman Slattery und Rifleman Harris gesellten sich zu ihm und Sharpe. Die beiden schossen ebenfalls und zielten dabei auf die berittenen französischen Offiziere, doch als sich der Mündungsrauch verzog, saßen die Offiziere noch immer auf ihren Pferden. Zusammen mit anderem Treibgut wurden die Pontons rasch von der Strömung weggetragen. Brigadier Moon lag auf dem Rücken und versuchte, sich auf den Ellbogen aufzurichten. »Was ist passiert?«

»Wir werden abgetrieben, Sir«, antwortete Sharpe.

Insgesamt waren sechs Mann des 88th auf dem ungewöhnlichen Gefährt und fünf von Sharpes Riflemen des South Essex. Dem Rest seiner Kompanie war es entweder gelungen, von der Brücke zu kommen, bevor sie auseinandergebrochen war, oder sie trieben an anderer Stelle ebenfalls im Fluss herum. Sharpe, der Brigadier und elf weitere Männer trieben den Fluss hinunter, und mehr als hundert Franzosen verfolgten sie am Ufer. Sharpe hoffte nur, dass Dreizehn keine Unglückszahl für sie war.

»Versuchen Sie mal, ans Westufer zu paddeln«, befahl Moon. Einige britische Offiziere auf requirierten Pferden waren dort zu sehen. Sie versuchten ebenfalls, mit dem Floß mitzuhalten.

Sharpe ließ die Männer mit ihren Gewehr-und Musketenkolben paddeln, doch die Pontons waren unglaublich schwer und alle Mühe umsonst. Der Kahn trieb immer weiter in Richtung Süden. Eine letzte Granate schlug harmlos in den Fluss, und die Zündschnur wurde vom Wasser gelöscht. »Paddelt, um Himmels willen!«, schnappte Moon.

»Sie tun ihr Bestes, Sir«, sagte Sharpe. »Was ist mit Ihrem Bein? Gebrochen?«

»Das Wadenbein«, antwortete Moon und zuckte zusammen. »Ich habe gehört, wie es brach, als das Pferd gestürzt ist.«

»Wir werden das in einer Minute richten, Sir«, erklärte Sharpe beruhigend.

»O nein, verdammt! Sie werden nichts Derartiges tun, Mann! Sie werden mich zu einem Arzt bringen!«

Sharpe war nicht sicher, wie er Moon überhaupt irgendwohin bringen sollte außer direkt den Fluss hinunter, der sich ein Stück weiter um hohe Felsen wand, die am spanischen Ufer weit ins Wasser ragten. Wenigstens würden diese Felsen die Franzosen aufhalten.

Sharpe benutzte sein Gewehr als Paddel, doch das Gefährt nahm trotzig seinen eigenen Weg. Hinter den Felsen wurde der Fluss breiter, bog nach Westen ab, und die Strömung ließ ein wenig nach.

Die französischen Verfolger fielen zurück, und auch die Briten kamen auf der portugiesischen Seite nur schwer voran. Das französische Geschütz feuerte noch immer, aber die Kanoniere konnten das Floß nicht mehr sehen, also schossen sie vermutlich auf die britischen Truppen am anderen Ufer.

Sharpe versuchte, das Floß mit einer verbrannten Planke zu lenken, doch nicht, weil er glaubte, das nütze irgendwas, sondern um zu vermeiden, dass Moon sich beschwerte. Und das improvisierte Ruder zeigte tatsächlich auch keine

Wirkung. Stur blieb das Floß dicht am spanischen Ufer. Sharpe dachte an Bullen, und blanke Wut überkam ihn ob der Art, wie der Lieutenant gefangen genommen worden war. »Ich bringe den Bastard um«, sagte er laut.

»Was werden Sie?«, verlangte Moon zu wissen.

»Ich werde diesen froschfressenden Bastard umbringen, Sir. Colonel Vandal.«

»Nein, das werden Sie nicht. Sie werden mich ans andere Ufer bringen, und zwar schnell.«

Und in diesem Augenblick lief das Floß auf Grund.

Die Krypta lag unter der Kathedrale. Sie war ein Labyrinth, das man aus dem Felsen gehauen hatte, auf dem Cadiz dem Meer trotzte, und in den tiefsten Löchern unter dem mit Steinplatten versiegelten Boden der Krypta warteten die toten Bischöfe von Cadiz auf ihre Wiederauferstehung.

Zwei Steintreppen führten in die Krypta hinab und in eine große Kapelle, eine runde Kammer, zweimal so hoch wie ein Mann und dreißig Schritt breit. Wenn man in der Mitte der Kammer stand und in die Hände klatschte, dann hallte das Geräusch fünfzehn Mal wider. Es war eine Krypta der Echos.

Fünf Kavernen waren über Gänge mit der großen Kammer verbunden. Eine enthielt eine kleinere, runde Kapelle am äußersten Ende des Labyrinths, während die anderen vier die große Kammer flankierten. Die vier Kavernen waren tief und dunkel. Sie waren durch einen von der großen Kammer aus unsichtbaren Gang miteinander verbunden, der die gesamte Krypta umspannte. Keine der Kavernen war geschmückt. Die Kathedrale darüber mochte mit ihrer Marmorpracht ja im Kerzenlicht glitzern und vor bemalten Heiligenfiguren und Monstranzen in Silber und Gold nur so strotzen, doch die Krypta bestand schlicht aus Fels. Lediglich die Altäre hatten ein wenig Farbe. In der kleinen Kapelle blickte eine Madonna traurig den langen Gang zu der größeren Kammer hinunter, an deren anderem Ende ihr

Sohn in immerwährendem Schmerz an einem silbernen Kreuz hing.

Es war tief in der Nacht. Die Kathedrale war leer. Der letzte Priester hatte seine Stola zusammengefaltet und war nach Hause gegangen. Die Frauen, die fast immer um den Altar herumlungerten, waren verscheucht, der Boden geputzt und die Türen verschlossen. Nur die Kerzen brannten noch, und ihr ewiges rotes Licht fiel auf das Gerüst an der Vierung, wo das Quer-auf das Hauptschiff traf. Die Kathedrale war noch nicht vollendet. Das Allerheiligste mit dem Hochaltar musste noch gebaut werden. Auch die Kuppel war erst zur Hälfte fertig, und mit dem Glockenturm hatte man noch nicht einmal begonnen.

Padre Salvador Montseny besaß einen Schlüssel zu einer der Osttüren. Der Schlüssel kratzte im Schloss, und die Scharniere knarrten, als er die Tür öffnete. Sechs Männer begleiteten ihn. Zwei von ihnen blieben nah bei der offenen Kathedralentür. Sie hielten sich in den Schatten, versteckten sich, beide mit geladenen Musketen und dem Befehl, sie auch einzusetzen, sollte es die Situation erfordern. »Das ist eine Nacht der langen Messer«, erklärte Montseny seinen Männern.

»In der Kathedrale?«, fragte einer der Männer nervös.

»Ich werde euch für alle Sünden die Absolution erteilen«, erwiderte Montseny, »und die Männer, die hier sterben müssen, sind allesamt Ketzer. Es sind Protestanten, Engländer. Gott wird ihr Tod gefallen.«

Montseny führte die verbliebenen vier Männer zur Krypta, und in der Hauptkammer angekommen, stellte er Kerzen auf den Boden und zündete sie an. Flackernd fiel ihr Licht an die gewölbte Decke. Montseny platzierte zwei Männer in einer der Kammern im Osten, und er selbst wartete mit den restlichen beiden in der Dunkelheit der gegenüberliegenden Kammer. »Und jetzt still!«, warnte er sie. »Jetzt warten wir.«

Wie Padre Salvador es erwartet hatte, kamen die Engländer recht früh. Er hörte das Knarren der Scharniere in der Ferne, als sie die unverschlossene Tür öffneten. Dann hörte er, wie sie das lange Hauptschiff der Kathedrale hinuntergingen, und er wusste, dass die beiden Männer, die er an der Tür zurückgelassen hatte, diese inzwischen wieder verriegelt hatten und den Engländern in die Krypta folgten.

Drei Männer erschienen auf der westlichen Treppe. Sie gingen langsam, vorsichtig. Einer von ihnen, der größte, hatte eine Tasche dabei. Und dieser Mann spähte nun in die runde Kammer hinein, sah aber niemanden. »Hallo!«, rief er.

Padre Salvador warf ein Paket in die Kammer. Es war ein dickes Paket, zusammengebunden mit einer Schnur. »Sie werden nun Folgendes tun«, sagte er in dem Englisch, das er als Gefangener gelernt hatte, »Sie werden das Geld neben das Päckchen legen, die Briefe nehmen und dann wieder gehen.«

Der Mann schaute in die finsteren Gänge, die aus der von Kerzen erhellten Kammer führten. Er versuchte herauszufinden, von wo Montsenys Stimme gekommen war.

»Halten Sie mich für einen Narren?«, fragte er. »Ich muss zuerst die Briefe sehen.« Er war ein großer Mann mit rotem Gesicht, dicker Nase und dichten schwarzen Augenbrauen.

»Sie können sie sich ruhig anschauen, Captain«, sagte Montseny. Er wusste, dass der Mann Plummer hieß und dass er Captain in der britischen Armee gewesen war, doch jetzt arbeitete er an der britischen Botschaft. Plummer sollte dort dafür sorgen, dass die Diener nicht stahlen, dass die Gitter an den Fenstern sicher waren und dass die Läden nachts verschlossen wurden. Für Montseny war Plummer ein Nichts, ein gescheiterter Soldat, ein Mann, der nun nervös in einen Ring aus Kerzen trat und sich über ein Paket kauerte. Die Schnur war dick und fest verknotet, sodass Plummer sie

nicht einfach öffnen konnte. Also kramte er in seiner Tasche herum, vermutlich auf der Suche nach einem Messer.

»Zeigen Sie mir das Gold«, befahl Montseny ihm.

Plummer verzog das Gesicht ob des verächtlichen Tons, doch er gehorchte, indem er die Tasche öffnete und sie neben das Paket stellte. Es war eine Tuchtasche, aus der er nun eine Hand voll Goldguineas holte. »Dreihundert«, sagte er, »wie vereinbart.« Seine Stimme hallte in dem Gewölbe wider und verwirrte ihn.

»Jetzt«, sagte Montseny, und seine Männer traten mit angelegten Musketen aus der Dunkelheit. Die beiden Männer, die Plummer auf der Treppe gelassen hatte, stolperten vorwärts, als Montsenys Männer hinter ihnen herunterkamen.

»Was zum Teufel sind Sie für ein …?«, begann Plummer. Dann sah er die Pistole in der Hand des Padres. »Und Sie sind ein Priester?«

»Ich denke, wir sollten alle die Ware untersuchen«, sagte Montseny und ignorierte die Frage. Die drei Briten waren umzingelt. »Bitte, legen Sie sich flach auf den Boden, während ich die Münzen zähle.«

»Den Teufel werde ich tun«, knurrte Plummer.

»Auf den Boden«, wiederholte Montseny diesmal auf Spanisch, und seinen Männern, die allesamt in der spanischen Marine gedient hatten und dementsprechende Muskeln hatten, bereitete es keinerlei Schwierigkeiten, Plummer und seine Männer mit dem Gesicht nach unten auf den Boden der Krypta zu drücken. Montseny griff nach dem Paket und steckte es wieder in seine Tasche. Dann schob er das Gold mit dem Fuß zur Seite. »Bringt sie um«, sagte er.

Die beiden Männer, die Plummer begleitet hatten, waren ebenfalls Spanier, Botschaftsdiener, und sie protestierten, als sie Montsenys Befehl hörten. Plummer versuchte, sich zu widersetzen, doch Montseny tötete ihn mit Leichtigkeit,

indem er ihm das Messer zwischen die Rippen drückte. Die anderen beiden starben genauso schnell und noch dazu bemerkenswert lautlos.

Montseny gab seinen Männer je fünf Goldguineas, eine großzügige Belohnung. »Die Engländer«, erklärte er ihnen, »planen insgeheim, Cadiz zu annektieren. Sie sagen, sie seien unsere Verbündete, doch sie werden Spanien verraten. Heute Nacht habt ihr für euren König gekämpft, für euer Land und für die heilige Mutter Kirche. Der Admiral wird zufrieden mit euch sein, und Gott wird euch belohnen.« Er durchsuchte die Leichen und fand ein paar Münzen sowie ein Messer mit Knochengriff. Plummer hatte eine Pistole unter seinem Mantel, aber das war eine krude, schwere Waffe, und Montseny überließ sie den Seeleuten.

Die drei Leichen wurden die Treppe hinauf geschleppt, das Kirchenschiff hinunter und schließlich hinaus und zu der untermittelbar an der Kathedrale gelegenen Seemauer. Dort sprach Padre Salvador ein Gebet für ihre Seelen, und seine Männer wuchteten die Toten über die steinerne Brüstung. Die Leichen schlugen auf die Felsen, an denen der Atlantik schäumte. Padre Salvador verschloss die Kathedralentür wieder und ging nach Hause.

Am nächsten Tag wurde Blut in der Krypta, auf den Stufen und im Kirchenschiff gefunden. Zuerst konnte sich das niemand erklären, bis ein paar der Frauen, die jeden Tag in der Kathedrale beteten, erklärten, dass es sich um das Blut des heiligen Servando handeln müsse, eines der Schutzpatrone von Cadiz, der einst in der Stadt bestattet gewesen war. Sein Leichnam war jedoch nach Sevilla gebracht worden, und das war von den Franzosen besetzt. Das Blut, so verkündeten die Frauen, sei Beweis dafür, dass der Heilige auf wundersame Weise aus der besetzten Stadt entkommen und nach Cadiz zurückgekehrt war. Selbst die Entdeckung von drei Leichen auf den Felsen unterhalb der Seemauer konnte sie nicht vom Gegenteil überzeugen.

Captain Plummer wurde erkannt und sein Leichnam zur Botschaft gebracht. Dort gab es eine kleine Kapelle, in der man rasch einen Gottesdienst für den Toten abhielt, um ihn anschließend auf dem sandigen Isthmus zu bestatten, der Cadiz mit der Isla de León verband. Am nächsten Tag schrieb Montseny dem britischen Botschafter und behauptete, Plummer habe versucht, das Gold für sich zu behalten und die Briefe an sich zu nehmen. Daher sei sein Tod bedauerlicherweise unvermeidlich gewesen. Aber selbstverständlich könnten die Briten die Briefe immer noch haben – wenn auch zu einem wesentlich höheren Preis. Er unterschrieb den Brief nicht, legte aber eine blutverschmierte Goldmünze bei. Das war eine Investition, dachte er, die ihm ein Vermögen einbringen würde, und mit diesem Vermögen würde er seinen Traum verwirklichen, den Traum vom neuerlichen Ruhm eines wiedergeborenen Spaniens, frei von Ausländern. Die Engländer würden ihre eigene Niederlage bezahlen.

KAPITEL 2

»Und was jetzt?«, verlangte Brigadier Moon zu wissen.

»Wir stecken fest, Sir.«

»Grundgütiger! Mann, können Sie denn gar nichts richtig machen?«

Sharpe antwortete nicht darauf. Stattdessen nahmen er und Harper ihre Munitionstaschen ab und sprangen in das nur vier Fuß tiefe Wasser. Sie zerrten an dem Ponton, doch der hing fest wie der Felsen von Gibraltar. Er rührte sich keinen Zoll. Sie waren fünfzig oder sechzig Fuß vom Ostufer entfernt gestrandet, wo die Franzosen sie verfolgten, und mehr als hundertfünfzig Fuß von der britischen Seite. Sharpe befahl den anderen Soldaten, ebenfalls in den Fluss zu springen und zu schieben, doch auch das nützte nichts. Die großen Pontons hatten sich auf einer Kiesbank festgefahren und hatten offenbar nicht die Absicht, sich noch einmal von hier weg zu bewegen.

»Vielleicht können wir ja einen loslösen, Sir«, schlug Harper vor. Das war eine gute Idee. Wenn es ihnen gelang, ein Ponton von den anderen zu lösen, dann hätten sie ein Boot, das leicht genug war, um von der Kiesbank geschoben zu werden. Doch die großen Barken waren nicht nur mit dicken Seilen vertäut, sondern auch mit den Balken aneinandergenagelt, die die Brückenplanken getragen hatten.

»An sich keine schlechte Idee«, sagte Sharpe, »aber dafür werden wir den halben Tag brauchen, und ich glaube nicht, dass die Froschfresser so lange stillhalten werden.«

»Was zum Teufel machen Sie denn da, Sharpe?«, verlangte Moon vom Floß aus zu wissen.

»Wir gehen ans Ufer, Sir«, beschloss Sharpe. »Wir alle.«

»Warum das denn, um Himmels willen?«

»Weil die Franzosen in einer halben Stunde hier sein werden, Sir«, antwortete Sharpe und zwang sich zur Geduld, »und wenn wir dann noch mitten im Fluss hocken, werden sie uns entweder abschießen wie die Kaninchen oder uns gefangen nehmen.«

»Und was haben Sie jetzt vor?«

»Wir sollten den Hügel da rauf, Sir, uns dort verbergen und warten, bis der Feind wieder verschwunden ist. Und wenn sie dann weg sind, Sir, lösen wir die Pontons.« Zwar wusste Sharpe nicht, wie sie das ohne Werkzeuge bewerkstelligen sollten, aber sie würden es zumindest versuchen müssen.

Moon war mit dem Vorschlag offenbar unzufrieden, aber ihm fiel auch nichts Besseres ein, also hielt er den Mund und ließ sich von Sergeant Harper an Land tragen. Der Rest der Männer folgte ihnen mit den Waffen und einer improvisierten Trage aus zwei Musketen, die man durch die Ärmel zweier Uniformjacken geschoben hatte. Harris und Slattery trugen den Brigadier den steilen Hang hinauf. Bevor er das Ufer verließ, klaubte Sharpe noch ein paar kurze Äste und den Fetzen eines Fischernetzes zusammen, die vom Fluss auf die Felsen gespült worden waren. Dann folgte er den anderen den ersten Kamm hinauf, und als er nach links schaute, sah er, dass die Franzosen den Felsvorsprung erklommen hatten, an dem die Briten gerade erst vorbeigetrieben waren. Sie waren fast eine halbe Meile entfernt. Das hielt einen von ihnen jedoch nicht davon ab, seine Muskete abzufeuern, auch wenn die Kugel die fliehenden Briten noch nicht einmal ansatzweise erreichen konnte.

»Das ist weit genug«, verkündete Moon. Das Wackeln der improvisierten Trage verursachte ihm Schmerzen.

»Nein, wir müssen bis ganz nach oben«, widersprach Sharpe und nickte zu der Stelle, wo Felsen den kahlen Hügel krönten.

»Um Himmels willen, Mann …«, begann Moon.

»Die Franzosen kommen, Sir«, unterbrach Sharpe den Brigadier. »Wenn Sie wollen, Sir, dann kann ich Sie zurücklassen. Die Franzosen haben sicherlich einen Arzt im Fort.«

Ein paar Sekunden schien Moon versucht zu sein, auf dieses Angebot einzugehen, doch er wusste, dass hochrangige Gefangene nur selten ausgetauscht wurden. Zwar war es durchaus möglich, dass bald auch ein französischer General in Gefangenschaft geriet, den man nach langwierigen Verhandlungen gegen Moon austauschen würde, doch das würde Wochen, wenn nicht gar Monate dauern, und in der Zeit würde Moons Karriere auf Eis liegen und andere vor ihm befördert werden. »Dann meinetwegen den Hügel hinauf, wenn es denn sein muss«, knurrte er widerwillig. »Aber was, wenn wir erst einmal oben sind?«

»Wir werden warten, dass die Franzosen wieder verschwinden, Sir. Dann machen wir einen Ponton los, überqueren damit den Fluss und bringen Sie nach Hause.«

»Und warum zum Teufel haben Sie Feuerholz dabei?«

Die Antwort darauf erhielt der Brigadier, als sie die Hügelkuppe erreicht hatten. Private Geoghegan, einer der Männer vom 88th, behauptete, seine Mutter sei Knocheneinrenkerin gewesen und er habe ihr als Kind oft dabei geholfen. »Sie müssen am Knochen ziehen, Sir«, erklärte er.

»Ziehen?«, hakte Sharpe nach.

»Ja, schnell und fest, Sir. Er wird zwar quieken wie ein Schwein, aber der Knochen ist dann wieder gerichtet, und wir können ihn schienen. Ist der Gentleman zufällig Protestant, Sir?«

»Davon würde ich ausgehen.«

»Dann brauchen wir kein Weihwasser, Sir, und müssen auch keine zwei Gebete sprechen. Aber der Knochen wird wieder richtig liegen.«

Der Brigadier protestierte. Warum nicht damit warten, bis sie wieder am anderen Ufer waren, verlangte er zu wissen, und wurde kreidebleich, als Sharpe ihm erklärte, das könne noch zwei Tage dauern. »Je schneller wir das erledigen, desto besser wird der Knochen heilen, Sir«, sagte Private Geoghegan, »und wenn wir ihn nicht bald flicken, Sir, dann wird er krumm zusammenwachsen. Und ich muss Ihre Hose aufschneiden, Sir. Tut mir leid, Sir.«

»Sie werden nichts dergleichen tun, verdammt!«, beschwerte Moon sich aufgeregt. »Das sind Willoughbys Beste! In ganz London gibt es keinen besseren Schneider als ihn.«

»Dann müssen Sie sie selbst ausziehen, Sir«, erwiderte Geoghegan. Er sah genauso wild aus wie die anderen Männer aus Connaught, doch er hatte eine sanfte, mitfühlende Stimme und ein Selbstbewusstsein, das die Sorge des Brigadiers ein wenig linderte. Dennoch dauerte es gut zwanzig Minuten, bis sie Moon dazu überredet hatten, sich das Bein richten zu lassen. Schließlich war es die Vorstellung, den Rest seines Lebens mit einem krummen Bein herumlaufen zu müssen, was ihn überzeugte. Im Geiste sah er sich schon in die Salons humpeln. Er würde nicht mehr tanzen können und schief im Sattel hängen, und so siegte seine Eitelkeit schlussendlich über seine Angst. In der Zwischenzeit beobachtete Sharpe die Franzosen. Vierzig Mann hatten den Felsvorsprung überwunden und kletterten nun zu den gestrandeten Pontons.

»Die Mistkerle werden sie ausschlachten«, sagte Harper.

»Geh mit den Riflemen ein Stück den Hügel hinunter«, befahl Sharpe, »und halt sie auf.«

Harper ging und nahm Slattery, Harris, Hagman und Perkins mit. Sie waren die Einzigen aus Sharpes Kompanie, die auf den Pontons gestrandet waren, doch zum Glück waren sie auch allesamt gute Schützen. Und es gab keinen besseren Soldaten als Sergeant Patrick Harper, den riesigen Ulsterman, der die britische Herrschaft über seine Heimat hasste, aber trotzdem wie ein Held für Großbritannien kämpfte. Slattery wiederum stammte aus dem County Wicklow. Er war ein ruhiger, fähiger Kerl. Harris war einmal Schulmeister gewesen und sehr klug. Er war belesen und ein wenig zu sehr dem Gin zugetan. Letzteres war dann auch der Grund, warum er Soldat geworden war, aber er war auch heiter und loyal. Dan Hagman war der Älteste der Fünf, weit über vierzig. Er war Wilderer in Cheshire gewesen. Nachdem man ihn erwischt hatte, war er zum Dienst in der Armee verurteilt worden. In allen Rifle-Kompanien gab es keinen besseren Schützen als ihn. Perkins schließlich war mit Abstand der Jüngste, jung genug, um Hagmans Enkel zu sein. Wie Sharpe so hatte auch Perkins einst sein Leben als Straßenkind in London gefristet, doch nun lernte er, ein guter Soldat zu sein und dass Disziplin verbunden mit Wildheit unschlagbar war. Es waren gute Männer, und Sharpe war froh, sie an seiner Seite zu haben.

Plötzlich stieß der Brigadier einen kurzen Schrei aus, doch es gelang ihm rasch, ihn zu ersticken. Ein lang gezogenes Stöhnen drang dennoch über seine Lippen. Geoghegan hatte dem Brigadier die Stiefel ausgezogen – was schon höllisch wehgetan haben musste –, und irgendwie war es ihm gelungen, Moon die Hose herunterzuziehen. Jetzt platzierte er zwei der Stöcke, die Sharpe mitgebracht hatte, neben dem gebrochenen Unterschenkel und band die Hose des Brigadiers darum. Dann verstärkte er den Druck, indem er das Hosenbein drehte und das Wasser aus dem Stoff presste. Schließlich hatte er die Bandage so fest gezogen, dass der Brigadier protestierend zischte.

Geoghegan drehte sich zu Sharpe um und grinste. »Könnten Sie mir kurz helfen, Sir? Packen Sie einfach den Knöchel des Brigadiers, Sir, und ziehen Sie kräftig daran, wenn ich es Ihnen sage.«

»Um Himmels willen …«, stöhnte der Brigadier.

»Sie sind wahrlich der tapferste Mann, den ich je gesehen habe, Sir«, sagte Geoghegan, drehte sich wieder zu Sharpe um und lächelte ihn beruhigend an. »Bereit, Sir?«

»Wir stark soll ich ziehen?«

»So richtig schön kräftig, Sir, als würden Sie ein Lamm rausholen, das nicht geboren werden will. Sind Sie bereit? Packen Sie fest zu, Sir, mit beiden Händen. Jetzt!«

Sharpe zog. Der Brigadier stieß einen hohen Schrei aus, und Geoghegan zog den Stoff noch fester. Sharpe hörte deutlich, wie der Knochen wieder eingerenkt wurde. Geoghegan strich über das Bein des Brigadiers. »Besser geht's nicht, Sir. So gut wie neu, Sir.«

Moon erwiderte nichts darauf, und Sharpe nahm an, dass der Brigadier entweder das Bewusstsein verloren hatte oder aber so sehr unter Schock stand, dass es ihm die Stimme verschlagen hatte.

Geoghegan schiente das Bein mit den Stöcken und dem Netz. »Eine Weile wird er nicht damit laufen können«, erklärte er Sharpe, »aber wir werden ihm Krücken machen, und bald tanzt er wieder wie ein Pony.«

Die Gewehre feuerten, und Sharpe rannte den Hügel hinunter zu der Stelle, wo die Grünröcke knieten. Sie waren gut hundertfünfzig Yards vom Fluss entfernt und sechzig Fuß darüber, und die Franzosen kauerten im Wasser. Sie hatten versucht, die großen Barken aus dem Kiesbett zu lösen, doch die Kugeln hatten ihren Mühen ein Ende bereitet, und jetzt nutzten die Froschfresser die Pontons als Deckung. Ein Offizier rannte in das flache Wasser. Vermutlich schrie er

seine Männer an, aufzustehen und es noch einmal zu versuchen.

Sharpe zielte auf den Mann und drückte ab. Das Gewehr schlug ihm in die Schulter, und ein Funke sprang ihm von der Zündpfanne ins rechte Auge. Als sich der Rauch verzog, sah Sharpe, wie der Offizier panisch zum Ufer zurück stapfte. Mit der einen Hand hielt er seinen Säbel über dem Wasser, und in der anderen trug er seinen Hut. Slattery schoss ein zweites Mal, und die Kugel riss einen Splitter von einem Ponton. Dann schleuderte Harpers nächster Schuss einen Mann in den Fluss. Blut mischte sich mit dem Wasser, während der Mann verzweifelt strampelte und von der Strömung weggetragen wurde. Harris schoss, und die meisten Franzosen ließen die Pontons Pontons sein und suchten Deckung hinter den Felsen am Ufer.

»Nagelt sie da fest«, sagte Sharpe. »Und wenn sie noch einmal versuchen, die Pontons loszumachen, knallt sie ab.«

Er stieg wieder den Hügel hinauf. Der Brigadier saß nun mit dem Rücken an einen Felsen gelehnt. »Was ist da los?«, verlangte er zu wissen.

»Die Froschfresser versuchen, die Boote zu bergen, Sir. Und wir halten sie davon ab.«

Das Donnern der französischen Geschütze in Fort Josephine hallte durch das Tal. »Warum schießen die?«, fragte der Brigadier irritiert.

»Ich nehme an«, antwortete Sharpe, »dass ein paar von unseren Jungs einen Ponton als Boot benutzen, um nach uns zu suchen, Sir, und die Froschfresser schießen auf sie.«

»Verdammt«, knurrte Moon. Er schloss die Augen und verzog das Gesicht. »Sie haben nicht zufällig ein wenig Brandy, oder?«

»Nein, tut mir leid, Sir.« Sharpe hätte die Kronjuwelen darauf verwettet, dass zumindest einer seiner Männer Brandy oder Rum in seiner Feldflasche hatte, doch er wollte

lieber verdammt sein, als seinen Männern das wegzunehmen und dem Brigadier zu geben. »Aber ich habe Wasser, Sir«, sagte er und bot Moon seine Feldflasche an.

»Behalten Sie Ihr verdammtes Wasser.«

Sharpe wusste, dass er darauf vertrauen konnte, dass seine Riflemen die Vernunft bewahrten, bis es ihnen gelang, den Fluss zu überqueren, doch die sechs Mann des 88th waren etwas anderes. Dass 88th Regiment of Foot waren die Connaught Rangers, und viele betrachteten sie als das Furcht erregendste Regiment in der ganzen Armee. Aber es hatte auch den Ruf, das undiszipliniertestе zu sein. Die sechs Ranger wurden von einem zahnlosen Sergeant angeführt, und Sharpe, der wusste, dass die anderen ihm folgen würden, wenn er den Mann auf seine Seite brachte, ging zu ihm hinüber. »Wie heißen Sie, Sergeant?«, fragte er.

»Noolan, Sir.«

»Ich möchte, dass Sie da drüben Posten beziehen«, sagte Sharpe und deutete auf die Kuppe des Hügels unmittelbar über dem Felsvorsprung. »Ich rechne damit, dass bald ein ganzes verdammtes Froschbataillon über den Hügel kommen wird. Singen Sie so laut Sie können, wenn es so weit ist.«

»Und wie ich singen werde, Sir«, versprach Noolan ihm. »Wie ein ganzer Chor, ja, das werde ich.«

»Wenn sie kommen«, fuhr Sharpe fort, »dann müssen wir nach Süden gehen. Ich weiß, dass das 88th gut ist, aber es sind leider nicht genug von euch da, um ein ganzes französisches Bataillon aufzuhalten.«

Sergeant Noolan ließ den Blick über seine fünf Männer schweifen, dachte über Sharpes Bemerkung nach und nickte schließlich ernst. »Ja, da haben Sie wohl recht, Sir. Aber was haben Sie eigentlich genau vor, Sir, wenn ich fragen darf?«

»Ich hoffe«, antwortete Sharpe, »dass die Froschfresser es leid werden, hinter uns herzujagen, und sich verpissen.

Dann können wir einen der Pontons wieder zum Schwimmen bringen und den Fluss überqueren. Sergeant, sagen Sie Ihren Männern, dass ich sie nach Hause bringen will, und das geht am besten mit Geduld.«

Plötzliches Gewehrfeuer zog Sharpe wieder zu Harpers Stellung. Die Franzosen versuchten erneut, die Pontons voneinander zu lösen, und diesmal hatten sie sich ein Seil gebastelt, indem sie ihre Musketenriemen aneinandergeknotet hatten. Drei Mann versuchten, das Seil an einem Kahn festzumachen. Ein Mann wurde getroffen und humpelte ans Ufer zurück. Sharpe lud sein Gewehr, doch bevor er die mit Leder umwickelte Kugel in den Lauf rammen konnte, rannten die restlichen Franzosen in ihre Deckung zurück und nahmen das Seil mit. Sharpe sah, wie das Seil tropfend aus dem Wasser gehoben wurde, als die Männer daran zogen. Es spannte sich, und Sharpe nahm an, dass fast alle Franzosen daran zogen, aber er konnte nichts dagegen tun, denn sie waren hinter einem großen Felsen versteckt. Das improvisierte Seil zitterte, und Sharpe glaubte zu sehen, dass sich die Pontons leicht bewegten. Aber vielleicht bildete er sich das auch nur ein. Dann riss das Seil, und Sharpes Riflemen jubelten.

Sharpe schaute den Fluss hinauf. Als die Brücke auseinandergebrochen war, waren sieben oder acht Pontons auf der britischen Seite geblieben, und er war sicher, dass irgendjemand die Idee gehabt hatte, einen davon als Rettungsboot zu verwenden, doch bis jetzt war kein solches Boot gekommen, und inzwischen hatten die französischen Geschütze sicher entweder die Pontons durchlöchert oder die Arbeitstrupps vom Ufer vertrieben. Das ließ vermuten, dass sie kaum noch auf Rettung hoffen durften und dass ihnen nichts anderes übrig blieb, als eine der sechs gestrandeten Barken wieder flottzumachen.

»Erinnert Sie das an irgendwas?«, fragte Harper.

»Ich habe gerade versucht, *nicht* daran zu denken«, antwortete Sharpe.

»Wie hießen die anderen Flüsse noch mal?«

»Duero und Tajo.«

»Und da hatten wir auch keine verdammten Boote, Sir«, bemerkte Harper fröhlich.

»Zu guter Letzt haben wir aber welche gefunden«, sagte Sharpe. Vor zwei Jahren hatte seine Kompanie am falschen Ufer des Duero festgesessen. Dann, ein Jahr später, waren Sharpe und Harper am Tajo gestrandet. Doch beide Male hatten sie den Weg zur Armee zurück gefunden, und das würden sie auch jetzt. Sharpe wünschte nur, dass die verdammten Franzosen endlich verschwinden würden. Aber stattdessen schickten die Froschfresser, die unter ihm in Deckung gegangen waren, einen Kurier nach Fort Josephine. Der Mann kletterte den Hügel hinauf, und die Riflemen zielten in seine Richtung und spannten die Hähne, doch der Kerl schaute immer wieder zurück, duckte sich und schlug Haken. Seine Furcht war förmlich greifbar, und irgendwie war das so komisch, dass keiner der Briten den Abzug drückte.

»Er war zu weit entfernt«, sagte Harper. Dabei hätte Hagman den Kerl einfach so erledigen können, doch der Franzose, der sich so tapfer dem Gewehrfeuer gestellt hatte, hatte das Mitleid der Briten erregt.

»Er wird Hilfe holen«, sagte Sharpe.

Dann geschah lange Zeit gar nichts mehr. Sharpe lag auf dem Rücken und schaute einem Falken am Himmel zu. Manchmal spähte ein Franzose um die Felsen unten herum, sah, dass die Riflemen noch immer da waren, und duckte sich wieder weg. Nach gut einer Stunde winkte ihnen ein Mann zu, trat vorsichtig hinter dem Felsen hervor und tat so, als wolle er die Hose öffnen. »Der Kerl will pissen, Sir«, sagte Harris.

»Lasst ihn«, sagte Sharpe, und die Riflemen richteten die Läufe ihrer Gewehre in den Himmel, während ein Franzose nach dem anderen hervorkam, an den Fluss trat und ihnen dankbar zuwinkte, nachdem er fertig war. Harper winkte zurück.

Sharpe ging von Mann zu Mann und stellte fest, dass sie insgesamt nur drei Biskuits hatten. Er ließ einen von Sergeant Noolans Männern die Biskuits mit Wasser aufweichen und sie dann verteilen, doch das war eine armselige Mahlzeit.

»Ohne Proviant werden wir nicht lange durchhalten, Sharpe«, beschwerte sich Moon. Der Brigadier hatte die Aufteilung der Biskuits mit funkelnden Augen verfolgt, und Sharpe war fest davon überzeugt gewesen, Moon würde einen größeren Anteil für sich beanspruchen. Also hatte Sharpe mit lauter Stimme verkündet, jeder bekäme gleich viel. Moon war inzwischen noch schlechterer Laune als sonst. »Wie wollen Sie uns denn versorgen, wenn ich fragen darf?«, verlangte er zu wissen.

»Wir werden wohl bis morgen früh hungern müssen, Sir.«

»Grundgütiger«, murmelte Moon vor sich hin.

»Sir!«, rief Sergeant Noolan. Sharpe drehte sich in seine Richtung und sah, dass zwei französische Kompanien an den Felsen neben dem Fluss erschienen waren. Sie rückten in offener Formation vor, um keine so leichten Ziele für die Gewehre abzugeben.

»Pat!«, rief Sharpe den Hang hinunter. »Wir ziehen uns zurück! Rauf mit euch!«

Sie marschierten nach Süden, trugen den Brigadier und kämpften sich steile Hänge hinauf, um stets den Fluss in Sichtweite zu haben. Die Franzosen verfolgten sie eine Stunde lang, dann schienen sie zufrieden damit zu sein, die Flüchtlinge von den gestrandeten Pontons vertrieben zu haben.

»Und was jetzt?«, wollte Moon wissen.

»Jetzt warten wir hier, Sir«, antwortete Sharpe. Sie befanden sich im Schutz der Felsen auf einer Hügelkuppe, von wo aus sie in jede Richtung freie Sicht hatten. Der Fluss floss Richtung Westen, während im Osten eine Straße zu erkennen war, die sich durch die Hügel wand.

»Und wie lange sollen wir warten?«, verlangte Moon ärgerlich zu wissen.

»Bis zum Einbruch der Nacht, Sir. Dann werde ich gehen und nachsehen, ob die Pontons noch da sind.«

»Natürlich sind sie dann nicht mehr da«, sagte Moon und implizierte damit, dass Sharpe ein Narr sei, wenn er etwas anderes glaubte, »aber ich nehme an, nachsehen kann ja nicht schaden.«

Doch Sharpe hätte sich die Mühe sparen können, denn in der Abenddämmerung sah er Rauch über dem Fluss aufsteigen, und als es schließlich dunkel war, konnte man ein Glühen hinter dem Hügel erkennen. Dennoch marschierte er mit Sergeant Noolan und zwei Männern des 88th nach Norden, und sie sahen, dass es den Franzosen nicht gelungen war, die Pontons zu befreien. Also hatten sie sie stattdessen unbrauchbar gemacht. Die Barken brannten. »Schade«, sagte Sharpe.

»Der Brigadier wird nicht gerade glücklich sein, Sir«, bemerkte Sergeant Noolan fröhlich.

»Nein, das wird er nicht«, stimmte Sharpe ihm zu.

Noolan sprach Gälisch mit seinen Männern. Vermutlich teilte er seine Gedanken zum Unglück des Brigadiers mit ihnen. »Sprechen die kein Englisch?«, fragte Sharpe.

»Fergal nicht«, antwortete Noolan und nickte zu einem seiner Männer. »Padraig aber schon – jedenfalls, wenn man ihn anbrüllt, Sir. Redet man ganz normal, versteht er kein Wort.«

»Dann sagen Sie ihnen, dass ich froh bin, dass sie bei uns sind«, sagte Sharpe.

»Wirklich?« Noolan klang überrascht.

»Wir waren bei Bussaco auf dem Hügel neben euch«, sagte Sharpe.

Noolan grinste in der Dunkelheit. »Ja, das war ein Kampf, was? Sie kamen immer wieder und wir haben sie abgeknallt.«

»Und jetzt, Sergeant«, fuhr Sharpe fort, »sieht es so aus, als würden wir auch die nächsten Tage miteinander verbringen müssen.«

»Ja, da haben Sie wohl recht«, pflichtete Noolan ihm bei.

»Deshalb sollten Sie auch meine Regeln kennen.«

»Ihre Regeln, Sir?«, hakte Noolan misstrauisch nach.

»Ihr werdet nicht von Zivilisten stehlen, es sei denn, ihr droht zu verhungern. Ihr werdet euch ohne meine Erlaubnis nicht betrinken, und ihr werdet kämpfen, als säße euch der Teufel persönlich im Nacken.«

Noolan dachte darüber nach. »Und was passiert, wenn wir die Regeln brechen?«, fragte er.

»Das werdet ihr nicht, Sergeant«, antwortete Sharpe schlicht. »Das werdet ihr einfach nicht.«

Und dann gingen sie wieder zurück, um den Brigadier unglücklich zu machen.

Irgendwann in der Nacht schickte der Brigadier Harris zu Sharpe, um ihn zu wecken, doch Sharpe schlief ohnehin nicht richtig, denn ihm war kalt. Sharpe hatte dem Brigadier seinen Mantel gegeben, nachdem dieser verlangt hatte, einer der Männer hätte ihm gefälligst seine Decke abzutreten. »Gibt es Schwierigkeiten?«, fragte Sharpe Harris.

»Ich weiß es nicht, Sir. Seine Exzellenz will Sie einfach sehen, Sir.«

»Ich habe nachgedacht, Sharpe«, verkündete der Brigadier, als Sharpe eintraf.

»Ja, Sir?«

»Es gefällt mir nicht, dass diese Männer Irisch sprechen. Sagen Sie ihnen, sie sollen Englisch reden. Verstanden?«

»Jawohl, Sir«, antwortete Sharpe und hielt kurz inne. Nur um ihm das zu sagen, hatte der Brigadier ihn geweckt? »Ich werde es ihnen sagen, Sir, aber einige von ihnen sprechen schlicht kein Englisch, Sir.«

»Dann sollen sie es lernen, verdammt noch mal!«, schnappte der Brigadier. Vor lauter Schmerzen hatte er nicht schlafen können, und nun wollte er, dass andere ebenso litten wie er. »Sie dürfen ihnen nicht vertrauen, Sharpe. Die haben nur Unfug im Sinn.«

Wieder hielt Sharpe kurz inne. Er fragte sich, wie er es schaffen sollte, Moon etwas Vernunft beizubringen, doch bevor er etwas sagen konnte, mischte sich Rifleman Harris ein. »Bitte, verzeihen Sie, Sir«, sagte Harris respektvoll.

»Sprichst du mit mir, Rifleman?«, fragte der Brigadier erstaunt.

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung, Sir. Wenn ich dürfte, Sir? Mit allem Respekt?«

»Sprich, Mann.«

»Sir, es ist nur, wie Mister Sharpe gesagt hat, Sir: Sie sprechen kein Englisch. Sie sind umnachtete Papisten, Sir, und sie haben nur darüber diskutiert, ob es möglich ist, ein Boot oder ein Floß zu bauen, Sir, und das können sie am besten in ihrer eigenen Sprache, denn da haben sie die Worte dafür, wenn Sie wissen, was ich meine, Sir.«

Der Brigadier, dem Harris in gespielt unterwürfigem Ton erfolgreich Honig um den Bart geschmiert hatte, dachte

darüber nach. »Sprichst du diese furchtbare Sprache?«, fragte er.

»Ja, das tue ich, Sir«, antwortete Harris, »und auch Französisch, Sir, und Portugiesisch und Spanisch, Sir, und etwas Latein.«

»Grundgütiger«, sagte der Brigadier, nachdem er Harris ein paar Herzschläge lang angestarrt hatte. »Aber du bist doch Engländer, oder?«

»O ja, Sir, Engländer und stolz darauf.«

»Richtig so. Dann kann ich mich also darauf verlassen, dass du es mir sagen wirst, wenn die Kerle irgendetwas aushecken, ja?«

»Was? Oh, ach so, ja, die Iren! Jawohl, Sir, natürlich, Sir, es wird mir ein Vergnügen sein, Sir«, erklärte Harris voller Eifer.

Kurz vor Sonnenaufgang waren flussaufwärts Explosionen zu hören. Sharpe starrte in Richtung Norden, konnte aber nichts erkennen. Beim ersten Licht sah er dann dichten Rauch über dem Flusstal, aber er hatte keine Ahnung, was diesen Rauch verursacht hatte, also schickte er Noolan und zwei seiner Männer los, um herauszufinden, was passiert war. »Bleibt auf den Hügeln«, befahl er dem Sergeant, »und passt auf Froschpatrouillen auf.«

»Das war eine verdammt dumme Entscheidung«, erklärte der Brigadier, nachdem die drei Ranger losmarschiert waren.

»Ach ja, Sir?«

»Sie werden diese Männer nie wiedersehen.«

»Oh, ich denke, das werden wir«, erwiderte Sharpe in sanftem Ton.

»Verdammt noch mal, Mann! Ich kenne diese Kerle. Mein erster Posten war beim 18th. Als ich zum Captain befördert wurde, ist es mir dann gelungen, zu den Füsilieren zu fliehen.« Das hieß, dachte Sharpe, dass der Brigadier sich

von den Iren des 18th los-und bei den angenehmeren Füsilieren seiner Heimat eingekauft hatte.

»Ich denke, Sie werden Sergeant Noolan schon bald wiedersehen, Sir«, erklärte Sharpe stur, »und während wir warten, werde ich mal nach Süden gehen und etwas zu essen suchen.«

Sharpe schnappte sich Harris, und gemeinsam marschierten sie über den Hügelkamm am Fluss. »Wie viel Gälisch sprichst du eigentlich, Harris?«, fragte Sharpe.

»Ungefähr drei Worte, Sir«, antwortete Harris, »und keines davon darf man in feiner Gesellschaft aussprechen.« Sharpe lachte. »Und? Was tun wir jetzt, Sir?«, fuhr Harris fort.

»Wir werden den verdammten Fluss überqueren«, erklärte Sharpe.

»Und wie, Sir?«

»Ich weiß nicht.«

»Und wenn das nicht geht?«

»Dann gehen wir einfach weiter nach Süden«, sagte Sharpe. Er versuchte, sich an die Karten zu erinnern, die er vom Süden Spaniens gesehen hatte, und er hatte im Kopf, dass der Guadiana ein gutes Stück westlich von Cadiz ins Meer mündete. Cadiz auf dem Landweg erreichen zu wollen war sinnlos, denn die große Hafenstadt wurde von den Franzosen belagert, doch wenn sie erst einmal an der Flussmündung waren, dann konnten sie sich ein Schiff suchen, dass sie nordwärts nach Lissabon brachte. Und die einzigen Schiffe an der Küste waren alliierte Schiffe, und Sharpe nahm an, dass die Royal Navy das Ufer patrouillierte. Natürlich würde das Zeit kosten, das wusste er, doch sobald sie am Meer waren, waren sie so gut wie daheim. »Aber wenn wir schon zum Meer marschieren müssen«, fügte er hinzu, »dann lieber am anderen Ufer.«

»Weil das in Portugal liegt?«

»Ja, weil das in Portugal liegt«, bestätigte Sharpe. »Nicht nur, dass die Portugiesen wesentlich freundlicher sind als die Spanier, da drüben gibt es auch weit weniger Froschfresser.«

Sharpes Hoffnung, den Fluss überqueren zu können, wuchs, als sie ein paar Meilen weiter eine Stelle erreichten, wo sich das Flusstal zu einem Kessel weitete und der Guadiana so breit wurde, dass er einem See glich. Ein kleinerer Fluss mündete im Osten in ihn, und in dem Kessel, wo sich die beiden Flüsse vereinten, lag eine kleine Stadt mit weißen Häusern. Zwei Glockentürme ragten über die Dächer empor. »Da muss es auch eine Fähre geben«, sagte Harris, »oder Fischerboote.«

»Es sei denn, die Froschfresser haben alles verbrannt.«

»Dann werden wir uns eben auf einem Tisch hinübertreiben lassen«, sagte Harris, »aber zumindest werden wir dort unten etwas zu essen finden, Sir, und das wird Seiner Lordschaft gefallen.«

»Du meinst, das wird *Brigadier Moon* gefallen«, korrigierte ihn Sharpe in sanftem Ton.

»Und das da wird ihm sicher auch gefallen.« Harris deutete auf ein großes Haus mit Ställen im Norden der kleinen Stadt. Das Haus war zwei Stockwerke hoch, weiß gestrichen und hatte ein Dutzend Fenster in jedem Stock. Im Osten stand ein uralter Burgturm, der jedoch nur noch eine Ruine war. Rauch stieg aus den Kaminen empor.

Sharpe holte sein Fernrohr aus der Tasche und richtete es auf das Haus. Die Fensterläden waren geschlossen, und die einzigen Lebenszeichen waren ein paar Männer, die die Terrassenmauer eines der vielen Rebgärten reparierten, die die nahen Hänge bedeckten, und ein Mann beugte sich über eine Furche in einem Küchengarten am Ufer des Guadiana. Sharpe suchte das Gelände weiter ab und sah etwas am

Ufer, das ein Bootshaus zu sein schien. Er gab Harris das Fernrohr. »Also, ich würde in die Stadt gehen«, sagte er.

»Warum, Sir?«, fragte Harris und starrte das Haus durch das Fernrohr an.

»Weil dieses Haus nicht geplündert worden ist. Der Küchengarten blüht und ist ordentlich. Worauf lässt das schließen?«

»Dass sich der Besitzer mit den Franzosen eingelassen hat?«

»Vermutlich.«

Harris dachte darüber nach. »Wenn diese Leute mit den Froschfressern befreundet sind, Sir, dann haben sie vielleicht auch ein Boot in dem Schuppen da am Fluss.«

»Ja, vielleicht«, erwiderte Sharpe. Im Hof neben dem alten Burgturm wurde eine Tür geöffnet, und Sharpe sah jemanden ins Sonnenlicht treten. Er stieß Harris mit dem Ellbogen an, deutete in die entsprechende Richtung, und der Rifleman schaute durch Sharpes Fernrohr.

»Nur eine Frau, die Wäsche aufhängt«, erklärte Harris.

»Dann können wir ja unsere Hemden waschen lassen«, sagte Sharpe. »Komm. Holen wir den Brigadier.«

Sie gingen über die Hügel zurück und fanden Moon in triumphaler Laune, denn Sergeant Noolan und seine Männer waren bis jetzt nicht zurückgekehrt.

»Ich habe es Ihnen ja gesagt, Sharpe«, rief Moon. »Diesen Kerlen kann man nicht vertrauen. Allein schon der Sergeant – der hatte so etwas Verschlagenes an sich.«

»Wie geht es Ihrem Bein, Sir?«

»Es tut verdammt weh. Aber daran kann man wohl nichts ändern, nicht wahr? Da gibt es also eine recht große Stadt, ja?«

»Na ja, eher ein großes Dorf, Sir. Zwei Kirchen.«

»Hoffen wir nur, dass sie da einen Arzt haben, der etwas von seinem Handwerk versteht. Je eher der sich das verdammte Bein ansieht, desto besser. Marschieren wir los, Sharpe. Hier verschwenden wir nur unsere Zeit.«

Doch just in diesem Augenblick tauchte Sergeant Noolan im Norden wieder auf, und dem Brigadier blieb nichts anderes übrig, als darauf zu warten, bis sich die drei Männer des 88th ihnen wieder angeschlossen hatten. Noolan, der noch finsterer dreinblickte als für gewöhnlich, brachte schlechte Neuigkeiten. »Sie haben das Fort in die Luft gejagt, Sir«, berichtete er Sharpe.

»Sprich mit mir, Mann! Mit *mir*!«, brüllte Moon. »*Ich* habe den Befehl hier!«

»Tut mir leid, Euer Ehren«, sagte Noolan und nahm den verbeulten Tschako ab. »Unsere Jungs, Sir, sie haben das Fort in die Luft gejagt, Sir, und jetzt sind sie weg, Sir.«

»Fort Joseph meinst du?«, hakte Moon nach.

»Heißt das so, Sir? Ich meine das am anderen Ufer, Sir. Das liegt in Schutt und Asche. Die Geschütze sind über die Brüstung geworfen, und außer ›Smitherings‹ ist nichts mehr auf dem Hügel zu sehen.«

»Außer was?«

Noolan warf Sharpe einen hilflosen Blick zu. »Trümmer, Sir«, versuchte der Sergeant es erneut. »Schrott, Sir.«

»Und du sagst, unsere Männer sind weg? Woher zum Teufel willst du denn wissen, dass sie weg sind?«

»Weil die Froschfresser drüben sind, Sir. Sie haben ein Boot. Damit fahren sie hin und her, Sir, und wir haben sie beobachtet.«

»Grundgütiger«, knurrte Moon angewidert.

»Das haben Sie gut gemacht, Noolan«, sagte Sharpe.

»Danke, Sir.«

»Und wir stecken hier fest«, fuhr der Brigadier verärgert fort, »weil sich unsere Streitkräfte einfach aus dem Staub gemacht und uns im Stich gelassen haben.«

»In dem Fall«, schlug Sharpe vor, »sollten wir so rasch wie möglich in die Stadt und uns etwas zu essen suchen.«

Weil er der Stärkste war, trug Harper das vordere Ende von Moons Trage und der Größte der Connaught Rangers das hintere. Sie brauchten drei Stunden für die kurze Distanz, und es war schon spät am Morgen, als sie schließlich den Hügel über dem großen Haus und der kleinen Stadt erreichten. »Dort gehen wir hin«, verkündete Moon im selben Augenblick, da er das Haus sah.

»Ich glaube, das könnten *Afrancesados* sein, Sir«, sagte Sharpe.

»Englisch, Mann, Englisch!«

»Ich glaube, es könnten Franzosenfreunde sein, Sir.«

»Woher wollen Sie das wissen?«

»Weil das Haus nicht geplündert worden ist, Sir.«

»Das wissen Sie doch gar nicht«, erwiderte der Brigadier, schien aber selbst nicht überzeugt zu sein. Sharpes Worte ließen ihn nachdenken, doch das Haus zog ihn magisch an. Es versprach Komfort und die Gesellschaft Gleichgestellter. »Aber wie auch immer, es gibt nur eine Möglichkeit, das herauszufinden«, erklärte er. »Und zwar, indem wir dorthin gehen. Auf geht's.«

»Ich denke, wir sollten lieber in die Stadt gehen«, beharrte Sharpe auf seiner Meinung.

»Und ich denke, Sie sollten jetzt lieber den Mund halten, Sharpe, und meinen Befehl befolgen.«

Also hielt Sharpe den Mund, während sie den Hügel hinabstiegen, durch die oberen Rebstöcke marschierten und dann im Schatten eines Olivenhains. Sie hoben die Trage des Brigadiers über eine niedrige Steinmauer und näherten

sich dem Haus durch einen weitläufigen Park voller Zypressen, Orangenbäumen und brachliegender Blumenbeete. Es gab auch einen großen Teich mit braunem Laub auf der Oberfläche sowie einen von Statuen gesäumten Weg. Die Statuen stellten allesamt Heilige dar, die sich in Todesqualen wanden. Sebastian klammerte sich an einen Pfeil, der aus seiner Brust ragte, Agnes starrte trotz des Schwertes in ihrer Kehle in ehrfurchtsvollem Ernst gen Himmel, und neben ihr hing Petrus kopfüber am Kreuz. Es gab dort Männer, die verbrannt wurden, Frauen, denen man die Eingeweide herausriss, und alle waren sie in weißem Marmor voller Flechten und Vogelkot verewigt. Die zerlumpten Soldaten starrten die Figuren mit großen Augen an, und die Katholiken unter ihnen bekreuzigten sich, während Sharpe nach Lebenszeichen im Haus Ausschau hielt. Die Fenster waren nach wie vor verschlossen, doch noch immer kam Rauch aus einem Kamin, und dann, plötzlich, wurde die Tür zur Terrasse aufgestoßen, und ein ganz in Schwarz gekleideter Mann trat ins Sonnenlicht heraus und wartete, als hätte er sie erwartet. »Wir sollten besser den Anstand wahren«, sagte Moon.

»Sir?« Sharpe schaute ihn fragend an.

»Grundgütiger, Sharpe, hier leben Edelleute! Die wollen keine einfachen Soldaten in ihrem Salon. Wir beide können reingehen, doch die Männer werden mit den Dienstbotenquartieren vorlieb nehmen müssen.«

»Dann sollen sie Ihre Trage also draußen abstellen, ja, Sir?«, fragte Sharpe im Unschuldston und glaubte Harpers leises Schnauben zu hören.

»Machen Sie sich doch nicht lächerlich, Sharpe«, erwiderte der Brigadier. »Natürlich können sie mich zuerst hineintragen.«

»Jawohl, Sir.«

Sharpe ließ die Männer auf der Terrasse zurück und begleitete den Brigadier in einen riesigen Raum voller dunkler Möbel und düsterer Bilder, von denen die meisten den Tod von Märtyrern zeigten. Auch hier wurden wieder Heilige verbrannt oder schauten verzückt gen Himmel, während Soldaten sie in Stücke hackten, und über dem Kamin hing ein lebensgroßes Bild der Kreuzigung. Der bleiche Leib Christi war voller Blut, und hinter ihm braute sich ein furchtbarer Sturm zusammen. Am anderen Ende des Raums hing ein fast schwarzes Holzkreuz, und darunter stand ein Privataltar, auf dem ein Säbel zwischen zwei Kerzen lag.

Der Mann, der sie begrüßt hatte, war ein Diener, und nun informierte er den Brigadier, dass sich die Marquesa schon bald zu ihnen gesellen würde. Ob die Gäste irgendetwas brauchen würden, erkundigte er sich. Sharpe übersetzte so gut es ging und sprach hauptsächlich Portugiesisch, aber auch ein wenig Spanisch mit dem Diener. »Sagen Sie ihm, dass ich ein Frühstück brauche«, befahl der Brigadier, »und einen Arzt.«

Sharpe gab die Bitte weiter, dann fügte er hinzu, dass auch seine Männer Wasser und Proviant benötigten. Der Diener verneigte sich und sagte, er würde die Soldaten in die Küche führen. Schließlich ließ er Sharpe mit Moon allein, der inzwischen auf einer Couch lag. »Das ist ein verdammt unbequemes Stück Möbel«, beschwerte sich der Brigadier. Er verzog das Gesicht ob der Schmerzen in seinem Bein und schaute sich dann die Gemälde an. »Wie können Menschen nur in dieser Düsternis leben?«

»Ich nehme an, sie sind sehr fromm, Sir.«

»Wir sind alle fromm, Mann, aber das heißt noch lange nicht, dass man sich Bilder von Folter an die Wand hängen muss. Grundgütiger! An Landschaftsbildern oder Familienporträts ist doch nichts falsch. Hat er gesagt, hier gebe es eine Marquesa?«

»Ja, Sir.«

»Nun, dann wollen wir nur hoffen, dass sie angenehmer fürs Auge ist als ihre Bilder.«

»Ich denke, ich sollte mal nachsehen, ob die Männer gut versorgt sind, Sir«, sagte Sharpe.

»Gute Idee«, erwiderte Moon. Durch seinen Tonfall gab er zu verstehen, dass er glaubte, auch Sharpe sei bei den Dienern besser aufgehoben. »Und lassen Sie sich ruhig Zeit, Sharpe. Hat dieser Kerl verstanden, dass ich einen Arzt benötige?«

»Ja, das hat er, Sir.«

»Und Essen?«

»Auch das weiß er, Sir.«

»Ich bete zu Gott, dass er beides noch vor Sonnenuntergang heranschaffen kann. Oh, und Sharpe? Schicken Sie mir diesen klugen Kerl, der, der all die Sprachen spricht. Er soll für mich übersetzen. Aber sagen Sie ihm, er soll sich vorher ein wenig sauber machen.« Dann war Sharpe mit einem Nicken entlassen. Er ging auf die Terrasse hinaus, durch eine Gasse über den Hof des Stalls und zu einer weiß getünchten Küche, wo Schinken unter der Decke hing und es nach Holzfeuer, Käse und Brot roch. Über der Kochstelle, wo zwei Köchinnen eifrig an dem verrußten Herd arbeiteten, hing ein Kreuz, und eine dritte Frau knetete Teig auf einem langen, blank geschrubbten Tisch.

Harper grinste Sharpe an und deutete auf den Käse, den Schinken und zwei dickbäuchige Weinfässer. »Sir, hier sollte man nicht glauben, dass wir Krieg haben.«

»Du hast etwas vergessen, Pat.«

»Und was wäre das, Sir?«

»Nur einen halben Tagesmarsch entfernt steht ein ganzes Regiment französischer Infanterie.«

»Das stimmt wohl«, seufzte Harper.

Sharpe ging geradewegs zu den Fässern und riss eines davon auf. »Ihr kennt die Regeln«, wandte er sich an die Soldaten, die ihm zuschauten. »Sollte sich einer von euch betrinken, werde ich dafür sorgen, dass er sich wünscht, nie geboren worden zu sein.« Eigentlich, dachte Sharpe, hätte er die Fässer einfach rausschaffen und zerschlagen sollen, doch wenn seine Männer sich wirklich betrinken wollten, dann würden sie in einem so großen Haus auch etwas dafür finden. Nicht umsonst hieß es von britischen Soldaten: *Setz sie in der Wildnis aus, und es dauert nicht lange, dann haben sie eine Schänke gefunden*. »Wir werden vielleicht schnell von hier verschwinden müssen«, erklärte Sharpe. »Deshalb will ich nicht, dass ihr euch besauft. Ich verspreche euch: Wenn wir wieder in Lissabon sind, werde ich euch so mit Rum abfüllen, dass ihr eine Woche lang nicht stehen könnt. Aber heute, Jungs, heute bleibt ihr nüchtern.«

Die Männer nickten, und Sharpe warf sich das Gewehr über die Schulter. »Ich werde Wache halten, bis ihr gegessen habt«, sagte er zu Harper, »dann wirst du mit zwei anderen mich ablösen. Hast du den alten Burgturm gesehen?«

»Der war schwer zu übersehen, Sir.«

»Da will ich hin. Und Harris? Du sollst für den Brigadier dolmetschen.«

Harris schauderte. »Muss ich, Sir?«

»Ja, du musst, verdammt! Und wasch dich vorher.«

»Jawohl, Sir.«

»Und Harris«, warf Sergeant Harper ein.

»Sergeant?«

»Vergiss nicht, seiner Lordschaft zu sagen, wenn wir Kerle Unfug planen.«

»Das werde ich, Sergeant, versprochen.«

Sharpe ging zu dem Turm am östlichen Ende des Hofs und stieg zu den Zinnen hinauf. Hier, gut vierzig Fuß über dem

Boden, hatte er einen hervorragenden Blick auf die Straße, die entlang des kleineren Flusses in Richtung Osten führte. Das war die Straße, über die die Franzosen kommen würden. Aber würden sie überhaupt kommen? Sie wussten, dass eine Hand voll Briten am spanischen Ufer gestrandet war, aber würden sie sich auch die Mühe machen, sie zu verfolgen? Vielleicht würden sie ja nur ein paar Furagiere schicken. In jedem Fall war offensichtlich, dass diesem großen Haus die üblichen französischen Grausamkeiten erspart worden waren, und das lag ohne Zweifel daran, dass es sich bei der Marquesa um eine *Afrancesada* handelte, und das wiederum hieß, dass sie die französischen Garnisonen mit Proviant versorgt haben musste. Aber hatten die Franzosen deshalb auch darauf verzichtet, die Stadt zu plündern? Und falls ja, gab es dort ein Boot? Sollte dem so sein, dann würden sie den Fluss überqueren können, sobald ein Arzt sich den Brigadier angesehen hatte – falls es hier denn einen Arzt gab. Aber was, wenn sie erst einmal über den Fluss waren?

Die Truppen des Brigadiers hatten Fort Joseph in die Luft gejagt und zogen sich nach Westen zurück, zum Tajo, und solange Moon ein gebrochenes Bein hatte, würden sie sie nicht einholen können. Sharpe dachte kurz darüber nach, kam dann jedoch zu dem Schluss, dass das nicht sein Problem war. Brigadier Moon war der befehlshabende Offizier, und Sharpe musste nur auf seine Befehle warten. Jetzt würde er seine Männer erst einmal Krücken für den Brigadier machen lassen.

Sharpe schaute nach Osten. Die Hänge des Tals waren voller Weinberge. Nach wie vor arbeiteten ein paar Männer dort an der Terrassenmauer. Ein Reiter trabte gelassen in Richtung Osten, und ein Kind trieb zwei Ziegen die Straße hinunter. Ansonsten war alles ruhig mit Ausnahme eines Falken hoch oben am wolkenlosen Himmel. Es war zwar noch immer Winter, doch die Sonne hatte schon überraschend viel Kraft. Wenn er sich umdrehte, konnte Sharpe den Fluss

jenseits des Hauses sehen und am anderen Ufer des Guadiana die portugiesischen Hügel.

Harper löste ihn ab und brachte Hagman und Slattery mit. »Harris ist wieder zurück, Sir«, berichtete er. »Offenbar spricht die Lady Englisch. Deshalb wird er nicht gebraucht. Ist irgendwas los?«

»Nichts. Die Lady?«

»Die Marquesa, Sir. Eine alte Henne.«

»Hm, ich glaube, der Brigadier hat auf etwas Jüngeres und Ansehnlicheres gehofft.«

»Darauf haben wir alle gehofft, Sir. Was sollen wir tun, wenn wir einen Froschfresser sehen?«

»Dann gehen wir zum Fluss runter«, antwortete Sharpe und schaute nach Osten. »Wenn die Bastarde kommen«, sagte er, »dann über diese Straße dort. Wir werden sie schon in mehreren Meilen Entfernung sehen können.«

»Hoffen wir, dass sie *nicht* kommen.«

»Und hoffen wir, dass niemand betrunken ist, wenn sie es doch tun«, fügte Sharpe hinzu.

Harper schaute Sharpe verwirrt an, dann verstand er. »Sie müssen sich keine Sorgen um die Männer aus Connaught machen, Sir. Sie werden tun, was Sie ihnen sagen.«

»Werden sie?«

»Ich habe mit Sergeant Noolan gesprochen und gesagt, Sie seien gar nicht mal so übel, es sei denn, Sie würden verarscht – *dann* seien Sie der reinste Teufel, habe ich ihm gesagt. Und ich habe ihm gesagt, dass Sie einen irischen Vater hätten – was ja auch stimmen könnte, oder?«

»Dann bin ich jetzt also einer von euch, ja?«, fragte Sharpe amüsiert.

»O nein, Sir, dafür sind Sie nicht hübsch genug.«

Sharpe kehrte in die Küche zurück, wo inzwischen Geoghegan den Teig knetete und zwei Ranger Feuerholz neben dem Herd stapelten. »Sie wollen uns Eier mit Schinken machen«, verkündete Sergeant Noolan, »und wir haben ihnen gezeigt, wie man einen richtigen Tee kocht.«

Sharpe gab sich mit einem Stück frisch gebackenem Brot und einer Ecke Hartkäse zufrieden. »Hat einer von euch ein Rasiermesser dabei?«, fragte er Noolan.

»Ich bin sicher, dass Liam eins hat«, antwortete Noolan und nickte zu einem der Männer, die Feuerholz stapelten. »Er macht sich immer für die Damen zurecht, egal ob gerade welche da sind oder nicht.«

»Dann will ich, dass sich jeder Mann rasiert«, sagte Sharpe, »und niemand wird den Hof verlassen. Wenn die verdammten Froschfresser auftauchen, will ich euch nicht erst suchen müssen. Und, Harris? Schau dich mal im Stall um. Vielleicht findest du ja was, um dem Brigadier Krücken daraus zu basteln.«

Harris grinste. »Er hat schon Krücken, Sir. Die Lady hatte noch welche von ihrem verstorbenen Gatten.«

»Die Marquesa?«

»Das ist eine richtige Matrone, Sir, eine Witwe, und Mann, was hat die für eine scharfe Zunge!«

»Hat man dem Brigadier auch etwas zu essen gegeben?«

»Ja, Sir, und ein Arzt ist auch schon auf dem Weg.«

»Er braucht keinen Arzt«, knurrte Sharpe. »Private Geoghegan hat ganze Arbeit bei dem Bein geleistet.«

Geoghegan grinste. »Ja, das habe ich, Sir.«

»Ich werde mich mal ein wenig umsehen«, sagte Sharpe. »Wenn die verdammten Froschfresser auftauchen, müsst ihr den Brigadier zum Fluss runterbringen.« Er war zwar nicht sicher, was sie da unten tun sollten, wenn ihnen die

Franzosen auf den Fersen waren, aber vielleicht würde sich ihnen ja eine Fluchtmöglichkeit bieten.

»Glauben Sie, dass sie kommen werden, Sir?«, fragte Noolan.

»Gott allein weiß, was diese Bastarde im Schilde führen.«

Sharpe ging wieder hinaus, über die Terrasse und in den Küchengarten. Dort arbeiteten nun zwei Männer und pflanzten etwas in die frisch gezogenen Furchen. Sie richteten sich auf und beobachteten Sharpe misstrauisch, während er zum Bootshaus ging. Es war ein Holzgebäude auf einem steinernen Fundament, und die Tür war mit einem Vorhängeschloss verschlossen. Es war alt und ungefähr so groß wie ein Apfel. Sharpe machte sich noch nicht einmal die Mühe, es zu knacken, sondern rüttelte an der Tür und schlug mit dem mit Messing beschlagenen Kolben seines Gewehrs darauf. Schließlich hörte er, wie das Schloss im Inneren nachgab, und die Tür ging auf.

Und da war das Boot.

Das perfekte Boot. Es sah wie eine Admiralsbarke mit sechs Ruderbänken aus. Das Heck war breit, und ein Dutzend lange Riemen lag sauber angeordnet in der Mitte. Es schwamm zwischen zwei Laufstegen, und so gut wie kein Tropfen Wasser war im Inneren. Es war also vollkommen dicht. Dollbord, Querbalken und die Ruderbänke waren einst weiß gestrichen gewesen, doch inzwischen blätterte die Farbe ab und überall waren Staub und Spinnweben. Ein Kratzen in der Dunkelheit unter den Stegen verriet, dass es hier Ratten gab.

Sharpe hörte Schritte hinter sich, und als er sich umdrehte, sah er, wie einer der Gärtner das Bootshaus betrat. Der Mann hielt eine Vogelflinte in der Hand, die er auf Sharpe richtete. Dann redete er mit rauer Stimme auf ihn ein. Er ruckte mit dem Kopf, deutete mit dem Gewehr und befahl Sharpe so, sich von dem Boot zu entfernen.

Sharpe zuckte mit den Schultern. Der Lauf der Vogelflinte war mindestens fünf Fuß lang. Sie sah uralt aus, doch das hieß nicht, dass sie nicht funktionierte. Der Mann war groß, kräftig gebaut, in den Vierzigern, und er hielt die alte Waffe selbstbewusst. Er befahl Sharpe, das Bootshaus wieder zu verlassen, und Sharpe gehorchte widerspruchslos. Der Mann tadelte ihn, aber er sprach so schnell, dass Sharpe kaum ein Wort von zehn verstand, aber er verstand nur zu gut, als der Mann ihm mit dem Lauf in die Hüfte stieß. Sharpe packte die Waffe mit der linken Hand und schlug den Mann mit der rechten. Dann trat er ihm zwischen die Beine und nahm ihm die Flinte ab. »Man stößt britische Offiziere nicht mit einer Waffe«, sagte Sharpe, obwohl er bezweifelte, dass der Mann ihn verstand oder ihn auch nur hörte, denn er krümmte sich vor Schmerzen und wimmerte. Sharpe blies das Pulver von der Zündpfanne, damit man nicht mehr damit schießen konnte, und schlug dann die Mündung gegen einen Stein, bis Kugel und Pulver herausfielen. Dann verstreute er das Pulver mit dem Stiefel, und um sicherzugehen, dass die Waffe nie wieder eingesetzt werden konnte, brach er den Hahn ab und warf ihn in den Fluss. »Du hast Glück, dass du noch am Leben bist«, sagte er zu dem Mann. Er warf dem Mann die Flinte auf den Bauch und unterdrückte das Verlangen, ihn noch einmal zu treten. Ihm war gar nicht bewusst gewesen, wie wütend er war. Der zweite Gärtner, der dem anderen gefolgt war, wich katzbuckelnd vor Sharpe zurück.

Sharpe fand den Brigadier aufgerichtet auf der Couch. Er hatte ein Handtuch um den Nacken gewickelt. Ein junger Kammerdiener rasierte ihn. »Da sind Sie ja, Sharpe«, begrüßte ihn Moon. »Es wird Sie freuen zu hören, dass ich das Geheimnis einer guten Rasur entdeckt habe.«

»Und das wäre, Sir?«

»Man muss dem Rasierwasser etwas Limonensaft hinzugeben. Ziemlich clever, finden Sie nicht?«

Sharpe war nicht sicher, was er darauf erwidern sollte. »Wir haben Wachtposten aufgestellt, Sir. Die Männer waschen sich, und ich habe ein Boot gefunden.«

»Was nützt uns denn jetzt noch ein Boot?«, fragte Moon.

»Um den Fluss zu überqueren, Sir. Wir können ein Pferd hinterherschwimmen lassen, Sir, wenn wir denn genug Geld haben, um uns eins zu kaufen, und wenn Sie reiten, Sir, dann haben wir eine Chance, wieder zu unseren Leuten aufzuschließen.« Sharpe bezweifelte zwar, dass sie die sechs Leichten Kompanien einholen konnten, die sich aus Fort Joseph zurückgezogen hatten, aber er musste dem Brigadier Hoffnung machen.

Moon ließ sich von dem Kammerdiener das Gesicht abwaschen und mit einem heißen Handtuch abtrocknen. »Wir werden nirgendwo hingehen, Sharpe«, erklärte der Brigadier, »ehe sich nicht ein Arzt mein Bein angesehen hat. Die Marquesa sagt, der Kerl hier in der Stadt sei absolut geeignet für gebrochene Knochen. Sie ist eine verbitterte alte Hexe, aber sie war sehr hilfsbereit, und ich nehme an, ihr Arzt ist in jedem Fall besser als irgend so ein hergelaufener Soldat, meinen Sie nicht?«

»Ich meine, Sir, dass wir so schnell wie möglich von hier verschwinden sollten.«

»Nicht bevor sich ein richtiger Arzt mein Bein angeschaut hat«, erklärte der Brigadier entschlossen. »Der Kerl ist schon benachrichtigt und sollte bald hier sein. Danach können wir gehen. Die Männer sollen sich bereitmachen.«

Sharpe schickte Noolan und dessen Männer zum Bootshaus hinunter. »Bewacht das verdammte Boot«, befahl er ihnen und gesellte sich dann wieder zu Harper, Hagman und Slattery, die vom Turm aus Wache hielten. Harper berichtete Sharpe, dass sich auf der Oststraße nichts gerührt habe. »Bereitet euch auf den Abmarsch vor, Pat«, sagte Sharpe.

»Ich habe ein Boot gefunden. Jetzt warten wir nur noch auf den Brigadier.«

»Sie haben ein Boot gefunden, Sir? Einfach so?«

»Einfach so.«

»Und was machen wir jetzt damit?«

Sharpe dachte kurz nach. »Ich bezweifle, dass wir die anderen einholen können«, sagte er, »also ist es wohl am besten, wenn wir es flussabwärts versuchen. An der Küste werden wir uns dann ein britisches Schiff suchen, und fünf Tage später sind wir in Lissabon und sechs Tage später wieder bei unserem Bataillon.«

»Das wäre nicht schlecht«, freute sich Harper.

Sharpe lächelte. »Joana?«, fragte er. Joana war ein portugiesisches Mädchen, das Harper in Coimbra gerettet hatte und das nun das Quartier mit ihm teilte.

»Ich mag das Mädel«, gab Harper zu. »Sie ist ein braves Mädchen. Sie kann kochen, nähen und sie arbeitet hart.«

»Ist das alles, was sie tut?«, hakte Sharpe nach.

»Sie ist ein braves Mädchen«, wiederholte Harper.

»Dann solltest du sie heiraten«, sagte Sharpe.

»Dafür besteht kein Grund, Sir.« Harper klang verschreckt.

»Wenn wir wieder zurück sind, werde ich mal Colonel Lawford fragen«, sagte Sharpe. Offiziell waren nur sechs Ehefrauen bei den Männern einer Kompanie erlaubt, doch der Colonel konnte Ausnahmen gestatten.

Harper schaute Sharpe lange an und versuchte herauszufinden, ob sein Captain das ernst meinte oder nicht, doch Sharpe ließ sich nichts anmerken. »Der Colonel hat schon genug um die Ohren, Sir«, sagte Harper schließlich.

»Was denn? Wir machen doch die ganze Arbeit für ihn.«

»Aber er ist ein Colonel, Sir, da macht er sich doch um alles Sorgen.«

»Und ich mache mir Sorgen um dich, Pat. Ich mache mir Sorgen, dass du ein Sünder bist. Ich mache mir Sorgen, dass du in die Hölle fährst, wenn du jetzt stirbst.«

»Wenigstens werden Sie mir da Gesellschaft leisten, Sir.«

Sharpe lachte. »Stimmt. Also werde ich den Colonel vielleicht doch nicht fragen.«

»Da sind Sie ja noch mal davongekommen, Sergeant«, bemerkte Slattery amüsiert.

»Aber es hängt alles von Moon ab«, sagte Sharpe. »Wenn er den Fluss überqueren und versuchen will, die anderen einzuholen, dann werden wir das tun müssen. Und wenn er flussabwärts will, dann werden wir flussabwärts gehen. Aber so oder so: In einer Woche wirst du wieder bei Joana sein.«

In diesem Augenblick tauchte ein Reiter auf dem Hügel im Norden auf, von wo aus Sharpe Stadt und Haus zum ersten Mal gesehen hatte. Sharpe holte sein Fernrohr heraus, doch als er es vor die Augen hob, war der Mann verschwunden. Vermutlich war das nur ein Jäger, sagte er sich selbst. »Also bereitet euch auf den Aufbruch vor, Pat. Und ihr werdet den Brigadier holen müssen. Er hat jetzt zwar Krücken, aber wenn die verdammten Froschfresser auftauchen, dann müssen wir so schnell wie möglich den Fluss hinunter, und ihr müsst ihn tragen.«

»Im Hof steht eine Schubkarre, Sir«, sagte Hagman. »Für Mist, Sir.«

»Die werde ich auf die Terrasse stellen«, erklärte Sharpe.

Er fand die Schubkarre hinter einem Misthaufen, fuhr sie zur Terrasse und stellte sie neben die Tür. Jetzt hatte er alles getan, was er tun konnte. Er hatte ein Boot, es wurde bewacht, die Männer waren bereit, und nun wartete alles nur noch auf Moons Befehl.

Sharpe setzte sich vor die Tür des Brigadiers und nahm den Tschako ab, damit die Wintersonne ihm das Gesicht wärmen konnte. Müde schloss er die Augen, und binnen Sekunden war er eingeschlafen, den Kopf an die Hauswand gelehnt. Er träumte, und er war sich bewusst, dass es ein schöner Traum war. Dann schlug ihm jemand hart auf den Kopf, und das war kein Traum. Sharpe zuckte zur Seite, griff nach seinem Gewehr und wurde erneut geschlagen. »Frecher Hundesohn!«, kreischte eine Stimme, und wieder bekam Sharpe einen Schlag. Die Stimme gehörte einer alten Frau, älter, als Sharpe es sich hatte vorstellen können, mit braunem Gesicht wie in der Sonne getrockneter Schlamm, voller Falten und Risse, boshaft und verbittert. Sie war ganz in Schwarz gekleidet, und ein schwarzer Witwenschleier steckte in ihrem weißen Haar. Sharpe stand auf und rieb sich den Kopf, wo das Weib ihn mit einer von Moons geliehenen Krücken geschlagen hatte. »Du wagst es, einen meiner Diener anzugreifen?«, schrie die Frau. »Du unverschämter Balg!«

»Ma’am«, sagte Sharpe. Etwas anderes fiel ihm nicht ein.

»Du bist in mein Bootshaus eingebrochen!«, krächzte die Frau. »Du hast meinen Diener angegriffen! In einer zivilisierten Welt würde man dich jetzt auspeitschen! Mein Gemahl hätte das getan!«

»Ihr Gemahl, Ma’am?«

»Er war der Marques de Cardenas, und er hatte das Pech, elf traurige Jahre lang Botschafter am Hof vom St. James zu sein. Wir haben in London gelebt. Eine furchtbare Stadt. Eine böse Stadt. Warum hast du meinen Gärtner angegriffen?«

»Weil er mich zuerst angegriffen hat, Ma’am.«

»Er sagt, das stimmt nicht.«

»Wenn wir in einer zivilisierten Welt leben würden, Ma’am, dann wäre das Wort eines Offiziers mehr wert als das eines

Dieners.«

»Du unverschämter Hundesohn! Ich füttere euch, gebe euch ein Dach über dem Kopf, und ihr zahlt mir das mit Barbarei und Lügen wieder zurück. Und jetzt wollt ihr auch noch das Boot meines Sohnes stehlen?«

»Nicht stehlen, leihen, Ma'am.«

»Das geht nicht«, schnappte sie. »Es gehört meinem Sohn.«

»Ist er denn hier, Ma'am?«

»Nein, das ist er nicht, und das solltet ihr auch nicht sein. Ihr werdet wieder wegmarschieren, sobald der Arzt sich euren Brigadier angesehen hat. Ihr dürft die Krücken haben, sonst nichts.«

»Jawohl, Ma'am.«

»Jawohl, Ma'am«, äffte die Alte ihn nach. »Wie unterwürfig.« Tief im Haus ertönte eine Glocke, und die Frau wandte sich ab. *»El medico«,* murmelte sie.

In diesem Augenblick kam Private Geoghegan aus dem Küchengarten gelaufen. »Sir«, keuchte er, »da sind Männer.«

»Männer? Wo?«

»Am Bootshaus, Sir. Ein Dutzend. Und alle haben sie Musketen. Ich glaube, sie sind aus der Stadt gekommen, Sir. Sergeant Noolan hat mir befohlen, Sie zu fragen, was wir tun sollen, Sir.«

»Sie bewachen das Boot?«

»Das ist es ja, Sir, genau das tun sie. Sie verweigern uns den Zutritt zum Bootshaus, Sir. Einfach so – was zum Teufel war das denn?«

Der Brigadier hatte plötzlich im Haus geschrien, vermutlich als der Arzt sich die improvisierte Schiene angeschaut hatte. »Sag Sergeant Noolan, dass er nichts tun soll«, befahl

Sharpe. »Beobachtet die Männer einfach und stellt sicher, dass sie das Boot nicht wegbringen.«

»Jawohl, Sir – und wenn sie es doch versuchen?«

»Dann haltet ihr sie davon ab, verdammt noch mal. Pflanzt die Schwerter auf und …« Er hielt kurz inne und erinnerte sich daran, dass nur die Riflemen Schwertbajonette hatten. »Pflanzt die Bajonette auf und marschiert langsam auf sie zu. Zielt mit den Bajonetten auf ihre Eier, dann rennen sie schon.«

»Aye, Sir, jawohl, Sir.« Geoghegan grinste. »Aber sollen wir sonst wirklich nichts tun, Sir?«

»Das ist für gewöhnlich das Beste.«

»Oh, der arme Mann!« Geoghegan schaute zur Tür. »Dabei wäre alles in Ordnung gewesen, wenn er es nur in Ruhe gelassen hätte. Danke, Sir.«

Sharpe fluchte leise vor sich hin, nachdem Geoghegan gegangen war. Als er das Boot entdeckt hatte, war alles so einfach gewesen, doch er hätte wissen müssen, dass das zu schön gewesen war, um wahr zu sein. Und wenn die Marquesa Männer aus der Stadt gerufen hatte, dann bestand die Gefahr eines Blutvergießens. Sharpe hegte zwar keine Zweifel daran, dass seine Soldaten mit den braven Bürgern fertig werden würden, aber er befürchtete, dass auch er zwei, drei Verluste zu beklagen haben würde. »Verdammte Scheiße«, sagte er laut, und weil er nichts anderes zu tun hatte, kehrte er in die Küche zurück und weckte Harris, der am Tisch eingeschlafen war. »Halt vor dem Zimmer des Brigadiers Wache«, befahl er ihm, »und lass es mich wissen, sobald der Arzt fertig ist.«

Sharpe stieg den Turm hinauf, wo Harper noch immer Wache hielt. »Es rührt sich nichts, Sir«, berichtete Harper, »außer dass ich glaube, vor einer halben Stunde einen Reiter gesehen zu haben.« Er deutete nach Norden. »Aber jetzt ist er weg.«

»Ich glaube, das Gleiche gesehen zu haben.«

»Jetzt ist er jedenfalls nicht mehr da, Sir.«

»Wir warten nur noch darauf, dass der Arzt mit dem Brigadier fertig ist«, sagte Sharpe, »dann ziehen wir los.« Er sagte nichts von den Männern, die das Bootshaus bewachten. Um die würde er sich schon kümmern, wenn die Zeit gekommen war. »Das ist wirklich eine sauertöpfische alte Hexe, die hier lebt«, bemerkte er.

»Die Marquesa?«

»Ein verschrumpeltes altes Weib. Sie hat mich geschlagen, verdammt!«

»Dann hat sie ja doch was Gutes.« Harper grinste, doch als Sharpe ihn anfunkelte, fuhr er rasch fort: »Aber es ist schon komisch, dass die Froschfresser diesen Ort nicht heimgesucht haben, nicht wahr? Ich meine, hier gibt es genug Proviant für ein ganzes Bataillon! Und ihre Furagiere müssen den Ort doch schon vor Monaten entdeckt haben.«

»Sie hat ihren Frieden mit den verdammten Froschfressern gemacht«, sagte Sharpe. »Vermutlich verkauft sie ihnen Proviant, und sie lassen sie in Ruhe. In jedem Fall ist sie nicht auf unserer Seite. Sie hasst uns.«

»Ob sie uns wohl an die Frösche verraten hat?«

»Genau darüber mache ich mir auch Gedanken«, erwiderte Sharpe. »Vielleicht hat sie es ihnen ja erzählt, schlicht, weil sie ein böses altes Weib ist.« Er schaute zur Straße. Irgendetwas fühlte sich falsch an. Es war viel zu friedlich. Vielleicht, dachte er, war es ja die Tatsache, dass die Marquesa versuchte, das Boot zu beschützen, was ihn so sehr beunruhigte, und der Gedanke an das Boot wiederum erinnerte ihn daran, was Sergeant Noolan an diesem Morgen zu Brigadier Moon gesagt hatte. Die Franzosen hatten den Fluss überquert. Entweder war es ihnen gelungen, aus den Resten der Pontons ein schwimmfähiges Boot zu bergen, oder aber sie hatten ein Boot in Fort Josephine gehabt. Aber

wenn die Franzosen ein Boot hatten, egal woher, dann war die Straße nicht ihr einziger Weg hierher. »Verdammt«, knurrte er leise.

»Was ist, Sir?«

»Sie kommen den Fluss herunter.«

»Da ist der Kerl wieder«, sagte Slattery und deutete auf den Hügel im Norden, wo erneut der Reiter erschienen war. Der Mann hatte sich in den Steigbügeln aufgestellt und winkte mit den Armen.

»Wir gehen«, befahl Sharpe.

Der Reiter musste sie den ganzen Tag über beobachtet haben, doch das war nicht seine alleinige Aufgabe gewesen. Er sollte Colonel Vandal auch Bescheid geben, wenn seine Truppen auf dem Fluss sich dem Haus näherten. Dann würde der Rest des 8. vorrücken. *Wir sitzen in der Falle*, dachte Sharpe. Ein paar Franzosen kamen per Boot, andere über die Straße, und sie saßen mitten zwischen ihnen. Sharpe rannte die brüchige Treppe hinab und rief nach seinen Männern, die sich gerade an der Küche sammelten, um zum Fluss hinunterzugehen. »Wir werden den Brigadier holen!«, befahl er Harper.

Die Marquesa war im Zimmer des Brigadiers und schaute zu, wie der Arzt eine Bandage um die neue Schiene wickelte, mit der er Geoghegans Provisorium ersetzt hatte. Sie sah die Sorge auf Sharpes Gesicht und gackerte. »Die Franzosen kommen also«, verspottete sie ihn. »Die Franzosen kommen.«

»Wir gehen, Sir«, sagte Sharpe zu Moon und ignorierte die Frau.

»Kann er das nicht noch eben zu Ende machen?« Der Brigadier deutete auf den halbfertigen Verband.

»Wir gehen!«, beharrte Sharpe. »Sergeant!«

Harper stieß den Arzt beiseite und hob den Brigadier in die Höhe. »Mein Degen!«, protestierte der Brigadier. »Die Krücken!«

»Raus!«, befahl Sharpe.

»Mein Degen!«

»Die Franzosen kommen!«, spottete die Marquesa.

»Sie haben nach ihnen geschickt, Sie sauertöpfische alte Hexe«, sagte Sharpe. Er war versucht, ihr das böswillige Gesicht einzuschlagen, doch stattdessen ging er raus, wo Harper Moon ohne viel Federlesen einfach in die Schubkarre setzte.

»Mein Degen!«, flehte der Brigadier.

»Slattery, die Schubkarre«, sagte Sharpe. »Pat, das Salvengewehr.« Die siebenläufige Waffe würde den Männern, die das Boot bewachten, mehr Angst einjagen als sonst irgendwas. »Beeilung!«, brüllte er.

Moon beschwerte sich weiter über seinen verlorenen Degen, doch Sharpe hatte keine Zeit mehr für den Mann. Er lief mit Harper durch die Büsche voraus in den Küchengarten. Von dort konnte er die bewaffneten Bürger vor dem Bootshaus sehen. »Sergeant Noolan!«

»Sir!« Das war Harris. »Da, Sir!«

Verdammt! Zwei Pontons voller Franzosen trieben den Fluss herunter. »Nimm sie unter Beschuss, Harris! Sergeant Noolan!«

»Sir?«

»Vorwärts marsch!« Sharpe schloss sich der kleinen Linie der Männer aus Connaught an. Die bewaffneten Bürger waren in der Überzahl, doch die Rotröcke hatten Bajonette, und Harper hatte sich mit seinem Salvengewehr zu ihnen gesellt. Gewehre feuerten vom Ufer, und französische Musketen antworteten ihnen von den Pontons. Eine Kugel schlug in das Dach des Bootshauses ein, und die Bürger

zuckten unwillkürlich zusammen. *»Vàyase«,* rief Sharpe und hoffte, dass sein Spanisch verständlich war, *»yo le mataré.«*

»Was heißt das, Sir?«, fragte Sergeant Noolan.

»Geht weg, oder wir töten euch.«

Eine weitere französische Kugel schlug in das Bootshaus ein, und das, vielleicht noch mehr als die Bajonette, raubte den Zivilisten den letzten Rest Mut. Sie flohen, und Sharpe seufzte erleichtert. Slattery kam an. Er schob den Brigadier vor sich her. Sharpe öffnete die Tür des Bootshauses. »Schaff den Brigadier ins Boot!«, befahl er Slattery, dann lief er zu der Stelle, wo Harris und die anderen Riflemen am Ufer kauerten. Die beiden französischen Boote, beides wieder flottgemachte Pontons, wurden von einfachen Paddeln angetrieben, und sie kamen rasch näher. Sharpe nahm das Gewehr von der Schulter, legte an und schoss. Das nähere der beiden französischen Boote verschwand im Rauch. Sharpe schickte sich an nachzuladen, entschied dann jedoch, dass keine Zeit mehr dafür war. »Zum Boot!«, rief er und rannte mit den anderen Riflemen zurück. Sie warfen sich in das wertvolle Boot. Noolan hatte die Leinen bereits gekappt, und sie schoben das Boot in die Strömung hinaus, während sie gleichzeitig die Riemen losmachten. Eine Salve kam von den französischen Booten, und einer von Noolans Männern stieß ein Grunzen aus und fiel auf die Seite. Andere Kugeln schlugen ins Dollbord. Der Brigadier lag im Bug. Die Männer kletterten auf die Ruderbänke, doch Harper hatte bereits zwei der langen Riemen eingelegt und pullte mit aller Kraft. Die Strömung erfasste sie und drehte sie flussabwärts. Ein weiterer Schuss kam von dem vorderen der beiden französischen Boote, und Sharpe stieg über die Männer mittschiffs und schnappte sich Harpers Salvengewehr. Er feuerte auf den französischen Ponton, und der gewaltige Lärm der Waffe hallte von den portugiesischen Hügeln wider, als sie endlich Abstand zwischen sich und ihre Verfolger brachten.

»Jesus!«, seufzte Sharpe in purer Erleichterung über ihre nur knapp gelungene Flucht.

»Ich glaube, er stirbt, Sir«, sagte Noolan.

»Wer?«

»Connor, der arme Junge.« Der Mann, der getroffen worden war, hustete Blut.

»Sie haben meinen Degen zurückgelassen!«, beschwerte sich Moon.

»Das tut mir leid, Sir.«

»Das war einer von Bennetts Besten!«

»Ich habe gesagt, es tut mir leid, Sir.«

»Und da war Mist in der Schubkarre!«

Sharpe schaute dem Brigadier einfach nur in die Augen und schwieg. Der Brigadier gab als Erster nach. »Das haben Sie gut gemacht, dass wir noch fliehen konnten«, lobte er widerwillig.

Sharpe drehte sich zu den Männern auf den Ruderbänken um. »Geoghegan? Binde die Schiene des Brigadiers fest. Gut gemacht, Jungs! Gut gemacht. Das war ein wenig arg knapp.«

Inzwischen waren sie außer Musketenreichweite, und die beiden schwerfälligen, französischen Pontonkähne hatten die Verfolgung aufgegeben und steuerten nun das Ufer an. Doch vor ihnen, wo der kleinere Fluss in den Guadiana floss, tauchte eine Gruppe französischer Reiter auf. Sharpe nahm an, dass es sich dabei um die Offiziere des 8. handelte, die dem Bataillon vorausgaloppiert waren. Und jetzt mussten diese Männer zuschauen, wie ihre Beute flussabwärts verschwand, doch dann sah er, dass einige der Reiter Musketen dabei hatten, und er drehte sich zum Heck. »Steuern Sie vom Ufer weg!«, befahl er Noolan, der das Ruder übernommen hatte.

Sharpe lud sein Gewehr wieder. Er sah, dass vier der Reiter abgesessen waren und nun am Wasserrand knieten, die Musketen im Anschlag. Sie waren nicht mehr als dreißig Yards entfernt. »Gewehre!«, rief er. Er zielte ebenfalls. Er sah Vandal. Der französische Colonel war einer der Offiziere, die am Ufer knieten. Er hatte eine Muskete an die Schulter gedrückt, und er schien direkt auf Sharpe zu zielen. *Du Bastard*, dachte Sharpe, und er richtete sein Gewehr auf Vandals Brust. Das Boot schwankte, und kurz verlor Sharpe sein Ziel. Dann richtete er die Waffe wieder aus. Jetzt würde er diesem Hund eine Lektion erteilen. Er wollte gerade abdrücken, die Waffe genau auf die Brust des Franzosen gerichtet, als Rauch aus den Mündungen der Musketen quoll, und einen Augenblick lang fühlte sich sein ganzer Kopf an, als wäre er von einem weißen Licht erfüllt – von einem weißen Licht, dass sich in tiefes Rot verwandelte. Sharpe hatte das Gefühl, als hätte ihn ein Blitz am Kopf getroffen, dann ging das Licht aus und er fühlte gar nichts mehr. Nichts.

KAPITEL 3

Zwei Männer, beide groß gewachsen, gingen nebeneinander über die Wälle von Cadiz. Die Verteidigungsanlagen waren riesig und schützten die Stadt nicht nur vor Feinden, sondern auch vor dem Meer. Die Bastion an der Bucht war breit, so breit sogar, dass drei Kutschen nebeneinander darauf fahren konnten. Die Menschen gingen gern auf dieser Bastion spazieren und genossen die frische Luft, doch niemand störte die beiden Männer. Drei Diener des größeren Mannes gingen voraus, um eine Gasse freizumachen, drei weitere flankierten die beiden, und noch einmal drei bildeten die Nachhut, um zu verhindern, dass irgendjemand ihren Herrn störte.

Der größere Mann – und er war wirklich groß – trug die Uniform eines spanischen Admirals: weiße Seidenstrümpfe, eine rote Kniebundhose, eine rote Schärpe und ein dunkelblauer Schwalbenschwanz mit reich verziertem rotem Kragen und goldener Spitze. Sein Degen steckte in einer Scheide aus schwarzer Fischhaut und hatte ein Heft aus Gold. Sein Gesicht war abgehärmt, aber auch arrogant. Es war ein Gesicht, das von Schmerz und Enttäuschung geprägt war. Dem Admiral fehlte der linke Unterschenkel. Stattdessen hatte er eine Prothese aus Ebenholz, und ein Stock mit goldenem Knauf half ihm beim Gehen.

Sein Begleiter war Padre Salvador Montseny. Der Priester trug eine Soutane und ein silbernes Kruzifix auf der Brust. Nach der Schlacht von Trafalgar war der Admiral mit Montseny in englischer Gefangenschaft gewesen, und manchmal, wenn sie nicht wollten, dass andere sie verstanden, sprachen sie Englisch miteinander. Heute jedoch nicht. »Dann hat das Mädchen Ihnen also gebeichtet, ja?«, fragte der Admiral amüsiert.

»Sie beichtet einmal im Jahr«, erklärte Montseny, »am Feiertag ihrer Namenspatronin, am 13. Januar.«

»Sie heißt Veronica?«

»Caterina Veronica Blazquez«, sagte Montseny, »und Gott hat sie zu mir geführt. An jenem Tag nahmen noch sieben andere Priester in der Kathedrale die Beichte ab, doch sie kam zu mir.«

»Und jetzt haben Sie also ihren Zuhälter umgebracht und dann den Engländer und seine Diener. Ich vertraue darauf, dass Gott Ihnen das vergeben wird, Padre.«

Montseny hatte keinerlei Zweifel, was das betraf. »Was Gott will, Exzellenz, ist ein heiliges und mächtiges Spanien. Er will, dass unsere Flagge in ganz Südamerika weht. Er will einen katholischen König in Madrid, und er will, dass seine Herrlichkeit sich in unserem Volk widerspiegelt. Ich tue Gottes Werk.«

»Und Sie genießen das?«

»Ja.«

»Gut«, sagte der Admiral und blieb dann kurz neben einer Kanone stehen, die auf die Bucht gerichtet war. »Ich brauche mehr Geld.«

»Und das werden Sie auch bekommen, Exzellenz.«

»Geld …« Der Admiral spie das Wort förmlich aus. Er war der Marqués de Cardenas und als solcher mit Geld geboren, und Zeit seines Lebens hatte er noch mehr davon gemacht, doch Geld konnte man nie genug haben. Er klopfte mit der Stockspitze auf die Kanone. »Ich brauche Geld für Bestechungen«, erklärte er mürrisch, »denn diese Männer haben keinen Mut. Sie sind Advokaten, Padre, Advokaten und Politiker. Sie sind Abschaum.« Der Abschaum, von dem der Admiral sprach, waren die Abgeordneten der Cortes, der spanischen Ständeversammlung, die nun in Cadiz zusammengekommen war, um eine neue Verfassung für Spanien zu entwerfen. Einige von ihnen, die *Liberales*, wollten, dass Spanien von der Cortes regiert wurde. In ihrem Spanien sollten die Bürger selbst über ihr Schicksal

bestimmen können. Diese Männer sprachen von Freiheit und Demokratie, und der Admiral hasste sie. Er wollte ein Spanien, wie es früher gewesen war, ein Spanien, das von einem König und der Kirche geführt wurde, ein Spanien zum Ruhme Gottes. Er wollte ein Spanien, das frei war von Fremden, ein Spanien ohne Franzosen und ohne Briten, und um das zu bekommen, musste er Abgeordnete der Cortes bestechen und dem französischen Kaiser ein Angebot unterbreiten. *Verlasst Spanien*, würde es in dem Angebot heißen, *und wir werden euch in Portugal gegen die Briten helfen.* Der Admiral wusste, dass die Franzosen dieses Angebot annehmen würden, denn Napoleon war verzweifelt. In den Augen der Welt sah es so aus, als hätten die Franzosen gewonnen. Sie hatten Madrid besetzt und Sevilla eingenommen, sodass sich die spanische Regierung nur noch an die Landspitze von Cadiz klammern konnte. Doch um Spanien zu halten, mussten Hunderttausende von Franzosen in Festungen stationiert werden, und wann immer diese Männer die schützenden Mauern verließen, wurden sie von Guerilleros angegriffen. Wenn es Napoleon gelang, mit einer ihm freundlich gesinnten spanischen Regierung Frieden zu schließen, dann konnte er diese Garnisonen anderswo einsetzen.

»Wie viel Geld brauchen Sie?«, fragte Montseny.

»Mit tausend Guineas«, antwortete der Admiral, »kann ich die Cortes kaufen.« Er beobachtete, wie eine britische Fregatte die lange Mole hinunterfuhr, die den Hafen von Cadiz vor dem offenen Atlantik schützte. Angewidert sah er die große Flagge am Heck des Schiffes. Er hatte gesehen, wie Nelsons Schiffe am Kap von Trafalgar auf ihn zu gesegelt waren, er hatte den Pulverdampf eingeatmet, und er hatte das Schreien der sterbenden Männer an Bord seines Schiffes gehört. Eine Kartätschenkugel hatte ihm das linke Bein zertrümmert und ihn niedergestreckt, dennoch war der Admiral auf dem Achterdeck geblieben, als ein wilder

Haufen kreischender Briten, hässlich wie Affen, über sein Deck geströmt war, und er hatte geweint, als die spanische Flagge eingeholt und die britische gehisst worden war. Er hatte seinen Degen abgegeben, dann hatte man ihn nach England gebracht, und nun war er nur noch ein humpelnder Admiral eines zerstörten Landes, das keine Kriegsflotte mehr besaß. Er hasste die Briten. »Aber die Engländer«, sagte er und schaute weiter der Fregatte hinterher, »werden niemals tausend Guineas für diese Briefe zahlen.«

»Ich denke, sie werden sogar noch viel mehr zahlen«, erwiderte Padre Salvador. »Wir müssen ihnen nur genug Angst machen.«

»Wie das?«

»Ich werde einen Brief veröffentlichen. Natürlich werde ich ihn vorher verändern. Und damit einhergehend werden wir drohen, sie alle zu veröffentlichen.« Padre Salvador hielt kurz inne, um dem Admiral Zeit zu geben, etwas dagegen einzuwenden, doch der Admiral schwieg. »Aber ich brauche einen Schreiber für die Änderungen«, fuhr Montseny fort.

»Einen Schreiber?«, hakte der Admiral in säuerlichem Tonfall nach. »Warum können Sie die Änderungen nicht selbst vornehmen?«

»Natürlich könnte ich das«, antwortete Montseny, »aber sobald der Inhalt verändert worden ist, werden die Engländer die Briefe zu Fälschungen erklären, und die Originale können wir ja niemandem zeigen, denn das würde beweisen, dass die Engländer recht haben. Also müssen wir Kopien anfertigen, und zwar auf Englisch und mit einer englischen Handschrift. Die werden wir dann als die Originale verkaufen. Ich brauche einen Mann, der perfekt Englisch schreiben kann. Mein Englisch ist zwar gut, aber nicht gut genug.« Nachdenklich spielte er an seinem Kruzifix herum. »Die neuen Briefe müssen nur die Cortes überzeugen – und die meisten Abgeordneten werden den

Inhalt glauben *wollen.* Trotzdem müssen die Änderungen überzeugend sein. Die Grammatik, die Rechtschreibung – alles muss stimmen. Deshalb brauche ich einen Schreiber, der so etwas kann.«

Der Admiral winkte ab. »Ich kenne da jemanden. Eine furchtbare Kreatur. Er schreibt jedoch gut, und er hat eine Leidenschaft für englische Bücher. Er wird die Kopien anfertigen. Aber wie wollen Sie die Briefe veröffentlichen?«

»El Correo de Cádiz«, antwortete Montseny. Das war der Name einer der wichtigsten Zeitungen der *Liberales.* »Ich werde einen Brief abdrucken lassen und in dem begleitenden Kommentar erklären, dass die Engländer planen, Cadiz einzunehmen und in ein zweites Gibraltar zu verwandeln. Natürlich werden die Engländer das leugnen, aber für den Fall haben wir dann einen zweiten Brief mit einer gefälschten Unterschrift in der Hinterhand.«

»Sie werden mehr tun, als das nur zu leugnen«, erklärte der Admiral. »Sie werden die Junta davon überzeugen, die Zeitung zu schließen!« Die Junta Suprema Central war das Organ, das die Reste Spaniens mithilfe von britischem Gold regierte, und dementsprechend freundlich waren sie den Briten auch gesinnt. Mit einer neuen Verfassung würde jedoch auch eine neue Regierung kommen, eine Regierung, die dann vielleicht der Admiral führen würde.

»Die Junta kann gar nichts tun, wenn der Brief nicht unterschrieben ist«, warf Montseny ein. »Und angesichts des Verfassers werden die Engländer es nicht wagen, etwas zu unternehmen. Den Rest wird dann die Gerüchteküche für uns erledigen. Binnen eines Tages wird ganz Cadiz wissen, dass der britische Botschafter den Brief geschrieben hat.«

Die Briefe stammten tatsächlich vom britischen Botschafter in Spanien, und sie trieften nur so von süßlichen Liebeserklärungen. Ein Brief enthielt sogar einen Heiratsantrag, einen Heiratsantrag für ein Mädchen, das

eine Hure mit Namen Caterina Veronica Blazquez war. Sicher, sie war eine teure Hure, aber eben auch nur eine Hure.

»Der Besitzer des *Correo* ist ein Mann namens Núñez, nicht wahr?«, sagte der Admiral.

»Ja.«

»Und der wird den Brief veröffentlichen?«

»Priester zu sein hat so seine Vorteile«, erklärte Montseny. »Das Beichtgeheimnis ist natürlich heilig, aber Gerüchte gibt es bekanntlich immer wieder. Ich weiß ein paar Dinge über Núñez, Exzellenz, die er mit Sicherheit nicht in der Öffentlichkeit sehen will. Also ja, er wird den Brief publizieren.«

»Nehmen wir einmal an, die Briten versuchen, die Pressen zu zerstören. Was dann?«, hakte der Admiral nach.

»Ja, das werden sie vermutlich«, erwiderte Montseny, »aber für eine kleine Summe kann ich das Gebäude in eine Festung verwandeln, und Eure Männer können bei seinem Schutz helfen. Dann sind die Briten gezwungen, die restlichen Briefe zu kaufen, und ich bin mir sicher, dass sie sehr großzügig sein werden, nachdem wir einen veröffentlicht haben.«

»Was machen sich manche Männer doch wegen eines Weibs zum Narren«, bemerkte der Admiral. Er holte eine lange schwarze Zigarre aus der Tasche und biss das Ende ab. Dann stand er einfach nur da und wartete, bis ein paar kleine Jungs die Zigarre sahen und herbeigerannt kamen. Jeder der Jungen hielt ein kurzes, dickes Hanfseil in der Hand, das an einem Ende glühte. Der Admiral winkte einem der Jungen, der das Seil daraufhin zweimal auf den Boden schlug, um das Feuer neu zu entfachen, damit der Admiral seine Zigarre anzünden konnte. Schließlich bedeutete der Admiral einem seiner Männer, dem Jungen eine Münze zu geben. Er beobachtete wieder die britische Fregatte, die nun

fast die Felsen erreicht hatte, auf denen die Festung von San Felipe lag, und er betete, dass sie auf Grund laufen möge. Er wollte sehen, wie ihre Masten brachen, wenn der Kiel auf die Felsen krachte. Er wollte sehen, wie sie kenterte und sank, und er wollte sehen, wie die Seeleute schreiend in den Wellen untergingen, doch dann war das Schiff unbeschadet an der Gefahrenstelle vorbei.

»Es wäre das Beste«, sagte Montseny, »wenn wir das englische Gold hätten und die Briefe veröffentlichen würden.«

»Das wäre natürlich Verrat«, bemerkte der Admiral in sanft tadelndem Ton.

»Gott will, dass Spanien wieder in altem Glanz erstrahlt, Exzellenz«, erklärte Montseny mit Feuereifer. »Und Gottes Willen zu erfüllen kann kein Verrat sein.«

Plötzlich hallte ein Kanonenschuss über die Bucht. Die beiden Männer drehten sich um und sahen in der Ferne eine weiße Rauchwolke. Der Schuss stammte von einem der Mörser, die die Franzosen in ihren Forts auf der Halbinsel von Trocadero in Stellung gebracht hatten, und der Admiral hoffte, dass das Geschoss auf die britische Fregatte gezielt worden war. Stattdessen flog es jedoch auf das Stadtufer eine halbe Meile östlich von ihnen zu. Der Admiral wartete, bis das Geschoss explodiert war, dann zog er an seiner Zigarre. »Wenn wir die Briefe veröffentlichen«, sagte er, »dann wird die Cortes sich gegen die Briten wenden. Dafür werden die Bestechungsgelder sorgen, und dann können wir uns an die Franzosen wenden. Wären Sie bereit, zu ihnen zu gehen, Padre?«

»Mit Freuden, Exzellenz.«

»Natürlich werde ich Ihnen ein Empfehlungsschreiben mitgeben.« Der Admiral hatte Paris seine Vorschläge bereits unterbreitet. Das war leicht gewesen. Er war bekannt für seinen Hass auf die Briten, und ein französischer Agent in

Cadiz hatte mit ihm gesprochen. Die Antwort des Kaisers war simpel: Der Admiral musste nur die entsprechenden Stimmen in der Cortes besorgen, und der spanische König, gegenwärtig ein Gefangener in Frankreich, würde freigelassen und wieder nach Spanien gebracht werden. Dann würde Frankreich Frieden schließen, und Spanien wäre frei. Als Gegenleistung verlangten die Franzosen nur, Truppen über spanische Straßen schicken zu dürfen, um die Eroberung Portugals abzuschließen und Wellingtons Briten ins Meer zu treiben. Als Zeichen ihres guten Willens hatten die Franzosen Befehl gegeben, die Besitztümer des Admirals am Guadiana nicht zu plündern, und nun sollte der Admiral seinerseits ein Zeichen setzen und dafür sorgen, dass das Bündnis mit Großbritannien beendet wurde. »Im Sommer, Padre«, sagte er.

»Im Sommer?«

»Dann ist es getan. Dann werden wir unseren König wiederhaben und in Freiheit leben.«

»Unter Gott.«

»Unter Gott«, stimmte der Admiral ihm zu. »Treiben Sie das Geld auf, Padre, und lassen Sie die Briten wie Trottel dastehen.«

»Das ist Gottes Wille«, sagte Montseny, »und so wird es geschehen.«

Und die Briten würden zur Hölle fahren.

Alles war ja so leicht, nachdem die Kugel Sharpe niedergestreckt hatte.

Das Boot trieb den immer breiter werdenden Guadiana hinunter. Ein von Wolken verhangener Mond tauchte die Hügel in silbriges Licht und spiegelte sich auf dem Wasser, das in dem leichten Wind kleine Wellen schlug. Sharpe lag bewusstlos in der Bilge, den Kopf in blutige Verbände gehüllt, und der Brigadier saß am Heck, das Bein geschient und die Hände am Ruder, und er fragte sich, was er nun tun

sollte. Als es schließlich wieder dämmerte, trieben sie zwischen den Hügeln hindurch, und nirgends war ein Haus zu sehen. Reiher stakten am Ufer umher. »Er braucht einen Arzt, Sir«, sagte Harper, und der Brigadier hörte den Schmerz in der Stimme des Iren. »Er stirbt, Sir.«

»Er atmet doch noch, oder?«, erwiderte der Brigadier.

»Ja, Sir«, antwortete Harper, »aber er braucht trotzdem einen Arzt, Sir.«

»Grundgütiger, Mann, ich kann doch keinen herbeizaubern! Und mitten in der Wildnis werden wir wohl keinen finden, oder?« Der Brigadier hatte Schmerzen, und deshalb klang die Aussage härter, als sie beabsichtigt war. Er sah einen Hauch von Feindseligkeit in Harpers Augen, und das machte ihm Angst. Sir Barnaby Moon betrachtete sich selbst als guten Offizier, aber es war ihm schon immer unangenehm gewesen, wenn er es mit einfachen Soldaten zu tun hatte. »Sobald wir eine Stadt erreichen«, sagte er in dem Versuch, den riesenhaften Sergeant zu beruhigen, »werden wir einen Arzt suchen.«

»Jawohl, Sir, danke, Sir.«

Und der Brigadier hoffte, dass die nächste Stadt nicht allzu weit entfernt war. Sie benötigten Proviant, und auch er brauchte einen Arzt, der sich sein verletztes Bein anschauen konnte, denn es pochte wie der Teufel. »Rudert!«, fauchte er die Männer an, doch sie waren wirklich schlecht. Die bemalten Riemen schlugen mit jedem Zug aneinander, und je kräftiger die Männer ruderten, desto langsamer schienen sie voranzukommen, und schließlich erkannte der Brigadier, dass sie gegen die hereinkommende Flut ankämpften. Zwar waren sie noch mehrere Meilen vom Meer entfernt, dennoch spürten sie die Flut, und nirgends war eine Stadt oder auch nur ein Dorf zu sehen.

»Euer Gnaden!«, rief Sergeant Noolan vom Bug. An einer Biegung des breiten Flusses war ein Boot erschienen. Es war

ein Ruderboot, ungefähr genauso groß wie Moons, und es war vollgepackt mit Männern, die offenbar mit den Riemen umzugehen wussten, während andere mit Musketen bewaffnet waren.

Moon steuerte auf das portugiesische Ufer zu.

»Rudert!«, brüllte er und fluchte, als sich die Riemen wieder verfingen. »Grundgütiger!«, fluchte er, denn das fremde Boot kam rasch näher. Es wurde gekonnt gerudert und fuhr mit der Flut, und Brigadier Moon fluchte ein zweites Mal. Doch dann stand im Bug des fremden Bootes jemand auf und rief etwas.

Der Ruf war auf Englisch. Der Offizier, der das fremde Boot befehligte, trug Navy-Blau und patrouillierte mit seiner Schaluppe in der Mündung des Guadiana. Das war ihre Rettung.

Sharpe wurde auf die Schaluppe gewuchtet. Alle bekamen etwas zu essen, und schließlich brachte man sie aufs Meer hinaus und zur HMS *Thornside*, einer Fregatte mit sechsunddreißig Geschützen. Sharpe bekam jedoch nichts davon mit. Er kannte nur Schmerz.

Schmerz und Dunkelheit und ein Knarren, sodass Sharpe träumte, er sei wieder auf der HMS *Pucelle* und auf der endlosen Fahrt über den Indischen Ozean, zusammen mit Lady Grace, und im Delirium war er wieder glücklich. Doch immer wieder wachte er halb auf, und dann wusste er wieder, dass Lady Grace tot war, und er hätte am liebsten geweint. Das Knarren verstummte jedoch nicht. Die Welt schaukelte, und da waren Schmerz und Dunkelheit und ein plötzlicher greller Blitz, dann wieder Dunkelheit.

»Ich glaube, er hat geblinzelt«, sagte eine Stimme.

Sharpe öffnete die Augen, und er hatte das Gefühl, als hätte er glühende Kohlen im Kopf. »Heiliger Herr Jesus«, zischte er.

»Nein, ich bin es nur, Sir. Patrick Harper, Sir.« Der Sergeant ragte über ihm auf. Über sich sah Sharpe eine Holzdecke, und Sonnenlicht fiel durch ein kleines Gitter. Er schloss die Augen wieder. »Sind Sie noch da, Sir?«, fragte Harper.

»Wo bin ich?«

»Auf der HMS *Thornside*, Sir. Das ist eine Fregatte, Sir.«

»Heiliger Herr Jesus«, stöhnte Sharpe erneut.

»Ja, der hat in den letzten anderthalb Tagen auch so manches Gebet gehört, ja, das hat er.«

»Hier«, sagte eine andere Stimme, und eine Hand griff Sharpe unter die Schulter, um ihn hochzuheben. Ein stechender Schmerz schoss durch seinen Kopf, und er schnappte unwillkürlich nach Luft. »Trinken Sie das«, sagte die Stimme.

Die Flüssigkeit schmeckte bitter, und Sharpe wäre fast daran erstickt, doch was auch immer es war, es ließ ihn wieder einschlafen und träumen, und als er wieder aufwachte, war es bereits Nacht, und eine Laterne draußen im Gang vor der winzigen Kabine schwang mit der Bewegung des Schiffes, sodass die Schatten über Decke und Wände tanzten und Sharpe ganz benommen machten.

Sharpe schlief wieder ein. Halb war er sich der Schiffsgeräusche bewusst, der Schritte der nackten Füße auf dem Deck oben, des Knarrens von tausend Planken, dem Rauschen des Wassers und dazwischen dem Läuten einer Glocke. Kurz nach Sonnenaufgang wachte er wieder auf und stellte fest, dass sein Kopf in einen dicken Verband gehüllt war. Er hatte noch immer Schmerzen im Schädel, doch sie waren bei Weitem nicht mehr so stark. Sharpe schwang die Füße aus der Koje, und sofort wurde ihm schwindlig. Er saß auf dem Rand der Koje und hielt den Kopf in den Händen. Am liebsten hätte er sich übergeben, doch außer Galle hatte er nichts mehr im Bauch. Seine Stiefel standen auf dem Boden, während seine Uniform, sein Gewehr und sein Säbel

an einem hölzernen Haken neben der Tür hingen. Er schloss die Augen. Er erinnerte sich daran, wie Colonel Vandal geschossen hatte, und an Jack Bullen – der arme Jack Bullen …

Die Tür wurde geöffnet. »Was zum Teufel machen Sie da?«, verlangte Harper fröhlich zu wissen.

»Ich will auf Deck.«

»Der Arzt sagt, Sie müssen sich ausruhen.«

Sharpe erklärte Harper, wo der Arzt sich das hinstecken könne. »Hilf mir, mich anzuziehen«, sagte er. Er kümmerte sich nicht um Stiefel und Säbel, sondern zog sich einfach seine französische Kavalleriehose und seinen zerschlissenen grünen Rock über. Dann hielt er sich an Harpers starkem Arm fest, und gemeinsam verließen sie die Kabine. Der Sergeant schleppte Sharpe eine steile Leiter zum Deck der Fregatte hinauf, wo Sharpe sich an die Reling klammerte.

Der kräftige frische Wind fühlte sich gut an. Sharpe sah, dass die Fregatte gerade an einer flachen, farblosen Küste voller Wachtürme vorbeifuhr. »Ich werde Ihnen einen Stuhl besorgen, Sir«, sagte Harper.

»Ich brauche keinen Stuhl«, erklärte Sharpe. »Wo sind die Männer?«

»Wir haben es uns vorne gemütlich gemacht, Sir.«

»Sie sind unangemessen gekleidet, Sharpe«, unterbrach sie eine Stimme. Sharpe drehte sich um und sah Brigadier Moon neben dem Steuerrad der Fregatte thronen. Er saß auf einem Stuhl und hatte das geschiente Bein auf eine Kanone gelegt. »Sie haben keine Stiefel an«, bemerkte der Brigadier.

»Auf Deck läuft man besser barfuß«, mischte sich eine weitere Stimme fröhlich ein. »Aber was machen Sie überhaupt hier? Ich habe doch Befehl gegeben, dass Sie unten bleiben sollen.« Ein untersetzter, gut gelaunter Mann in Zivil lächelte Sharpe an. »Mein Name ist Jethro McCann.

Ich bin der Arzt auf diesem Kahn«, stellte er sich vor und hob die Faust. »Wie viele Finger sehen Sie?«

»Keinen.«

»Und jetzt?«

»Zwei.«

»Der Sweeps kann lesen«, sagte McCann. »Ich bin beeindruckt.«

»Sweeps« war der Spitzname für die Riflemen. Sie hatten ihn ihren dunkelgrünen Uniformen zu verdanken, die oft so schwarz aussahen wie die Kleidung eines »Chimneysweeps«, eines Schornsteinfegers.

»Können Sie gehen?«, fragte McCann. Sharpe schaffte ein paar Schritte, bevor der Wind die Fregatte schwanken ließ und er wieder gegen die Reling fiel. »Das war schon mal nicht schlecht«, sagte McCann. »Haben Sie Schmerzen?«

»Ich fühle mich schon besser«, log Sharpe.

»Sie haben verdammtes Glück gehabt, Mister Sharpe, verteufeltes Glück sogar – bitte, verzeihen Sie meine Ausdrucksweise. Sie sind von einer Musketenkugel getroffen worden. Es war nur ein Streifschuss – deshalb sind Sie noch hier –, aber das Geschoss hat ein Stück ihres Schädels eingedrückt. Ich habe das Stück herausgefischt und wieder eingesetzt.« McCann grinste stolz.

»Es herausgefischt?«, fragte Sharpe.

»Oh, das ist nicht schwer«, erklärte der Arzt gut gelaunt, »nicht schwerer jedenfalls als das Schäften eines Splitters.« In Wahrheit war es furchtbar schwer gewesen. Es hatte den Arzt über anderthalb Stunden Arbeit in schlechtem Laternenlicht gekostet, bis er den Knochensplitter mit der Pinzette gepackt hatte. Seine Finger waren vor lauter Blut und Schleim immer wieder abgerutscht, und er hatte schon geglaubt, er würde den Splitter nie herausbekommen, ohne das Gehirn zu verletzen. Doch zu guter Letzt war es ihm

dann doch gelungen, das Knochenstück wieder an seinen richtigen Platz zu setzen. »Und hier sind Sie nun«, fuhr McCann fort, »frisch und munter wie ein Fisch im Wasser. Und die gute Nachricht ist, dass sie tatsächlich noch ein Hirn haben.« Er sah Sharpes Verwirrung und er nickte eifrig. »Doch, doch, das haben Sie! Ehrlich! Ich habe es mit eigenen Augen gesehen. Jetzt kann ich auch die hartnäckige Behauptung der Navy widerlegen, Landratten hätten nichts im Kopf. Ich werde einen entsprechenden Artikel für den *Review* schreiben. Ich werde berühmt! Gehirn bei einem Soldaten entdeckt!«

Sharpe versuchte sich an einem Lächeln, um so zu tun, als wäre er amüsiert, doch außer einer Grimasse brachte er nichts zustande. Er berührte den Verband. »Wird der Schmerz auch wieder weggehen?«

»Wir wissen so gut wie nichts über Kopfverletzungen«, antwortete McCann, »außer dass sie stark bluten, doch meiner professionellen Meinung nach, Mister Sharpe, werden Sie irgendwann entweder tot umfallen oder wieder genauso gesund sein wie zuvor.«

»Das nenne ich mal einen Trost«, sagte Sharpe. Er setzte sich auf eine Kanone und schaute zu dem fernen Land unter den hoch hängenden Wolken hinaus. »Wann werden wir Lissabon erreichen?«

»Lissabon? Wir segeln nach Cadiz!«

»Cadiz?«

»Das ist unser Zielhafen«, bestätigte McCann. »Aber Sie werden dort schon schnell genug ein Boot nach Lissabon finden. Ah! Kapitän Pullifer ist an Deck. Nehmen Sie Haltung an.«

Der Kapitän war ein dünner Mann mit schmalem Gesicht und mürrischem Blick. Er ähnelte stark einer Vogelscheuche, und er war – wie Sharpe bemerkte – barfuß. Tatsächlich hätte Sharpe Pullifer für einen einfachen Seemann gehalten,

wäre da nicht sein Mantel mit den mit Salz verkrusteten Tressen gewesen. Der Kapitän sprach kurz mit dem Brigadier, dann schlenderte er übers Deck und stellte sich Sharpe vor. »Ich freue mich, dass Sie wieder auf den Beinen sind«, sagte er in ernstem Ton und mit starkem Devon-Akzent.

»Ich ebenfalls, Sir.«

»Wir werden Sie bald in Cadiz haben, dann kann sich ein echter Arzt mal Ihren Kopf ansehen. McCann, wenn Sie meinen Kaffee klauen wollen, er steht auf dem Tisch in der Kabine.«

»Aye, aye, Sir«, sagte der Arzt. Die Beleidigung des Kapitäns schien McCann zu amüsieren, was hieß, dass Pullifer wohl doch nicht so grimmig war, wie es nach außen hin den Anschein hatte. »Können Sie gehen, Sharpe?«, erkundigte sich Pullifer in rauem Ton.

»Es scheint mir recht gut zu gehen, Sir«, antwortete Sharpe, und Pullifer gab ihm mit einer Kopfbewegung zu verstehen, dass er mit ihm ein Stück zum Heck gehen sollte. Moon schaute Sharpe hinterher, als der an ihm vorüberging.

»Ich habe gestern Abend mit Ihrem Brigadier gegessen«, sagte Pullifer, als er mit Sharpe unter dem großen Besansegel alleine war. »Und heute Morgen habe ich mit Ihrem Sergeant gesprochen«, fuhr Pullifer fort. »Es ist schon seltsam, wie sehr sich Geschichten voneinander unterscheiden können, nicht wahr?«

»Sich unterscheiden, Sir?«

Pullifer, der bis jetzt ins Kielwasser der *Thornside* gestarrt hatte, drehte sich zu Sharpe um. »Moon sagt, das sei alles Ihre Schuld gewesen.«

»Er sagt *was*?« Sharpe glaubte, falsch gehört zu haben. In seinem Kopf pulsierte der Schmerz. Er versuchte, die Augen zu schließen, doch das half auch nicht, also machte er sie wieder auf.

»Er sagt, Sie hätten den Befehl gehabt, eine Brücke in die Luft zu jagen, aber Sie hätten das Pulver unter dem Gepäck von Frauen versteckt, was gegen die Kriegsregeln verstößt, und dann hätten Sie sich auch noch über Gebühr Zeit gelassen. Die Franzosen hätten das dann ausgenutzt, und schließlich sei sein Pferd erschossen worden, er hat sich das Bein gebrochen, und seinen Degen hat er auch nicht mehr. Und der Degen war einer von Bennetts besten hat er gesagt.«

Sharpe schwieg. Er starrte nur zu einem weißen Vogel empor, der über den Wellen kreiste.

»Sie haben die Kriegsregeln gebrochen«, sagte Pullifer säuerlich, »aber soweit ich weiß, gibt es in einem verdammten Krieg nur eine Regel: gewinnen. Sie haben die Brücke doch zerstört, oder?«

»Jawohl, Sir.«

»Aber Sie haben auch einen von Bennetts besten Degen verloren.« Pullifer klang amüsiert. »Also hat Ihr Brigadier mich heute Morgen um Feder und Papier gebeten und einen Bericht an Lord Wellington verfasst. Darin wird er Gift und Galle spucken, was Sie betrifft. Wundert es Sie nicht, warum ich Ihnen das erzähle?«

»Ich bin froh, dass Sie das tun«, erwiderte Sharpe.

»Ich erzähle Ihnen das, weil Sie wie ich sind, Sharpe. Sie sind durch die Klüse nach oben gekommen. Mich hat man ursprünglich zum Dienst gepresst. Ich war fünfzehn und habe acht Jahre lang vor Dawlish Makrelen gefangen. Das war vor dreißig Jahren. Ich konnte weder lesen noch schreiben oder einen Sextanten von einem Arschloch unterscheiden, doch jetzt bin ich Kapitän.«

»Durch die Klüse«, sagte Sharpe. Ihm gefiel der Navy-Ausdruck für einen Mann, der vom einfachen Soldaten zum Offizier aufgestiegen war. »Aber sie lassen einen das nie vergessen, stimmt's?«

»In der Navy ist es nicht ganz so schlimm«, knurrte Pullifer. »Hier schätzt man seemännisches Können mehr als eine hohe Geburt. Aber in dreißig Jahren auf See lernt man das eine oder andere über die Menschen, und ich habe so eine Ahnung, dass Ihr Sergeant die Wahrheit sagen könnte.«

»Da können Sie Gift drauf nehmen«, erklärte Sharpe erregt.

»Ich will Sie einfach nur warnen, das ist alles. An Ihrer Stelle würde ich einen eigenen Bericht verfassen und das Wasser ein wenig trüben.« Pullifer schaute zu den Segeln hinauf, fand nichts zu kritisieren und zuckte mit den Schultern. »Wir müssen mit Mörserfeuer rechnen, wenn wir in Cadiz einfahren, aber bis jetzt haben sie uns noch nicht getroffen.«

Am Nachmittag flaute der Westwind ab, und die *Thornside* wurde langsamer. Am Horizont konnte man Cadiz erkennen, und es schien, als würden die schimmernden weißen Türme der Stadt auf dem Wasser schwimmen. Bei Sonnenuntergang war der Wind nur noch ein laues Lüftchen, das die Segel der Fregatte nur ein wenig flattern ließ, doch Pullifer war es ohnehin lieber, erst am nächsten Morgen einzulaufen. Ein großes Handelsschiff lag viel näher an Land und ließ sich vom letzten Rest Wind langsam in den Hafen treiben. Pullifer beobachtete es durch ein großes Fernrohr. »Das ist die *Santa Catalina*«, verkündete er. »Wir haben sie vor einem Jahr vor den Azoren gesehen.« Er schob das Fernrohr wieder zusammen. »Ich hoffe, sie hat mehr Wind als wir, sonst wird sie es nie bis in den südlichen Teil des Hafens schaffen.«

»Ist das wichtig?«, fragte Sharpe.

»Die verdammten Froschfresser werden sie als Zielscheibe missbrauchen.«

Offensichtlich hatte der Kapitän recht damit, denn kurz nach Einbruch der Nacht hörte Sharpe das dumpfe Geräusch schwerer Geschütze wie weit entfernten Donner. Das waren

die französischen Mörser, die vom Festland aus feuerten, und Sharpe beobachtete das grelle Mündungsfeuer vom Vorderdeck der *Thornside* aus. Jeder Schuss war wie ein Blitz, in dessen Licht man einen Herzschlag lang die Küstenlinie sehen konnte. Doch kurz darauf wurde das Licht schon wieder von dem Rauch geschluckt, der unter den Sternen hing. Ein Seemann spielte eine traurige Melodie auf der Fidel, und schwacher Laternenschein fiel aus dem Gang achtern, an dessen Ende der Brigadier mit dem Kapitän wieder zu Abend speiste. »Hat man Sie nicht eingeladen, Sir?«, fragte Harper. Sharpes Riflemen und die Connaught Ranger hatten es sich um einen Neunpfünder herum im Vorschiff bequem gemacht.

»Doch, man hat mich eingeladen«, antwortete Sharpe, »aber der Kapitän nahm an, dass ich lieber in der Offiziersmesse essen würde.«

»Die haben einen Plumpudding da«, bemerkte Harper.

»Und der war gut«, fügte Harris hinzu. »Verdammt gut sogar.«

»Wir hatten das Gleiche.«

»Manchmal denke ich, ich wäre besser zur Navy gegangen«, bemerkte Harper.

»Ach ja?« Sharpe war überrascht.

»Plumpudding und Rum.«

»Aber nicht viele Frauen.«

»Das stimmt.«

»Wie geht es Ihrem Kopf, Sir?«, erkundigte sich Hagman.

»Er ist noch dran, Dan.«

»Tut es sehr weh?«

»Ja, es tut weh«, gab Sharpe zu.

»Essig und Pergamentpapier«, sagte Hagman ernst. »Das hilft immer.«

»Ich hatte da einen Onkel, der hat auch einmal einen Schlag auf den Kopf bekommen«, erzählte Harper. Der Ulsterman verfügte über einen schier endlosen Vorrat an Verwandten, denen die unterschiedlichsten Missgeschicke widerfahren waren. »Eine Mutterziege hat ihn auf die Hörner genommen, jawohl, das hat sie. Man hätte den Lough Crockatrillen mit seinem Blut füllen können. Himmel, es war überall. Meine Tante hat ihn für tot gehalten!«

Sharpe wartete wie auch die Riflemen und Ranger. »Und? War er?«, fragte er nach einer Weile.

»Himmel, nein! Er hat noch in derselben Nacht die Kühe gemolken, aber die arme Ziege war nie mehr dieselbe. Und? Was machen wir in Cadiz, Sir?«

Sharpe zuckte mit den Schultern. »Wir werden uns ein Schiff nach Lissabon besorgen. Da muss es doch Dutzende geben.« Er drehte sich um, als zwei Salven über das Wasser halten, doch es war nichts zu sehen. Die Blitze in der Ferne waren bereits verloschen, und beim Aufschlag eines Mörsergeschosses gab es keinen Blitz. Hier und da war Laternenlicht an den weißen Mauern der Stadt zu sehen, doch ansonsten war die Küste dunkel. Schwarzes Wasser schwappte an den Rumpf der Fregatte, und die Segel zitterten in der leichten Brise.

Bei Sonnenaufgang hatte der Wind wieder aufgefrischt, und die *Thornside* war in Richtung Südwesten ausgerichtet, zur Bucht von Cadiz. Die Stadt war inzwischen näher gekommen, und Sharpe konnte die massiven grauen Mauern sehen, über denen die weißen Häuser funkelten. Rauch trieb zwischen Wach-und Glockentürmen hindurch. Lichter blitzten an den Türmen auf, und zunächst verwirrte das Sharpe, doch dann erkannte er, dass sich die Sonne auf den Fernrohren spiegelte, die das Näherkommen der *Thornside* beobachteten. Ein Lotsenboot kreuzte den Kurs der Fregatte, doch Pullifer hatte die gefährlichen Gewässer schon oft genug befahren, sodass er keinen Lotsen brauchte.

Seemöwen kreisten um die Masten der Fregatte, als das Schiff um den Felsen von Diamante und dann in die Bucht von Cadiz einbog. Die *Thornside* wendete direkt nach Süden. Eine Menschenmenge auf der Seemauer beobachtete sie dabei. Nun war auch zu erkennen, dass der Rauch nicht nur von Herdfeuern stammte, sondern größtenteils von dem Handelsschiff, das im Hafenbecken brannte. Es war die *Santa Catalina*, die bis unters Deck mit Tabak und Zucker beladen war. Eine französische Mörsergranate war genau zwischen Besan-und Hauptmast heruntergekommen, hatte die Luke durchschlagen und war ein paar Fuß unter Deck explodiert. Die Mannschaft hatte eine Pumpe aufgebaut und versuchte das Feuer zu löschen. Zwar schien es ihnen gelungen zu sein, die offenen Flammen zu ersticken, doch irgendwo hatte es noch weitergeglüht. So hatte sich das Feuer insgeheim weiter ausgebreitet, sein Rauch verborgen im Dampf der Pumpe, und schließlich hatten neue Flammen das Deck genau achtern hinter dem Hauptmast durchbrochen.

Der Rest des Hafens von Cadiz schien sich jedoch nicht an dem brennenden Schiff zu stören. Alles war ruhig. Eine ganze Flotte britischer Kriegsschiffe lag im Süden, und Pullifer befahl, einen Salut für den Admiral zu schießen. Nun schossen die französischen Mörser auf die *Thornside*, doch die riesigen Geschosse fielen harmlos ins Meer. In den Marschen des Festlandes gab es drei französische Forts, und alle waren sie in der Lage, die Seemauer von Cadiz zu erreichen, das wie eine geballte Faust auf seinem Isthmus kauerte und die Bucht beschützte. Lieutenant Theobald, der Zweite Offizier der *Thornside*, war mit einem Sextanten beschäftigt, doch anstatt ihn vertikal zu halten, wie man es tun musste, wenn man sich an der Sonne oder den Sternen orientieren wollte, hielt er ihn waagerecht. Schließlich nahm er den Sextanten wieder herunter, runzelte die Stirn und bewegte die Lippen, als wolle er etwas sagen. Dann ging er

zu Sharpe und Harper, die mittschiffs an der Reling lehnten. »Von dem brennenden Schiff bis zum Fort«, verkündete Theobald, »sind es 3640 Yards.«

»Verdammte Scheiße«, fluchte Sharpe beeindruckt. Wenn der Lieutenant recht hatte, dann war die Mörsergranate mehr als zwei Meilen weit geflogen.

»Für die letzten vierzig Yards würde ich meine Hand allerdings nicht ins Feuer legen«, sagte Theobald.

Auf der Halbinsel von Trocadero feuerte ein weiterer Mörser. Das Geschoss verschwand in den niedrigen Wolken, während der Mündungsrauch über dem Fort hing, das als niedrige, dunkle Masse auf dem Festland zu erkennen war. Dann spritzte Wasser nicht weit vom Stadtufer auf. »Das war sogar noch weiter!«, sagte Theobald erstaunt. »Das müssen fast 3700 Yards gewesen sein!« Das war tausend Yards weiter, als ein britischer Mörser feuern konnte. »Und die Granaten sind riesig! Ein paar Fuß Durchmesser!«

Sharpe dachte laut darüber nach. »Der größte französische Mörser, den ich je gesehen habe«, sagte er, »war ein Zwölfzöller.«

»Und der war schon groß genug«, warf Harper ein.

»Sie haben die Dinger extra in Sevilla gießen lassen«, erklärte Theobald. »Zumindest haben uns das Gefangene erzählt. In jedem Fall sind es Bastarde. Sie brauchen mindestens zwanzig Pfund Pulver, um ein Geschoss so weit zu schleudern. Gott sei Dank sind sie nicht genau.«

»Sagen Sie das den armen Kerlen da drüben«, sagte Sharpe und nickte in die Richtung, wo die Mannschaft der *Santa Catalina* gerade die Rettungsboote bestieg.

»Ein Glücksschuss«, sagte Theobald. »Wie geht es Ihrem Kopf heute?«

»Er tut weh.«

»Es gibt nichts, was die Berührung einer Frau nicht zu heilen vermag«, sagte Theobald.

Eine Mörsergranate landete unmittelbar an Backbord der Fregatte, und Wasser spritzte auf das Deck. Schwach hing der Geruch der brennenden Lunte in der Luft. Der nächste Schuss ging gut hundert Yards daneben, und der danach verfehlte sein Ziel sogar noch weiter. Dann hörte das Mörserfeuer auf. Die *Thornside* war außer Reichweite.

Die *Thornside* ging ein gutes Stück südlich der Stadt vor Anker, nah an den anderen britischen Kriegsschiffen und einer ganzen Schar kleiner Handelsschiffe.

Brigadier Moon humpelte auf den Krücken, die der Schiffszimmermann ihm gemacht hatte, zu Sharpe. »Sie werden noch kurz an Bord bleiben, Sharpe.«

»Jawohl, Sir.«

»Offiziell dürfen britische Truppen die Stadt nicht betreten. Wenn wir also nicht sofort ein Schiff nach Lissabon finden, werde ich Ihnen ein Quartier auf der Isla de León besorgen.« Er deutete auf ein kleines Stück Land südlich ihres Ankerplatzes. »Aber jetzt werde ich erst einmal zur Botschaft gehen und dem Botschafter meinen Respekt erweisen.«

»Dem Botschafter, Sir?«

Moon schaute Sharpe müde an. »Was Sie da sehen«, sagte er, »ist der letzte Rest des souveränen Spanien. Mit Ausnahme einer Hand voll von Festungen haben die Franzosen den Rest dieses verdammten Landes unter Kontrolle. Deshalb ist unsere Botschaft jetzt hier in Cadiz und nicht in Madrid oder Sevilla. Ich werde Ihnen weitere Befehle schicken.«

Diese Befehle kamen kurz nach Mittag und schickten Sharpe und seine Männer auf die Isla de León, wo sie warten sollten, bis ein Schiff den Hafen in Richtung Norden verließ. Das Beiboot, das sie ans Ufer brachte, fuhr die vor Anker

liegende Flotte ab, größtenteils Handelsschiffe. »Gerüchten zufolge bringen sie eine Armee nach Süden«, erzählte der Midshipman, der das Boot kommandierte.

»Nach Süden?«

»Sie wollen dort irgendwo an der Küste landen«, sagte der Midshipman, »gegen die Franzosen marschieren und die Belagerung durchbrechen. Verdammte Scheiße, stinken die!« Er deutete auf vier riesige Gefängnisschiffe, die stanken wie eine offene Kanalisation. Die Schiffe waren einst Kriegsschiffe gewesen, doch nun hatten sie keine Masten mehr, und ihre offenen Geschützpforten waren mit Eisengittern gesichert, durch die Männer das vorbeifahrende Boot beobachteten. »Gefängnisschiffe, Sir«, sagte der Midshipman, »voller Froschfresser.«

»Ich erinnere mich an das da«, warf der Bootsmann ein und nickte in Richtung des nächstgelegenen Schiffs. »Das war bei Trafalgar. Wir haben es in Stücke geschossen. Am ganzen Rumpf lief Blut herunter. So etwas habe ich noch nie gesehen.«

»Ja, da waren die Dons auf der falschen Seite«, bemerkte der Midshipman.

»Jetzt sind sie aber auf unserer«, erwiderte Sharpe.

»Wir hoffen das, Sir. Wir hoffen das. So, da wären wir, Sir. Ich hoffe, ihre Eierschale heilt wieder zusammen.«

Die Isla de León war das Heim von fünftausend britischen und portugiesischen Soldaten, die dabei helfen sollten, Cadiz gegen die französischen Belagerer zu verteidigen. Halbherziges Geschützfeuer hallte von den Linien der Belagerer herüber, die mehrere Meilen östlich von hier lagen. Auf der Insel gab es eine kleine Stadt mit Namen San Fernando. Sharpe meldete sich dort bei einem erschöpften Major, den es zu amüsieren schien, dass ihm unerwartet eine Hand voll Versprengter des 88th und des South Essex in den Schoß gefallen war. »Ihre Männer können sich einen freien

Platz bei den Zelten suchen«, sagte der Major, »aber Sie werden sich natürlich in San Fernando bei den anderen Offizieren einquartieren, und das kostet. Gott, was ist schon umsonst?« Er schaute seine Quartierliste durch.

»Es ist nur für eine Nacht oder so«, erklärte Sharpe.

»Ich würde sagen, das hängt vom Wind ab, oder? Solange er in Richtung Nordwesten weht, werden Sie noch nicht einmal in die Nähe von Lissabon kommen. Ah – da hätten wir ja was. Sie können sich ein Haus mit Major Duncan teilen. Er ist Artillerist, also nichts Besonderes. Im Augenblick ist er aber nicht da, sondern auf der Jagd mit Sir Thomas.«

»Sir Thomas?«

»Sir Thomas Graham. Er ist der Oberkommandierende hier. Er ist ganz verrückt nach Kricket. Kricket und Jagen. Natürlich gibt es hier keine Füchse, also jagen sie stattdessen streunende Hunde. Das machen sie zwischen den Linien, und die Franzosen sind klug genug, sich da nicht einzumischen. Ich nehme an, Sie brauchen auch noch Platz für Ihren Burschen?«

Sharpe hatte nie einen Burschen gehabt, doch er kam zu dem Schluss, dass nun der Moment gekommen war, sich einen zu gönnen. »Harris!«

»Sir?«

»Du bist jetzt mein Bursche.«

»Oh, welche Freude, Sir.«

»San Fernando ist im Winter eigentlich ganz nett«, sagte der Major. »Im Sommer wimmelt es hier nur so von verdammten Mücken, doch um diese Jahreszeit ist das kein Problem. Sie haben auch jede Menge Gasthäuser und ein paar gute Bordelle. Man kann den Krieg an wahrlich schlechteren Orten verbringen.«

Der Wind drehte nicht in dieser Nacht und auch nicht in der nächsten. Sharpe gab seinen und Sergeant Noolans

Männern einen Tag frei, um sich um ihre Ausrüstung zu kümmern. Sie wuschen und reparierten ihre Uniformen und Waffen, und jeden Augenblick des Tages betete Sharpe, dass der Wind auf Süd oder Ost drehen würde. Er fand auch einen Regimentsarzt, der sich seine Wunde ansah und rasch entschied, dass weitere Untersuchungen ihm eher schaden denn helfen würden. »Wenn dieser Navyarzt den Knochen wieder an seinen Platz zurückgebracht hat«, erklärte der Mann, »dann hat er alles getan, wozu die moderne Medizin in der Lage ist. Aber achten Sie darauf, dass der Verband stets stramm sitzt, Captain. Halten Sie ihn feucht, beten Sie, und trinken Sie Rum gegen die Schmerzen.«

Major Duncan, mit dem Sharpe sich das Quartier teilte, erwies sich als leutseliger Schotte. Er sagte, mindestens ein halbes Dutzend Schiffe warte darauf, endlich nach Lissabon segeln zu können. »In vier, fünf Tagen werden Sie also wieder zu Hause sein«, fuhr er fort, »sobald der Wind sich dreht.« Duncan hatte Sharpe in den nächstgelegenen Gasthof eingeladen. Das Essen sei recht gut, hatte er gesagt und Sharpes wiederholte Erklärungen ignoriert, er habe kein Geld. »Die Dons essen verdammt spät«, erklärte Duncan. »Also sind wir gezwungen zu trinken, bis der Koch aufwacht. Das Leben ist hart.« Er bestellte einen Krug Rotwein, und kaum stand der Wein auf dem Tisch, da erschien ein schlanker, junger Offizier in Kavallerieuniform in der Tavernentür.

»Willie!«, begrüßte Duncan den Kavalleristen mit offensichtlicher Freude. »Trinken Sie was mit uns?«

»Ich suche nach einem Captain Richard Sharpe, und ich nehme an, das sind Sie, Sir.« Er lächelte Sharpe an und streckte die Hand aus. »Willie Russell, Adjutant von Sir Thomas.«

»Lord William Russell«, sagte Duncan.

»Willie reicht«, erklärte Lord William rasch. »Und? Sind Sie Captain Sharpe? Falls ja, Sir, dann hat man Sie einbestellt. Ich habe ein Pferd für Sie. Wir müssen reiten wie der Wind.«

»Einbestellt? Wohin?«

»In die Botschaft, Captain! Um den allmächtigen Minister seiner Majestät und außerordentlichen Botschafter am spanischen Hof kennenzulernen. Oh, mein Gott! Was ist das denn für ein Fusel?« Er hatte einen Schluck von Duncans Wein probiert. »Hat da wer reingepisst? Sind Sie bereit, Sharpe?«

»Man will mich in der Botschaft sehen?«, fragte Sharpe verwirrt.

»In der Tat, und wir sind spät dran. Das ist jetzt schon der dritte Gasthof, in dem ich Sie suche, und in jedem musste ich ja auch was trinken. *Noblesse oblige* – Sie wissen schon.« Er zerrte Sharpe zur Tür hinaus. »Ich muss sagen, es ist mir eine Ehre, Sie kennenzulernen.« Das war sehr großmütig, und Lord William bemerkte Sharpes Unglauben. »Nein, wirklich! Ich war in Talavera. Mich hat man da oben aufgeschlitzt, aber Sie haben einen Adler erobert! Das war wirklich mal ein Tritt in Boneys Arsch! So, da wären wir. Ihr Pferd.«

»Muss ich wirklich da hin?«, fragte Sharpe.

Lord William Russell schaute kurz nachdenklich drein. »Ich denke schon«, antwortete er ernst. »Außerordentliche Botschafter und allmächtige Minister bestellen einen einfachen Captain nicht alle Tage ein. Außerdem ist er gar nicht mal so ein übler Kerl für einen Botschafter. Können Sie reiten?«

»Schlecht.«

»Wie geht es Ihrem Schädel?«

»Er tut weh.«

»Ja, das ist wohl so. Ich bin einmal vom Pferd gefallen und habe mir den Kopf an einem Baumstumpf angeschlagen. Ich konnte einen Monat lang nicht mehr denken! Und um ehrlich zu sein, weiß ich bis heute nicht, ob ich wirklich geheilt bin. Rauf mit Ihnen.«

Sharpe stieg in den Sattel und folgte Lord William Russell aus der Stadt hinaus und auf den sandigen Isthmus. »Wie weit ist es?«, fragte er.

»Etwas mehr als sechs Meilen. Es ist ein schöner Ritt. Bei Ebbe reiten wir am Strand entlang, aber heute Abend werden wir uns stattdessen an die Straße halten müssen. Sie werden auch Sir Thomas in der Botschaft treffen. Ein toller Kerl. Er wird Ihnen gefallen. Er gefällt jedem.«

»Und Moon?«

»Ich fürchte, der ist auch da. Der Mann ist ein richtiger Rohling, nicht wahr? Zu mir ist er zwar stets freundlich, aber vermutlich nur, weil mein Vater ein Herzog ist.«

»Ein Herzog?«

»Der Duke of Bedford«, sagte Lord William und grinste. »Aber machen Sie sich keine Sorgen. Ich bin nicht der Erbe. Ich stehe noch nicht einmal in zweiter Reihe. Ich bin der Sohn, der für König und Vaterland sterben muss. Moon mag Sie nicht, stimmt's?«

»Das habe ich auch gehört.«

»Er gibt Ihnen die Schuld an allem, was ihm widerfahren ist. Er sagt, Sie hätten seinen Degen verloren. Einen von Bennetts, stimmt's?«

»Ich habe noch nie von diesem Bennett gehört«, sagte Sharpe.

»Das ist ein Waffenschmied in St. James. Er ist schier unglaublich gut und wahnsinnig teuer. Es heißt, man könne sich mit Bennetts Degen rasieren – nicht, dass ich das je versucht hätte.«

»Hat man deshalb nach mir geschickt? Um sich zu beschweren?«

»Grundgütiger, nein! Der Botschafter persönlich hat nach Ihnen geschickt. Vermutlich will er Sie betrunken machen.«

Der Isthmus wurde schmaler. Zu Sharpes Linker lag der Atlantik und rechts die Bucht von Cadiz. Der Rand der Bucht sah in der Dämmerung weiß aus, und das Weiße wurde von Hunderten schimmernder Pyramiden unterbrochen. »Salz«, erklärte Lord William. »Das ist ein wesentlicher Wirtschaftszweig hier in der Stadt.«

Plötzlich schämte sich Sharpe für seine zerlumpte Uniform. »Ich dachte, britische Soldaten dürften nicht in die Stadt.«

»Offiziere schon, aber *nur* Offiziere. Die Spanier haben Angst, wenn wir eine Garnison in die Stadt bringen, würden wir nie wieder gehen. Sie glauben, wir wollen die Stadt in ein zweites Gibraltar verwandeln. Oh, und da gibt es noch etwas Wichtiges, das Sie wissen sollten, Sharpe.«

»Und das wäre, Mylord?«

»Sagen Sie doch einfach Willie, um Himmels willen. Das tut jeder. Also – das Wichtigste, das eine, was Sie absolut nie, *nie* vergessen dürfen, die eine Regel, die es nie, nicht, niemals zu brechen gilt, auch wenn Sie bis oben hin voll sind, ist folgende: Erwähnen Sie NIEMALS die Frau des Botschafters.«

Sharpe schaute den überschwänglichen Lord William amüsiert an. »Warum sollte ich auch?«, fragte er.

»Sie dürfen das nicht«, erklärte Lord William mit Nachdruck, »weil das unglaublich geschmacklos wäre. Sie heißt Charlotte, und sie ist ihm davongelaufen. Charlotte, die Hure. Sie ist mit Henry Paget durchgebrannt. Es war schrecklich. Ein furchtbarer Skandal. Wenn Sie erst einmal eine Zeitlang in der Stadt sind, werden Sie auf einige davon stoßen.« Er kramte in seiner Tasche und holte eine Brosche

hervor. »Hier«, sagte Lord William und warf Sharpe die Brosche zu.

Die Brosche war ein billiges kleines Ding aus Knochen. Zwei Hörner waren darauf zu sehen. Sharpe schaute sie sich an und zuckte mit den Schultern. »Kuhhörner?«

»Die Hörner, die man einem Mann aufsetzt, Sharpe. So nennt man den Botschafter hier: El Cornudo. Unsere politischen Feinde tragen diese Broschen, um ihn zu verspotten, der arme Mann. Er erträgt das vorbildlich, aber ich nehme an, es schmerzt trotzdem. Also, sprechen Sie ihn um Himmels willen nicht auf Charlotte, die Hure, an.«

»Warum sollte ich auch?«, erwiderte Sharpe. »Ich kenne den Mann doch noch nicht einmal.«

»Aber natürlich tun Sie das!«, rief Lord William fröhlich. »Er kennt Sie ja auch.«

»Mich? Wie das denn?«

»Wissen Sie wirklich nicht, wer der außerordentliche Botschafter Seiner Britischen Majestät in Spanien ist?«

»Natürlich weiß ich das nicht!«

»Der jüngste Bruder unseres Außenministers?«, sagte Lord William, doch Sharpe wusste noch immer nicht, wovon er sprach. »Sir Arthur Wellesleys kleiner Bruder Henry.«

»Sir Arthur Wellesley – meinen Sie Lord Wellington?«

»Ja, Lord Wellingtons Bruder«, bestätigte Lord William, »und es kommt noch schlimmer: Charlotte ist also mit diesem furchtbaren Henry Paget durchgebrannt, und Wellesley hat die Scheidung durchgesetzt, was hieß, dass er einen entsprechenden Parlamentsbeschluss erwirken musste, und das war eine Menge Arbeit, glauben Sie mir. Und dann ist Wellesley hergekommen und hat dieses verdammt attraktive Mädchen kennengelernt. Er hat geglaubt, sie sei respektabel, doch das war sie ganz und gar nicht, und er hat ihr ein paar Briefe geschrieben. Der arme

Henry. Und sie ist ein wirklich hübsches Ding, ungeheuer hübsch sogar! Viel hübscher als Charlotte, die Hure, aber das Ganze war schier unglaublich peinlich, und wir tun alle so, als sei das nie geschehen. Sagen Sie also nichts, Sharpe, absolut gar nichts. Seien Sie der Inbegriff der Diskretion, Sharpe, der Inbegriff der Diskretion.« Er verstummte, denn sie hatten das riesige Tor und die massiven Bastionen im Süden der Stadt erreicht. Wachen waren hier zu sehen, Musketen, Bajonette und Kanonen mit langen Rohren. Lord William musste einen Passierschein vorzeigen, erst dann wurde das Tor geöffnet, und Sharpe ritt durch die Gänge, Tunnel und Bögen der Verteidigungsanlagen, bis er sich in den schmalen Gassen der Hafenstadt wiederfand. Er war nach Cadiz gekommen.

Zu seiner Überraschung mochte Sharpe Henry Wellesley tatsächlich. Wellesley war ein schlanker Mann Ende dreißig und sah genauso gut aus wie sein Bruder. Allerdings hatte er keine ganz so auffällige Hakennase und sein Kinn war breiter. Auch hatte er nicht die kalte Arroganz von Lord Wellington, stattdessen wirkte er eher bescheiden, ja sogar ein wenig sanft. Er stand, als Sharpe das Speisezimmer der Botschaft betrat, und er schien sich ehrlich zu freuen, den Rifleman zu sehen. »Mein lieber Sharpe«, sagte er, »setzen Sie sich doch. Den Brigadier kennen Sie natürlich, nicht wahr?«

»In der Tat, Sir.«

Moon warf Sharpe einen kalten Blick zu und nickte kaum zur Begrüßung.

»Gestatten Sie mir, Ihnen Sir Thomas Graham vorzustellen«, fuhr Henry Wellesley fort. »Lieutenant General Sir Thomas Graham, der unsere Garnison auf der Isla de León kommandiert.«

»Es ist mir eine Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, Sharpe«, sagte Sir Thomas. Er war ein großer, gut gebauter

Schotte mit weißem Haar, von der Sonne gegerbtem Gesicht und außergewöhnlich listigem Blick.

»Und ich glaube, William Pumphrey kennen Sie bereits«, stellte Wellesley den letzten Mann am Tisch vor.

»Herr im Himmel«, keuchte Sharpe unwillkürlich. Er kannte Lord Pumphrey in der Tat, doch er war überrascht, ihn hier zu sehen. Lord Pumphrey warf Sharpe einen Kuss zu.

»Bringen Sie unseren Gast nicht in Verlegenheit, Pumps«, tadelte Henry Wellesley ihn, aber es war zu spät: Sharpe war schon verlegen. Lord Pumphrey hatte immer diese Wirkung auf ihn, und das nicht nur auf ihn, sondern auf viele andere Leute auch. Lord Pumphrey arbeitete für das Außenministerium, so viel wusste Sharpe. Er hatte seine Lordschaft in Kopenhagen kennengelernt und ihn dann später im Norden Portugals wiedergesehen, und Pumphrey war so empörend wie eh und je. An diesem Abend trug er einen lilafarbenen Mantel, der mit Silberfäden bestickt war, und auf seinem schmalen Kinn klebte ein schwarzer Schönheitsfleck. »William ist unser Sekretär hier«, erklärte Henry Wellesley.

»Eigentlich, Richard«, erklärte Lord Pumphrey gelangweilt, »hat man mich hierher beordert, um die Eingeborenen in Staunen zu versetzen.«

»Und was das betrifft, haben Sie schon große Erfolge erzielt«, sagte Sir Thomas.

»Sie sind zu freundlich, Sir Thomas«, erwiderte Lord Pumphrey und verneigte sich leicht vor dem Schotten. »Wirklich zu freundlich.«

Henry Wellesley setzte sich und schob Sharpe ein Tablett herüber. »Probieren Sie mal die Scherenkrabben«, drängte er. »Das ist eine hiesige Delikatesse. Man sammelt sie in den Marschen. Man muss sie aufbrechen und das Fleisch aussaugen.«

»Tut mir leid, dass ich zu spät gekommen bin, Sir«, sagte Sharpe. Den Trümmern auf dem Tisch nach zu urteilen war das Dinner schon längst vorüber, und ebenso offensichtlich war, dass Henry Wellesley nichts gegessen hatte. Er sah, wie Sharpe auf seinen leeren Teller schaute.

»Ich muss noch auf einen Empfang, Sharpe«, erklärte der Botschafter, »und die Spanier essen außergewöhnlich spät zu Abend. Zwei Abendessen wären da wohl ein wenig viel. Trotzdem, diese Krabbe führt mich schon in Versuchung.« Er nahm sich eine Schere und brach sie mit einem Nussknacker auf. Sharpe erkannte sofort, dass der Botschafter das nur getan hatte, um ihm zu zeigen, wie das ging, und dankbar griff er ebenfalls nach einem Nussknacker. »Und? Wie geht es Ihrem Kopf, Sharpe?«, fragte Henry Wellesley.

»Er heilt, Sir, danke.«

»Kopfverletzungen sind schon übel«, bemerkte der Botschafter. »Ich hatte einen Assistenten in Indien, der sich den Kopf aufgeschlagen hat. Ich habe den armen Kerl bereits für tot gehalten, doch nach nur einer Woche war er geheilt und ganz der Alte.«

»Sie waren in Indien, Sir?«, fragte Sharpe.

»Zweimal«, antwortete Henry Wellesley. »Auf der zivilisierten Seite natürlich. Mir gefällt das Land.«

»Mir auch, Sir«, sagte Sharpe. Er war halb verhungert, und so brach er eine weitere Schere auf und tunkte sie in eine Schüssel mit geschmolzener Butter. Dankbar schloss Lord William Russell sich ihm an. Während die beiden aßen, genossen die anderen Männer eine Zigarre.

Es war Februar, doch warm genug, dass die Fenster offen standen. Brigadier Moon schwieg. Er gab sich damit zufrieden, Sharpe einfach nur böse anzufunkeln, während sich Sir Thomas Graham bitterlich über ihre spanischen Verbündeten beschwerte. »Die zusätzlichen Schiffe sind noch nicht von den Balearen eingetroffen«, knurrte er, »und

ich habe auch noch keine der Karten gesehen, die sie uns versprochen haben.«

»Ich bin sicher, beides wird noch kommen«, sagte Henry Wellesley.

»Und die Schiffe, die wir bereits haben, werden von Feuerflößen bedroht. Die Franzosen bauen gerade fünf von den Dingern.«

»Ich bin sicher, Sie und Admiral Keats werden sich mit Freuden um diese Flöße kümmern«, erklärte Henry Wellesley mit fester Stimme. Dann wechselte er das Thema und schaute zu Sharpe. »Brigadier Moon hat mir erzählt, dass Sie die Brücke über den Guadiana gesprengt haben.«

»Ja, das haben wir.«

»Was für eine Erleichterung. Alles in allem betrachtet, Sir Barnaby«, Wellesley drehte sich zu Moon um, »war das eine äußerst erfolgreiche Operation.«

Moon rutschte auf seinem Stuhl hin und her und zuckte dann unwillkürlich zusammen, als ein stechender Schmerz durch sein Bein fuhr. »Sie hätte aber noch besser laufen können, Exzellenz.«

»Wie das?«

»Um das zu verstehen, muss man Soldat sein«, erklärte Moon, ohne groß nachzudenken. Sir Thomas legte missbilligend die Stirn in Falten, doch Moon dachte nicht daran, einen Rückzieher zu machen. »Das war bestenfalls ein fragwürdiger Erfolg«, fuhr er fort, »ein *sehr* fragwürdiger Erfolg.«

»Ich habe im 40th Regiment of Foot gedient«, sagte Henry Wellesley. »Das mag ja vielleicht nicht meine größte Stunde gewesen sein, aber ich bin nicht gänzlich unwissend, was das Kriegshandwerk betrifft. Also: Warum bezeichnen Sie diesen Erfolg als ›fragwürdig‹, Sir Barnaby?«

»Es hätte einfach besser laufen können«, antwortete Moon, als wäre das Thema damit erledigt.

Der Botschafter nahm eine angeschnittene Zigarre von einem Diener entgegen und beugte sich dann vor, um sie sich anzünden zu lassen. »Und da habe ich Sie extra eingeladen«, sagte er, »damit Sie uns von Ihrem Triumph erzählen können. Sie sind genauso zugeknöpft wie mein Bruder, Sir Barnaby.«

»Der Vergleich mit Lord Wellington schmeichelt mir, Exzellenz«, erwiderte Moon steif.

»Einmal«, fuhr Henry Wellesley fort, »hat Arthur mir aber von einer seiner Taten erzählt, und das war keine, bei der er sich große Meriten verdient hätte.« Der Botschafter blies eine Rauchwolke zum Kristallleuchter hinauf. Sir Thomas und Lord Pumphrey verhielten sich vollkommen still, als wüssten sie, dass sich etwas im Raum zusammenbraute, und auch Sharpe fühlte etwas und schob die Krabben beiseite. »In Assaye hat es ihn vom Pferd geworfen«, fuhr der Botschafter fort. »Ja, ich glaube, so hieß der Ort. Aber wie auch immer – er fand sich mitten in den feindlichen Linien wieder, und alle waren davongaloppiert. Da wusste er, dass er sterben würde, hat er mir erzählt. Er war vom Feind umzingelt, alles Wilde, und dann erschien wie aus dem Nichts ein britischer Sergeant. Ja, er hat gesagt ›wie aus dem Nichts‹!« Henry Wellesley wedelte mit der Zigarre, als wäre sie ein Zauberstab, mit dem er die Szene heraufbeschwören konnte. »Was dann folgte, hat Arthur gesagt, war der beste Ausdruck des Soldatentums, den er je gesehen hat. Er schätzt, dass der Sergeant fünf Männer zu Boden gestreckt hat – *mindestens*, hat er gesagt. Der Kerl hat sie einfach niedergemetzelt! Und das ganz allein.«

»Fünf Männer!«, rief Lord Pumphrey in ungespielter Bewunderung.

»Mindestens«, wiederholte der Botschafter.

»Die Erinnerung an eine Schlacht«, sagte Moon, »ist bisweilen getrübt.«

»Ach ja? Glauben Sie, dass Arthur die Geschichte ausgeschmückt hat?«, hakte Henry Wellesley in übertrieben höflichem Ton nach.

»Einer gegen fünf?«, erwiderte Moon. »Das würde mich dann doch sehr überraschen, Exzellenz.«

»Fragen wir doch einfach den Sergeant, der das vollbracht hat«, sagte Henry Wellesley, und die Falle schnappte zu. »An wie viele Männer erinnern Sie sich, Sharpe?«

Moon sah aus wie von der Wespe gestochen, während Sharpe verlegen mit den Schultern zuckte.

»Und, Sharpe?«, hakte Sir Thomas Graham nach.

»Es waren schon ein paar, Sir«, antwortete Sharpe. Das Ganze war ihm äußerst unangenehm. »Aber natürlich hat der General an meiner Seite gekämpft.«

»Also, mir hat Arthur erzählt, er sei benommen gewesen«, sagte Henry Wellesley. »Er hat mir erzählt, dass er sich nicht verteidigen konnte.«

»Nein, nein, er hat schon gekämpft, Sir«, widersprach Sharpe. In Wahrheit hatte Sharpe den benommenen Sir Arthur Wellesley unter eine indische Kanone geschoben, um ihn dort in Deckung zu bringen. Aber waren es wirklich fünf Mann gewesen? Er erinnerte sich nicht mehr. »Und es kam ziemlich schnell Hilfe, Sir«, fuhr er rasch fort, »sehr schnell.«

»Aber es ist, wie Sie gesagt haben, Barnaby«, sagte Henry Wellesley mit samtener Stimme. »Die Erinnerung an eine Schlacht ist bisweilen getrübt. Sie würden mir einen großen Gefallen erweisen, wenn Sie mir Ihren Bericht über Ihren großartigen Triumph bei Fort Joseph zeigen würden.«

»Natürlich, Exzellenz«, sagte Moon, und da verstand Sharpe, was gerade geschehen war. Der Botschafter Seiner Majestät hatte für Sharpe Partei ergriffen, und nun wäre

Moon gut damit beraten, seinen Bericht dementsprechend zu ändern. Das war ein ausgesprochen großzügiger Gefallen, den der Botschafter ihm da erwiesen hatte, doch Sharpe wusste, dass solche Gefälligkeiten stets nach einer Gegenleistung verlangten.

Die Uhr auf dem Kaminsims schlug Zehn, und Henry Wellesley seufzte. »Ich fürchte, ich muss mich jetzt für unsere Verbündeten umziehen«, sagte er. Die Gäste erhoben sich. »Bitte, trinken Sie noch in Ruhe Ihren Port und rauchen Sie Ihre Zigarren«, sagte der Botschafter und ging zur Tür. Dann blieb er noch einmal kurz stehen. »Mister Sharpe? Könnte ich Sie wohl mal kurz sprechen?«

Sharpe folgte Henry Wellesley den Gang hinunter und in einen kleinen, von Kerzen erhellten Raum. Ein Kohlefeuer brannte im Kamin, Bücher standen an den Wänden, und unter dem Fenster war ein mit Leder bespannter Schreibtisch zu sehen. Der Botschafter öffnete eine Schublade. »Die spanischen Diener bestehen darauf, dass ich es warm habe«, sagte er. »Ich sage ihnen zwar immer wieder, dass ich kalte Luft vorziehe, aber sie glauben mir nicht. Habe ich Sie da hinten in Verlegenheit gebracht?«

»Nein, Sir.«

»Das war wegen Brigadier Moon. Er hat mir erzählt, Sie hätten versagt, was ich jedoch irgendwie bezweifle. Ich denke, Moon teilt einfach nur ungern den Ruhm mit irgendjemandem.« Der Botschafter ging zu einem Schrank und holte eine dunkle Flasche heraus. »Port, Sharpe. Taylors Bester. Sie werden auf dieser Seite des Paradieses keinen besseren finden. Darf ich Ihnen ein Glas einschenken?«

»Danke, Sir.«

»Und in dem Silberkästchen sind Zigarren. Sie sollten sich eine nehmen. Mein Arzt sagt, sie seien gut für die Verdauung.« Henry Wellesley goss ein Glas Port ein und gab es Sharpe. Dann ging er zu einem eleganten runden Tisch,

der als Schachbrett diente, und starrte die Spielfiguren an. Die Partie war mittendrin. »Ich glaube, ich stecke in Schwierigkeiten«, sagte er. »Spielen Sie?«

»Nein, Sir.«

»Ich spiele mit Duff. Er war der Konsul hier, und er ist ziemlich gut.« Vorsichtig berührte der Botschafter einen schwarzen Turm, doch dann ließ er die Stellung, wie sie war, und setzte sich hinter seinen Schreibtisch, von wo aus er den Rifleman aufmerksam musterte. »Irgendwie bezweifle ich, dass mein Bruder Ihnen je angemessen dafür gedankt hat, dass Sie ihm das Leben gerettet haben, oder?« Er wartete auf eine Antwort, doch Sharpe schwieg. »Offensichtlich nicht. Das klingt ganz nach Arthur.«

»Er hat mir ein schönes Fernrohr gegeben, Sir«, sagte Sharpe.

»Ohne Zweifel eines, das irgendjemand vorher ihm geschenkt hat«, vermutete Henry Wellesley, »und das er nicht wollte.«

»Ich bin sicher, das stimmt nicht, Sir«, erwiderte Sharpe.

Wellesley lächelte. »Mein Bruder hat viele Tugenden, doch seiner Zuneigung Ausdruck zu verleihen gehört nicht dazu. Aber wenn es Sie tröstet, Sharpe, er hat Ihre Fähigkeiten oft lobend erwähnt.«

»Danke, Sir«, sagte Sharpe verlegen.

Der Botschafter seufzte und zeigte damit an, dass der höfliche Teil des Gesprächs vorüber war. Er zögerte, als suche er nach den richtigen Worten, dann öffnete er eine Schublade und fand einen kleinen Gegenstand, den er auf den Tisch warf. Es war eine dieser Knochenbroschen mit den Hörnern. »Wissen Sie, was das ist, Sharpe?«

»Ich fürchte ja, Sir.«

»Ich habe mir schon gedacht, dass Willie Russell es Ihnen erzählen würde. Und was ist damit?« Er schob eine Zeitung

über den Tisch. Sharpe nahm sie und sah, dass es sich um den *El Correo de Cádiz* handelte, doch es war zu dunkel im Raum, als dass er den schlechten Druck hätte lesen können. Er legte die Zeitung wieder hin. »Haben Sie das schon gesehen?«, fragte der Botschafter.

»Nein, Sir.«

»Das erschien heute auf den Straßen, und es heißt darin, ich hätte einen darin veröffentlichten Brief an eine Dame geschrieben. In dem Brief erzähle ich ihr, dass die Briten planen, Cadiz zu annektieren und in ein zweites Gibraltar zu verwandeln. Zwar wird mein Name nicht ausdrücklich genannt, aber in einer so kleinen Stadt wie Cadiz ist das auch nicht nötig. Und ich muss Ihnen ja wohl kaum sagen, dass die Regierung Seiner Majestät keine derartigen Pläne mit Cadiz hat.«

»Dann ist der Brief also eine Fälschung, Sir?«, fragte Sharpe.

Henry Wellesley hielt kurz inne. »Nicht ganz«, antwortete er vorsichtig. Jetzt schaute er Sharpe in die Augen, wandte sich dann aber rasch wieder ab und starrte in den dunklen Garten. Er zog an seiner Zigarre. »Kann ich davon ausgehen, dass Willie Russell Ihnen von meinen Umständen erzählt hat?«

»Ja, Sir.«

»Dann will ich jetzt auch nicht näher darauf eingehen, sondern sage lediglich, dass ich hier vor ein paar Monaten eine Dame kennengelernt habe, von der man mich glauben machte, sie sei von edler Geburt. Sie kam aus den spanischen Kolonien und versicherte mir, ihr Vater sei wohlhabend und respektabel, doch das stimmte nicht. Und bevor ich die Wahrheit herausfinden konnte, war ich dumm genug, meine Gefühle für sie einer Reihe von Briefen anzuvertrauen.« Wieder hielt er kurz inne. Er starrte noch immer aus dem Fenster und wartete darauf, dass Sharpe

etwas sagte, doch der schwieg. »Diese Briefe sind ihr gestohlen worden«, fuhr der Botschafter schließlich fort, »und es war nicht ihre Schuld.« Er drehte sich um und schaute Sharpe trotzig an, als erwarte er halb, dass dieser ihm nicht glaubte.

»Und der Dieb, Sir, hat dann versucht, Sie zu erpressen?«

»Genau«, antwortete Henry Wellesley. »Der Bastard hat ein Arrangement getroffen, um mir die Briefe zu verkaufen, doch mein Bote wurde ermordet. Er und seine beiden Gefährten. Das Geld ist natürlich verschwunden, und die Briefe befinden sich in der Hand unserer politischen Feinde.« Wellesley klang verbittert und schlug die Zeitung mit der Hand weg. »Sharpe, Sie müssen wissen, dass es Männer in Cadiz gibt, die ernsthaft glauben, dass Spaniens Zukunft um ein Vielfaches rosiger aussehen würde, wenn sie mit Napoleon Frieden schließen. Sie glauben, dass Großbritannien der schlimmere Feind ist. Sie glauben, dass wir Spaniens Kolonien vernichten und seinen Atlantikhandel übernehmen wollen. Sie glauben jedoch nicht, dass es meinem Bruder gelingen wird, die Franzosen aus Portugal zu vertreiben, von Spanien ganz zu schweigen, und sie arbeiten mit Feuereifer an einer politischen Zukunft *ohne* eine Allianz mit Großbritannien. Meine Aufgabe ist es nun, sie vom Gegenteil zu überzeugen, und diese Briefe machen das viel schwerer – vielleicht sogar unmöglich.« Erneut legte er eine kurze Pause ein, als erwarte er einen Kommentar von Sharpe, doch der Rifleman saß einfach nur still da und hörte zu. »Lord Pumphrey hat mir erzählt, Sie seien ausgesprochen fähig«, sagte der Botschafter leise.

»Das war sehr freundlich von ihm, Sir«, erwiderte Sharpe hölzern.

»Und er sagt, Sie hätten eine pikante Vergangenheit.«

»Ich bin nicht sicher, was er damit meint, Sir.«

Ein leichtes Lächeln stahl sich auf Henry Wellesleys Gesicht. »Verzeihen Sie mir, wenn ich mich irre, und seien Sie versichert, dass ich Sie nicht beleidigen will, aber Lord Pumphrey hat mir erzählt, dass Sie früher einmal ein Dieb waren.«

»Das stimmt, Sir«, gab Sharpe zu.

»Und was sonst noch?«

Sharpe zögerte, doch der Botschafter war offen zu ihm gewesen, und nun würde er es ihm gleichtun. »Ich war Dieb, Mörder, Soldat, Sergeant, Rifleman.« Er sprach mit gleichmütiger Stimme, dennoch hörte Henry Wellesley einen Hauch von Stolz aus diesen Worten heraus.

»Unsere Feinde, Sharpe«, sagte Wellesley, »haben einen der Briefe abgedruckt, aber sie sind bereit, mir den Rest zu verkaufen. Ohne Zweifel wird der Preis unverschämt hoch sein, doch sie haben mir zu verstehen gegeben, dass sie nichts mehr veröffentlichen werden, wenn ich bereit bin zu zahlen. Lord Pumphrey verhandelt in meinem Namen. Wenn wir uns einigen können, wäre ich Ihnen ausgesprochen dankbar dafür, wenn Sie Lord Pumphrey bei der Übergabe eskortieren und beschützen würden.«

Sharpe dachte darüber nach. »Sie haben gesagt, Ihr letzter Bote sei ermordet worden, korrekt, Sir?«

»Sein Name war Plummer. Die Diebe haben behauptet, er hätte sich die Briefe nehmen wollen, ohne dafür zu bezahlen, und ich muss sagen, das klingt sogar plausibel. Captain Plummer war ein streitlustiger Mann – Gott sei seiner Seele gnädig. Sie haben ihn und seine beiden Gefährten in der Kathedrale niedergestochen und ihre Leichen anschließend über die Seemauer geworfen.«

»Was lässt Sie glauben, dass sie das nicht noch einmal tun werden, Sir?«

Wellesley zuckte mit den Schultern. »Plummer könnte sie verärgert haben. In jedem Fall war er kein geborener

Diplomat, Lord Pumphrey aber schon. Und ich kann Ihnen versichern, dass die Ermordung von Lord Pumphrey eine harte Reaktion zur Folge haben würde. Außerdem wage ich zu behaupten, dass Ihre Gegenwart abschreckend auf die Diebe wirken würde.«

Sharpe ignorierte das Kompliment. »Eine Frage noch, Sir: Sie haben erwähnt, dass ich ein Dieb war. Was hat das damit zu tun, Lord Pumphreys Leben zu bewahren?«

Henry Wellesley schaute verlegen drein. »Sollte es Lord Pumphrey nicht gelingen, zu einer Übereinkunft zu kommen, habe ich gehofft, dass man die Briefe zurückstehlen könnte.«

»Wissen Sie denn, wo sie sind, Sir?«

»Ich nehme an, an dem Ort, wo auch die Zeitung gedruckt worden ist.«

Das kam Sharpe ein wenig weit hergeholt vor, aber er ließ es erst einmal so stehen. »Wie viele Briefe gibt es insgesamt, Sir?«

»Sie haben fünfzehn.«

»Es gibt noch mehr?«

»Ja, ich fürchte, ich habe noch mehr geschrieben, aber sie haben nur fünfzehn gestohlen.«

»Dann hat das Mädchen also noch mehr, korrekt, Sir?«

»Ich bin sicher, dass sie sie nicht mehr hat«, erklärte Henry Wellesley steif. »Vielleicht haben die fünfzehn einfach irgendwie überlebt.«

Sharpe war sich durchaus bewusst, dass Wellesley ihm irgendetwas verschwieg, aber er nahm an, dass er das auch nicht erfahren würde, wenn er den Botschafter unter Druck setzte. »Diebstahl ist ein Handwerk, das Können verlangt, Sir«, sagte er stattdessen. »Erpressung ist jedoch schlicht übel. Ich brauche Männer. Wir haben es mit Mördern zu tun, Sir, deshalb brauche ich meine eigenen Killer.«

»Ich habe keine Männer, die ich Ihnen anbieten könnte«, sagte der Botschafter und zuckte mit den Schultern. »Nicht, nachdem Plummer tot ist.«

»Ich habe fünfzehn Riflemen, Sir. Die werden reichen. Aber dafür müssen sie in die Stadt, und sie brauchen Zivilkleidung und einen Brief von Ihnen an Lord Wellington, indem Sie bestätigen, dass sie auf Befehl hier sind. Vor allem das brauche ich, Sir.«

»Einverstanden«, sagte Henry Wellesley, und seine Erleichterung war ihm deutlich anzuhören.

»Und ich muss mit der Dame sprechen, Sir. Es wäre sinnlos, die einen Briefe zu stehlen, wenn es noch andere gibt.«

»Ich fürchte, ich weiß nicht, wo sie ist«, sagte der Botschafter. »Wüsste ich es, würde ich es Ihnen natürlich sagen. Sie scheint sich versteckt zu haben.«

»Trotzdem brauche ich ihren Namen, Sir.«

»Caterina«, antwortete Henry Wellesley wehmütig, »Caterina Blazquez.« Er rieb sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich komme mir ja so dumm vor, Ihnen das alles zu erzählen.«

»Wir haben uns alle schon wegen einer Frau zum Narren gemacht«, sagte Sharpe. »Wir wären tot, wenn das anders wäre.«

Wellesley lächelte reumütig. »Aber wenn Lord Pumphrey die Verhandlungen zu einem erfolgreichen Ende führt«, sagte er, »dann ist alles vorbei, und ich habe eine Lektion fürs Leben gelernt.«

»Und wenn nicht, Sir, dann soll ich die Briefe stehlen, korrekt, Sir?«

»Ich hoffe, so weit wird es nicht kommen«, sagte Wellesley. Er stand auf und warf seinen Zigarrenstummel in die Nacht, wo er in einem Funkenregen auf dem dunklen Rasen

landete. »Aber jetzt muss ich mich wirklich umziehen. Volle Galauniform mit Degen. Aber eins noch, Sharpe.«

»Sir?«, fragte Sharpe. Er wusste, dass er den Botschafter eigentlich mit »Exzellenz« hätte anreden müssen, doch er vergaß das immer wieder, und Wellesley schien es nichts auszumachen.

»Wir leben und atmen in dieser Stadt allein mit Erlaubnis der Spanier, und so soll es auch sein. Was auch immer Sie tun, Sharpe, seien Sie vorsichtig. Und bitte sprechen Sie mit niemandem darüber außer mit Lord Pumphrey. Er allein weiß von den Verhandlungen.« Das stimmte nicht ganz. Es gab da noch jemanden, der helfen könnte und es auch tun würde. Allerdings bezweifelte Henry Wellesley, dass er Erfolg haben würde. Deshalb musste er sich nun ganz und gar auf diesen vernarbten und verletzten Schurken verlassen.

»Kein Wort wird über meine Lippen kommen, Sir«, sagte Sharpe.

»Dann wünsche ich Ihnen eine gute Nacht.«

»Gute Nacht, Sir.«

Im Flur wartete Lord Pumphrey. Er roch leicht nach Veilchen. »Und, Richard?«

»Offenbar habe ich hier etwas zu tun.«

»Ich freue mich ja so. Sollen wir reden?« Lord Pumphrey führte Sharpe den von Kerzen erhellten Flur hinunter. »Waren es wirklich fünf Mann, Richard? Seien Sie ehrlich. Fünf?«

»Sieben«, antwortete Sharpe, obwohl er sich nicht genau erinnern konnte. Aber das war auch egal. Er war ein Dieb, er war ein Mörder, und er war ein Soldat, und jetzt musste er einen Erpresser erledigen.

TEIL II

DIE STADT

KAPITEL 4

Sharpe bekam ein Zimmer im Dachgeschoss der Botschaft. Das Dach war flach und schon seit einiger Zeit undicht, sodass ein großes Stück Putz fehlte und der Rest gefährliche Risse aufwies. Auf einem kleinen Tisch stand ein Wasserkrug und neben dem Bett ein Nachttopf. Lord Pumphrey hatte sich für die Unterkunft entschuldigt. »Der Konsul hier in Cadiz hat die Räumlichkeiten für uns angemietet, insgesamt sechs Häuser. Ich habe eines davon, aber ich denke, Sie bleiben lieber in der Botschaft, oder?«

»Natürlich, Sir«, sagte Sharpe rasch.

»Das habe ich mir schon gedacht. Ich treffe Sie dann morgen Abend um fünf.«

»Und ich brauche Zivilkleidung«, hatte Sharpe Seiner Lordschaft gesagt, und als er zu Bett gegangen war, hatte er eine Hose, ein Hemd und einen Mantel vorgefunden. Er nahm an, dass die Kleidung dem unglücklichen Plummer gehört hatte. Die Sachen waren schwarz, steif und leicht feucht, als wären sie nach dem Waschen nicht richtig getrocknet worden.

Sharpe verließ die Botschaft um sechs Uhr in der Früh. Er wusste das, weil über ein Dutzend Kirchenglocken die Stunde schlugen und ihre Kakophonie vom Wind durch die Stadt getragen wurde. Sharpe hatte weder Säbel noch Gewehr bei sich, denn mit beiden Waffen hätte er nur unnötig Aufmerksamkeit erregt. Allerdings hatte er sich in der Botschaft eine Pistole geliehen. »Die werden Sie nicht brauchen«, hatte Lord Pumphrey in der Nacht zuvor erklärt.

»Ich mag es schlicht nicht, unbewaffnet zu sein«, hatte Sharpe erwidert.

»Sie wissen das wohl am besten, dessen bin ich sicher«, hatte Pumphrey gesagt, »aber um Himmels willen,

erschrecken Sie die Einheimischen nicht. Sie misstrauen uns auch so schon genug.«

»Ich werde nur ein wenig die Gegend erkunden«, hatte Sharpe gesagt. Ansonsten gab es auch nichts für ihn zu tun. Lord Pumphrey wartete auf eine Nachricht der Erpresser. Wer diese Erpresser waren, das wusste niemand, doch das Erscheinen des Briefes in der Zeitung deutete auf eine politische Fraktion hin, die das Bündnis mit Großbritannien um jeden Preis beenden wollte. »Wenn Ihre Verhandlungen scheitern sollten«, hatte Sharpe gesagt, »dann werden wir bei der Zeitung mit der Suche beginnen.«

»Meine Verhandlungen scheitern nie«, hatte Lord Pumphrey großspurig erklärt.

»Trotzdem werde ich mir die Zeitung einmal ansehen müssen.« Sharpe war beharrlich geblieben, und so hatte er die Botschaft am frühen Morgen verlassen. Aber obwohl man ihm den Weg genau erklärt hatte, hatte er sich schon bald verirrt. Cadiz war ein wahres Labyrinth aus dunklen Gassen und hohen Gebäuden. Mit Ausnahme von ein paar Straßen waren Kutschen hier so gut wie nutzlos, deshalb ritten die Reichen entweder, oder sie ließen sich in Sänften tragen oder gingen gar zu Fuß.

Die Sonne war noch nicht aufgegangen, und die Stadt schlief. Die wenigen Leute, die Sharpe sah, waren vermutlich entweder gar nicht zu Bett gegangen, oder aber es handelte sich um Diener, die Höfe fegten oder Feuerholz herbeischafften. Eine Katze schmiegte sich an Sharpes Bein, und er bückte sich, um sie zu streicheln. Dann ging er eine weitere Gasse hinunter, an deren Ende er gegenüber einer Kirche schließlich fand, was er suchte. Auf den Stufen schlief ein Bettler. Sharpe weckte den Mann und gab ihm eine ganze Guinea sowie Plummers Mantel und Hut. Als Gegenleistung erhielt er den Mantel und den breitkrempigen Hut des Bettlers. Beides war völlig verdreckt.

Sharpe ging in Richtung des schwachen Lichts der Morgendämmerung, das er nur mit Mühe im Labyrinth der Häuser erkennen konnte, und schließlich erreichte er eine der Stadtmauern. Er stieg hinauf und ging den Wehrgang entlang, vorbei an einer Kanone zwischen den Zinnen. Lichtschimmer verriet, wo die Franzosen jenseits der Bucht ihre Mörserstellungen hatten. Eine Kompanie spanischer Soldaten war auf der Mauer postiert, doch die Hälfte davon schnarchte friedlich vor sich hin. Hunde suchten am Fuß der Mauer nach Essbarem.

Nicht nur die Stadt schien zu schlafen, sondern die ganze Welt, doch dann riss ein gewaltiger Lichtblitz den Horizont im Osten entzwei. Das Licht verbreitete sich wie eine Scheibe, weiß und plötzlich, und die Silhouetten einiger Schiffe an der Mole waren zu erkennen. Dann verblasste das Licht wieder. Rauch stieg über einer französischen Festung auf, und dann kam der Lärm. Donner grollte über der Bucht und riss die Wachen aus dem Schlaf, als das Geschoss eine Viertelmeile vor Sharpe einschlug. Kurz herrschte Stille, dann explodierte das Geschoss. Die Granate war in einem kleinen Orangenhain eingeschlagen, und als Sharpe die Stelle erreichte, roch er den Pulverdampf. Er trat einen Splitter der Granatenhülle beiseite, sprang von der Mauer ins verbrannte Gras und bog in eine dunkle Straße. Die Häuserwände hier waren schmutzigweiß.

Sharpe hatte sich verirrt, aber er war am Nordende der Stadt, und da wollte er auch sein, und indem er eine schmale Straße nach der anderen erkundete, fand er schließlich die Kirche mit dem rot bemalten Kreuz an der Außenwand. Lord Pumphrey hatte ihm erzählt, das Kreuz sei aus Venezuela hierhergebracht worden, und die Menschen glaubten, am Fest des heiligen Vincente verwandele sich die rote Farbe in Blut. Sharpe fragte sich, wann das wohl war. Er hätte das gern gesehen.

Sharpe hockte sich auf die unterste Treppenstufe des Kircheneingangs. Der breite Hut verbarg sein Gesicht. Die Straße war hier vier Schritte breit, und fast unmittelbar ihm gegenüber befand sich ein vierstöckiges Haus, in dessen weiße Fassade das Relief einer Jakobsmuschel eingearbeitet war. Eine Gasse führte an dem Haus vorbei, das einen reich verzierten Eingang hatte, flankiert von zwei Fenstern. Die innen liegenden Fensterläden waren geschlossen und das Glas davor dunkel. In den oberen Stockwerken gab es je drei Fenster, jedes mit einem schmalen Balkon. Das, so hatte Lord Pumphrey Sharpe erklärt, war die Druckerei des *El Correo de Cádiz.* »Das Haus gehört einem Mann mit Namen Núñez. Er ist auch der Besitzer der Zeitung. Er lebt über der Druckerei.«

Nichts rührte sich in Núñez' Haus. Sharpe setzte sich auf die Kirchenstufen und stellte eine Holzschüssel neben sich, die er aus der Botschaftsküche mitgenommen hatte. Er legte eine Hand voll Münzen in die Schüssel, denn so regte man die Großzügigkeit der Menschen an. Das wusste er noch von früher. Sharpe dachte an die Bettler seiner Kindheit zurück. Da war der Blinde Michael, der Adleraugen hatte, und die Zerlumpte Kate, die sich für einen Penny die Stunde Babys lieh und gut gekleideten Damen an The Strand am Schal zupfte. Mit einer Hutnadel hatte sie die Babys immer wieder zum Weinen gebracht, und an einem guten Tag hatte sie manchmal zwei, drei Pfund gemacht, die sie abends hatte versaufen können. Und da war auch noch der Stinkende Moses gewesen, der behauptete, ein Pfaffe gewesen zu sein, bevor er im Schuldturm gelandet war. Er hatte den Leuten für einen Schilling die Zukunft vorhergesagt. »Erzähl ihnen immer, dass sie Glück in der Liebe haben werden, Junge«, hatte er Sharpe geraten, »denn sie haben lieber Glück im Bett als im Himmel.«

Es war seltsam ruhig. Sharpe hockte auf seiner Treppe, und als die ersten Fußgänger erschienen, murmelte er die Worte,

die Pumphrey ihm vorgeschlagen hatte. *»Por favor, Madre de Dios.«* Er sagte die Worte immer wieder und wieder und murmelte seinen Dank, wenn eine Kupfermünze in seine Schüssel fiel. Die ganze Zeit über beobachtete er das Haus mit der Jakobsmuschel, und er bemerkte, dass die große Vordertür nie benutzt wurde und dass die Läden nie geöffnet wurden, obwohl man an allen anderen Häusern in der Straße die Fenster weit aufriss, um möglichst viel vom ersten Licht des Tages hereinzulassen, das zwischen die hohen Gebäude fiel. Sechs Männer kamen zu dem Haus, und alle benutzten sie den Nebeneingang in der Gasse. Später am Morgen ging auch Sharpe dorthin und murmelte dabei ein Gebet vor sich hin. Dann hockte er sich wieder auf den Boden, diesmal am Eingang der Gasse. Schließlich sah er wieder einen Mann in die Gasse gehen und am Nebeneingang klopfen. Eine Klappe glitt auf, eine Frage wurde gestellt, offensichtlich zufriedenstellend beantwortet, und die Tür öffnete sich. Im Laufe der nächsten Stunde lieferten drei Lastenträger Kisten an und eine Frau brachte frische Wäsche vorbei. Und jedes Mal öffnete sich die Klappe, bevor die Besucher hereingelassen wurden. Die Wäscherin warf eine Münze in Sharpes Schüssel. *»Gracias«*, sagte er.

Gegen Vormittag kam ein Priester aus der Tür in der Gasse. Er war groß und hatte ein kantiges Kinn. Er warf eine Münze in Sharpes Schüssel und erteilte ihm gleichzeitig einen Befehl, den er nicht verstand. Doch der Priester deutete zur Kirche, und Sharpe nahm an, dass man ihm befohlen hatte, die Gasse zu verlassen. Er nahm seine Schüssel, schlurfte zur Kirche und sah dort Ärger warten.

Drei Bettler hatten seinen Platz auf den Stufen eingenommen. Alles Männer. Die Hälfte aller männlichen Bettler in Cadiz waren Krüppel, Überlebende der Kämpfe gegen die Briten oder die Franzosen. Sie waren von Narben übersät, und vielen fehlten Gliedmaßen. Einige hatten Schilder mit den Namen der Schlachten dabei, in denen sie

verwundet worden waren, während andere stolz die Reste ihrer Uniformen trugen. Doch keiner der drei dort auf den Stufen war verkrüppelt oder trug eine Uniform, und alle drei beobachteten sie Sharpe.

Sharpe hatte sich in fremdes Revier gewagt. Die Bettler in London waren genauso gut organisiert wie jedes Bataillon. Wenn jemand sich eine Stelle suchte, die für gewöhnlich jemand anderes besetzte, dann wurde er erst gewarnt, und wenn er diese Warnung nicht beherzigte, dann wurden die Lords der Bettler aus ihren Höhlen gerufen. So hatte der Stinkende Moses stets an der Kirche St. Martin in the Fields gearbeitet. Einmal war er von zwei Seeleuten beraubt worden, die ihn mit Tritten über die Straße gescheucht hatten, um ihn an dem Arbeitshaus auf der anderen Straßenseite sein Geld abzunehmen. Dann hatten sie seinen Platz auf den Kirchenstufen eingenommen. Am nächsten Morgen hatte der Stinkende Moses wieder vor der Kirche gesessen, und in Moon’s Yard hatte man zwei Leichen gefunden.

Und diese drei Männer dort hatten eine ähnliche Mission. Sie schwiegen, als Sharpe aus der Gasse kam. Stumm umringten sie ihn. Einer nahm seine Schüssel, und die beiden anderen hielten ihn an den Ellbogen fest und scheuchten ihn in Richtung Westen, bis sie den Schatten eines Torbogens erreichten. *»Madre de Dios«*, murmelte Sharpe. Er hielt sich gekrümmt, als hätte er einen kaputten Rücken.

Der Mann mit der Schüssel verlangte zu wissen, wer Sharpe war. Sharpe verstand das schnell gesprochen Straßenspanisch des Mannes zwar nicht, aber er nahm an, dass es das war, was der Kerl von ihm wollte, und er vermutete auch, was als Nächstes geschehen würde. Es war ein Messer, das unter dem zerlumpten Mantel des Mannes zum Vorschein kam und zu Sharpes Kehle zuckte, und in diesem Moment verwandelte sich der angebliche Krüppel in

einen Soldaten. Sharpe packte das Handgelenk des Mannes und lenkte das Messer auf seinen Besitzer um. Mit Leichtigkeit fuhr es in das weiche Fleisch unter dem Kinn des Mannes. Sharpe riss ein letztes Mal am Handgelenk des Mannes und trieb die Klinge durch die Zunge des Kerls und in seinen Gaumen. Der Mann stieß ein schmerzerfülltes Wimmern aus, und Blut strömte ihm aus dem Mund. Sharpe, der seinen rechten Arm mit Leichtigkeit hatte befreien können, riss nun auch den linken los, als der Mann auf der Seite nach ihm trat. Sharpe packte den Stiefel und riss ihn nach oben, sodass der Mann mit dem Rücken auf das Pflaster knallte. Sein Schädel machte dabei ein Geräusch wie ein Musketenkolben, den man auf den Boden schlägt. Dem dritten Mann stieß Sharpe den Ellbogen zwischen die Augen. Das alles hatte nur wenige Sekunden gedauert. Der erste Mann starrte Sharpe mit weit aufgerissenen Augen an, als der nun seine Pistole zog und auf den Unterleib des Anführers zielte. Sharpe spannte den Hahn, und das Geräusch hallte bedrohlich in dem Torbogen wider.

Der Mann, dessen Mund noch immer von dem Messer geschlossen gehalten wurde, stellte die Schüssel ab. Dann streckte er zum Zeichen der Kapitulation die Hände aus. »Verpisst euch«, sagte Sharpe auf Englisch, und obwohl die Männer ihn nicht verstanden, gehorchten sie ihm. Langsam wichen sie rückwärts zurück, bis Sharpe die Pistole herunternahm. Dann rannten sie los.

»Mist«, zischte Sharpe. Sein Kopf pochte. Er berührte den Verband und zuckte unwillkürlich vor Schmerz zusammen. Dann bückte er sich und sammelte die Münzen ein, und als er wieder aufstand, da hatte er ganz kurz das Gefühl, ohnmächtig zu werden. Also lehnte er sich an den Torbogen und schaute nach oben, denn das schien den Schmerz zu lindern. Im Schlussstein des Bogens war ein Kreuz eingraviert. Sharpe starrte es an, bis der Schmerz abgeklungen war. Er steckte die Pistole weg. Zum Glück war

es unter dem Torbogen dunkel genug, dass keiner der Passanten sie bemerkt hatte. Sharpe sah Unkraut unter dem Tor, das mit der gleichen Art von altmodischem Vorhängeschloss gesichert war wie das Bootshaus der Marquesa. Das Schloss war völlig verrostet. Sharpe trat wieder auf die Straße hinaus und sah, dass die Fenster des Gebäudes vernagelt waren. Ein Turm ragte aus dem Haus empor, und zwischen dessen Steinen wuchs auch wieder Unkraut. Das Haus stand leer, und es war keine vierzig Schritt von Núñez' Haus entfernt. »Perfekt«, sagte Sharpe laut, und eine Frau, die eine Ziege an einem Seil hinter sich herzog, bekreuzigte sich rasch, denn sie hielt ihn für verrückt.

Es war kurz vor Mittag. Sharpe verbrachte viel Zeit mit der Suche nach einem Kaufmann, wie er ihn brauchte, und als er ihn schließlich fand, musste er erst einmal den dreckigen Mantel und den Hut ausziehen und unter den Arm klemmen, bevor er sich in den Laden trauen konnte. Dort kaufte er dann ein neues Schloss. Es war in England gemacht und hatte Sicherungen, die es Einbrechern erschweren sollten, es einfach so zu knacken. Der Ladenbesitzer berechnete Sharpe zu viel, vermutlich weil er Engländer war, doch Sharpe beschwerte sich nicht. Schließlich war es ja auch nicht sein Geld, das er hier ausgab. Lord Pumphrey hatte es ihm aus der Botschaftskasse gegeben.

Sharpe kehrte zu dem wundersamen Kreuz zurück und setzte sich auf die Stufen vor der Kirche. Er wusste, dass die drei Männer wieder zurückkommen würden – oder zumindest zwei von ihnen –, aber erst wenn sie Verstärkung organisiert hatten, und das würde gut ein, zwei Stunden dauern. Ein Hund roch interessiert an Sharpes eingetauschtem Mantel und pinkelte dann an die Kirchenwand. Frauen kamen und gingen in die Kirche, und die meisten von ihnen warfen kleine Münzen in Sharpes Schüssel. Ein weiterer Bettler, diesmal eine Frau, bearbeitete

die andere Seite der Treppe. Sie versuchte, Sharpe in ein Gespräch zu verwickeln, doch er sagte immer nur *»Madre de Dios«*, und schließlich gab sie ihre Versuche auf, und Sharpe beobachtete weiter das Haus und überlegte, wie er aus dieser Festung etwas stehlen sollte – falls die Briefe denn wirklich dort waren. Das Haus war offensichtlich gut bewacht, und Sharpe nahm an, dass der Haupteingang und die Fenster im Erdgeschoss verbarrikadiert waren. Ein Mönch, der von Haus zu Haus gegangen war, um Spenden zu sammeln, hatte erfolglos an die Tür gehämmert, bis der Priester mit dem kantigen Kinn aus der Gasse gekommen war. Der hatte den Mönch dann angeschrien, er solle verschwinden. Also konnte man die Vordertür wohl tatsächlich nicht öffnen. Die französischen Mörser feuerten noch zweimal, doch keines der Geschosse kam auch nur in die Nähe der Straße, in der Sharpe wartete. Er saß auf den Stufen, bis sich die Menschen zur Siesta zurückzogen, dann schlurfte er zu dem verlassen Gebäude zurück, wo die drei Männer versucht hatten, ihn auszurauben. Er zerschlug das alte Vorhängeschloss mit einem Pflasterstein, zog die Kette heraus und ging hinein.

Sharpe fand sich in einem kleinen Kreuzgang wieder. Ein Teil davon war eingefallen und der Rest wies Brandspuren auf. Auf der einen Seite gab es eine kleine Kapelle. Irgendetwas war durch das Dach geschlagen und hatte alles in ihrem Inneren verbrannt. Eine französische Mörsergranate? Aber soweit Sharpe wusste, verfügten die französischen Geschütze nicht über die Reichweite, um so tief in die Stadt zu schießen, und außerdem waren die Brandspuren kalt. Tatsächlich wuchs sogar schon Schimmel auf dem Ruß, und Unkraut war durch den Boden der Kapelle gebrochen.

Sharpe stieg den Turm hinauf. Die Silhouette der Stadt wurde von ihren Türmen bestimmt. Es waren fast zweihundert, und Sharpe nahm an, dass die Kaufleute einst

von ihnen aus die Schiffe beobachtet hatten, die vom Atlantik hereinkamen. Oder vielleicht waren die ältesten von ihnen schon gebaut worden, als Cadiz noch jung gewesen war, als die Römer eine Garnison auf der Halbinsel gehabt und nach karthagischen Piraten Ausschau gehalten hatten. Dann hatten die Mauren Cadiz erobert und sie hatten nach christlichen Plünderern gesucht, und als die Spanier schließlich die Stadt für sich eingenommen hatten, da hatten sie das Meer nach englischen Freibeutern abgesucht. Sie nannten Sir Francis Drake »El Draco«, und der Drache war auch nach Cadiz gekommen und hatte einen Großteil der Altstadt niedergebrannt. Doch anschließend hatte man die Türme einen nach dem anderen wieder aufgebaut, denn Cadiz hatte es nie an Feinden gemangelt.

Dieser Turm hier war sechs Stockwerke hoch. Den obersten Stock bildete eine überdachte Plattform mit steinerner Balustrade, und Sharpe streckte den Kopf über die Brüstung, vorsichtig, um durch eine plötzliche Bewegung keine unnötige Aufmerksamkeit zu erregen. Er spähte nach Osten und sah, dass er recht gehabt hatte: Das hier war der perfekte Ort, um Núñez’ Haus zu beobachten, das nur knapp fünfzig Schritte entfernt lag und über andere Häuser mit dem aufgegebenen Kloster verbunden war. Und alle hatten sie flache Dächer. Letzteres galt für die meisten Häuser der Stadt. Hier oben genossen die Menschen die Sonne, die nur selten in die tiefen, schmalen Gassen vordrang. Die Kamine warfen schwarze Schatten, und in einem dieser Schatten sah Sharpe den Wachtposten auf Núñez’ Haus. Dort saß ein Mann in dunklem Mantel, die Muskete über die Knie gelegt.

Sharpe beobachtete ihn fast eine Stunde lang, und die ganze Zeit über rührte der Mann sich kaum. Die französischen Mörser hatten ihr Feuer eingestellt, doch weit im Süden und Osten war der Rauch von Geschützfeuer jenseits der Marschen zu sehen, wo sich die französischen Belagerer der kleinen britischen Armee gegenübersahen, die

den Isthmus von Cadiz beschützte. Das Geräusch der Kanonen hallte nur gedämpft herüber wie ferner Donner, und dann verstummte auch das.

Sharpe kehrte wieder auf die Straße zurück. Er schloss das Tor, legte die Kette vor und sicherte sie mit dem neu gekauften Schloss. Den Schlüssel steckte er in die Tasche. Dann ging er nach Südosten, weg von Núñez' Haus. Er hielt das Meer zu seiner Rechten, denn er wusste, dass er so zur Kathedrale gelangen würde, wo er mit Lord Pumphrey verabredet war. Auf dem Weg dachte er an Jack Bullen. Der arme Jack, ein Gefangener, und Sharpe erinnerte sich auch an das Mündungsfeuer aus Vandals Muskete. Da hatte er noch eine Rechnung offen. Sein Kopf schmerzte. Manchmal war der Schmerz so stark, dass ihm schwarz vor dem rechten Auge wurde. Das war seltsam, denn die Verletzung war links.

Sharpe kam zu früh an der Kathedrale an, und so setzte er sich erst einmal auf die Seemauer und beobachtete die großen Wellen aus dem Atlantik, die sich an den Felsen brachen. Eine kleine Gruppe von Männern kletterte über das zerklüftete Riff westlich der Stadt, an dessen Ende sich ein Leuchtturm erhob. Sharpe sah, dass sie irgendwelche Lasten trugen, vermutlich Brennstoff für das Leuchtfeuer. Bei jedem Felsen zögerten sie kurz und sprangen erst, wenn sich das Wasser kurz zurückgezogen hatte.

Eine Uhr schlug fünf, und Sharpe ging wieder zur Kathedrale, die zwar noch nicht fertig war, aber dennoch weit über die kleineren Häuser aufragte. Ihr Dach war halb von Planen verdeckt, sodass man nicht erkennen konnte, wie es einmal aussehen würde. In jedem Fall war es jetzt erst einmal hässlich: graubrauner Stein durchbrochen von ein paar Fenstern, die an Spinnennetze erinnerten, und mit riesigen Gerüsten zugebaut. Der Haupteingang lag an einer schmalen Straße, auf der sich Baumaterial stapelte, und eine elegante Treppe führte zur Tür hinauf. Dort wartete Lord Pumphrey und trieb die Bettler mit seinem Ebenholzstock

zurück. »Himmel, Richard«, begrüßte Seine Lordschaft Sharpe, »wo haben Sie denn diesen Mantel her?«

»Von einem Bettler.«

Lord Pumphrey war nüchtern gekleidet, doch seine dunkle Jacke und der lange schwarze Mantel rochen nach Lavendel. »Und? Hatten Sie einen produktiven Tag?«, fragte er leichthin und bahnte sich mit dem Stock einen Weg durch die Bettler. Schließlich erreichten sie die Tür.

»Vielleicht. Allerdings hängt alles davon ab, ob die Briefe nun bei dieser Zeitung sind oder nicht, nicht wahr?«

»Ich hoffe nach wie vor, dass es nicht so weit kommen wird«, sagte Lord Pumphrey. »Ich hoffe, dass unsere Erpresser mich kontaktieren werden.«

»Das haben sie noch nicht?«

»Nein, noch nicht«, bestätigte Lord Pumphrey. Er tunkte den Finger in die Weihwasserschale und strich sich die Flüssigkeit auf die Stirn. »Ich bin natürlich kein Papist, aber es kann ja nicht schaden, so zu tun. Der letzten Nachricht zufolge sind unsere Gegner bereit, uns die Briefe zu verkaufen, wenn auch zu einem verdammt hohen Preis. Ist das nicht furchtbar?« Die letzte Frage bezog sich auf das Innere der Kathedrale, das Sharpe jedoch keineswegs als furchtbar empfand, sondern lediglich als prachtvoll und riesig. Er blickte ein langes Kirchenschiff entlang, das von hohen Säulen flankiert war. In den Seitenschiffen befanden sich kleine Kapellen mit bunt bemalten Statuen, vergoldeten Altären und Kerzen, die von den Gläubigen angezündet worden waren. »Sie bauen jetzt schon über neunzig Jahre daran«, erklärte Lord Pumphrey, »und wegen des Krieges sind die Arbeiten fast völlig zum Erliegen gekommen. Aber ich nehme an, sie werden sie eines Tages fertig bauen. Hut ab.«

Sharpe nahm den Hut ab. »Haben Sie Sir Thomas geschrieben?«

»Ja, habe ich.« Lord Pumphrey hatte versprochen, Sir Thomas schriftlich zu bitten, dafür zu sorgen, dass die Riflemen auf der Isla de León verblieben und nicht nach Lissabon verschifft wurden. Im Laufe des Tages hatte der Wind auf Süd gedreht, und einige Schiffe waren bereits in Richtung Norden aufgebrochen.

»Heute Abend werde ich meine Männer holen«, sagte Sharpe.

»Sie werden sich in den Ställen einquartieren müssen«, sagte Lord Pumphrey, »und sie müssen so tun, als wären sie Botschaftsdiener. Wir gehen zur Vierung.«

»Zur Vierung?«

»Das ist die Stelle, wo Haupt-und Querschiff aufeinandertreffen. Darunter befindet sich eine Krypta.«

»Wo Plummer gestorben ist?«

»Wo Plummer gestorben ist. Wollten Sie das nicht sehen?«

Am anderen Ende der Kathedrale wurde noch gebaut. Dort, wo eines Tages der Hochaltar und das Allerheiligste stehen würden, gab es nur eine schlichte Ziegelmauer. Die Vierung davor war von gewaltigen Säulen eingerahmt und bildete den höchsten Punkt des Innenraums. Über Sharpe wurde an der Kuppel gearbeitet. Ein paar Männer kletterten auf den Gerüsten herum, die sich um die Säulen wanden und bis zur Basis der Kuppel reichten. Hoch oben hatte man einen Kran in die Gerüste eingebaut, und zwei Männer zogen gerade eine Plattform voller Baumaterial hinauf. »Haben Sie nicht gesagt, die Arbeiten seien eingestellt worden?«, fragte Sharpe.

»Vermutlich reparieren sie da gerade was«, antwortete Lord Pumphrey. Er führte Sharpe an einer Kanzel vorbei, hinter der man einen Torbogen in eine der massiven Säulen gebaut hatte. Eine Treppe führte nach unten. »Dort unten ist Captain Plummer seinem Schöpfer gegenübergetreten.« Lord Pumphrey deutete die Stufen hinab. »Ich würde seinen

Tod ja gern bedauern, aber ich muss sagen, er war ein furchtbarer Kerl. Möchten Sie runter?«

»Natürlich.«

»Ich bezweifle allerdings stark, dass sie diesen Ort noch einmal als Treffpunkt wählen werden«, sagte Seine Lordschaft.

»Das hängt davon ab, was sie wollen.«

»Wie meinen Sie das?«

»Wenn sie uns tot sehen wollen, dann werden sie diesen Ort wählen. Das hat schon einmal funktioniert, warum nicht wieder?«

Sharpe ging voraus und erreichte eine außergewöhnliche Kammer. Sie war kreisrund und hatte eine niedrige, gewölbte Decke. An einem Ende der Kammer stand ein Altar. Drei Frauen knieten vor dem Kruzifix, ließen den Rosenkranz durch ihre Finger gleiten und starrten zu dem Gekreuzigten hinauf. Lord Pumphrey ging auf Zehenspitzen in die Mitte des Raums. Dort angekommen, legte er den Finger auf die Lippen, und Sharpe nahm an, dass Seine Lordschaft Ehrfurcht zeigen wollte, doch stattdessen schlug er mit dem Stock auf den Boden, und das Geräusch hallte laut in der Kammer wider. »Ist das nicht fantastisch?«, fragte Lord Pumphrey. »Fantastisch«, antwortete das Echo ein-, zwei-, dreimal. Eine der Frauen drehte sich um und funkelte Lord Pumphrey böse an, doch Seine Lordschaft lächelte sie nur an und verbeugte sich elegant. »Hier kann man mit sich selbst im Chor singen«, sagte Pumphrey. »Wollen Sie es mal versuchen, Richard?«

Sharpe war mehr an den Gängen interessiert, die aus der Hauptkammer führten. Insgesamt gab es fünf davon. Der mittlere führte in eine weitere Kapelle mit einem Altar, vor dem ebenfalls Kerzen brannten, während sich am Ende der anderen nur dunkle Kavernen verbargen. Sharpe erkundete die nächstgelegene davon und fand einen weiteren Gang,

der von ihr wegführte. Der Gang führte von einer Kaverne zur nächsten, einmal um die Hauptkammer herum. »Das sind wirklich clevere Bastarde, nicht wahr?«, bemerkte er Lord Pumphrey gegenüber, der ihm gefolgt war.

»Clever?«

»Plummer ist in der Mitte der großen Kammer gestorben, stimmt's?«

»In jedem Fall hat man da Blut gefunden. Wenn Sie genau hinschauen, können Sie es immer noch sehen.«

»Und die Bastarde müssen in diesen Nebenkammern gewartet haben. Und man kann nie sagen, wo genau sie sind, denn sie können einmal komplett herum. Es gibt nur einen Grund, warum man sich mit jemandem an so einem Ort treffen sollte: Das ist die reinste Mördergrube. Sie sind derjenige, der mit den Bastarden verhandelt. Sagen Sie ihnen, wir würden uns nur an einem öffentlichen Ort mit ihnen treffen – bei Tag.«

»Wir haben wohl Grund, ihnen gegenüber ein wenig Nachsicht zu zeigen, nicht andersherum.«

»Was auch immer das heißen mag …«, erwiderte Sharpe. »Von wie viel Geld reden wir eigentlich?«

»Von mindestens tausend Guineas. Mindestens. Vermutlich wesentlich mehr.«

»Verdammte Scheiße!«, sagte Sharpe und lachte freudlos. »Das wird den Botschafter lehren, sich seine Frauen in Zukunft besser auszusuchen.«

»Henry hat die dreihundert Guineas bezahlt, die Plummer verloren hat«, sagte Pumphrey, »er kann sich das auch leisten. Der, der ihm die Frau gestohlen hat, musste ihm ein Vermögen dafür zahlen. Doch nun ist es das Geld der Regierung.«

»Warum?«

»Weil das Ganze nach der Veröffentlichung des ersten Briefs zu einem politischen Problem geworden ist. Hier geht es nicht länger um Henrys unglückliche Wahl seiner Bettgefährtin, sondern um die britische Spanienpolitik. Vielleicht war das ja auch der Grund, warum sie den Brief überhaupt erst veröffentlicht haben. Das hat den Preis in die Höhe getrieben und die Börse Seiner Majestät geöffnet. Wenn das ihr Motiv war, dann muss ich sagen: verdammt clever.«

Sharpe kehrte in die Hauptkammer zurück. Er stellte sich vor, wie hier überall Feinde versteckt waren, Feinde, die sich durch den versteckten Gang bewegten, Feinde, die jederzeit aus einer anderen Richtung kommen konnten. Plummer und seine Männer hatten wie Ratten in der Falle gesessen. »Nehmen wir einmal an, sie verkaufen Ihnen die Briefe«, sagte er. »Was sollte sie dann davon abhalten, Kopien anzufertigen und sie trotzdem zu veröffentlichen?«

»Sie werden sich verpflichten, das nicht zu tun. Das ist eine unsere unverhandelbaren Forderungen.«

»Das ist doch Unsinn«, erklärte Sharpe verächtlich. »Sie haben es hier nicht mit anderen Diplomaten zu tun, sondern mit Kriminellen!«

»Ich weiß, Richard«, sagte Pumphrey, »ich weiß. Das ist alles äußerst unbefriedigend, aber wir müssen unser Bestes tun und darauf vertrauen, dass wir ein ehrbares Geschäft abschließen.«

»Sie meinen, sie *hoffen* darauf.«

»Ist das schlecht?«

»Mylord, in der Schlacht muss man immer mit dem Schlimmsten rechnen. Darauf muss man sich vorbereiten. Wo ist die Frau?«

»Welche Frau?«

»Caterina Blazquez. So heißt sie doch, oder? Wo ist sie?«

»Ich habe keine Ahnung«, antwortete Pumphrey distanziert.

»Ist sie Teil davon?«, verlangte Sharpe mit Nachdruck zu wissen. »Will sie Geld?«

»Ihr sind die Briefe gestohlen worden!«

»Zumindest behauptet sie das.«

»Sie sind ein sehr misstrauischer Mensch, Richard.«

Sharpe erwiderte nichts darauf. Er mochte es nicht, dass Pumphrey ihn stets mit Vornamen ansprach. Das suggerierte mehr als nur Vertrautheit. Es führte ihm jedes Mal vor Augen, dass er zwar geschätzt wurde, gesellschaftlich aber auch weit unter seinem Gegenüber stand. Es war herablassend, und es war falsch. Pumphrey mochte ja gern einen Eindruck von Gelassenheit und Frivolität vermitteln, doch Sharpe wusste, dass in dem elegant frisierten Kopf ein messerscharfer Verstand wohnte. Lord Pumphrey war in der Dunkelheit daheim und wusste nur allzu gut, dass es die verborgenen Motive waren, die den Lauf der Welt bestimmten. »Pumps«, sagte er und wurde dafür mit einem kaum wahrnehmbaren Zucken der Augenbrauen belohnt, »Sie wissen verdammt gut, dass sie uns betrügen werden.«

»Und genau deshalb habe ich ja auch nach Ihnen gefragt, Captain Sharpe.«

Das war schon besser. »Wir wissen nicht mit Sicherheit, dass die Briefe im Haus der Zeitung sind, nicht wahr?«

»Nein.«

»Aber wenn sie uns hintergehen – was sie tun werden –, dann werde ich mich um sie kümmern müssen. Was genau ist das Ziel, Mylord? Soll ich sie stehlen oder nur dafür sorgen, dass sie nicht veröffentlicht werden?«

»Die Regierung Seiner Majestät hätte gern beides.«

»Und die Regierung Seiner Majestät wird mich auch bezahlen, korrekt? Zehn Schilling und Sixpence pro Tag,

abzüglich vier Schilling und Sixpence für Kost und Logis.«

»Ich bin sicher, dass der Botschafter Sie entlohnen wird«, erklärte Lord Pumphrey steif.

Sharpe schwieg. Er trat in die Mitte der Kammer, wo er getrocknetes Blut zwischen den Pflastersteinen sehen konnte. Er trat mit dem Fuß auf den Boden und lauschte dem Echo. *Lärm*, dachte er, *Lärm und Kugeln*. *Erschreck die Bastarde zu Tode.* Aber vielleicht hatte Pumphrey ja recht. Vielleicht wollten sie die Briefe ja wirklich verkaufen, doch wenn sie erneut die Krypta als Ort für die Übergabe auswählten, dann musste Sharpe davon ausgehen, dass sie sowohl die Briefe als auch das Gold wollten. Er stieg wieder in die Kathedrale hinauf, und Lord Pumphrey folgte ihm. In der improvisierten Ziegelmauer war eine Tür. Sharpe versuchte, sie zu öffnen. Sie glitt problemlos auf. Dahinter warteten Stapel von Baumaterial darauf, dass die Arbeiten wieder aufgenommen wurden. »Und? Haben Sie genug gesehen?«, fragte Lord Pumphrey.

»Beten Sie einfach, dass sie sich nicht mit uns in der Krypta treffen wollen«, antwortete Sharpe.

»Und wenn doch?«

»Beten Sie einfach«, sagte Sharpe, denn er hatte noch nie einen Ort gesehen, der so ideal für einen Hinterhalt war.

Schweigend gingen sie durch die schmalen Straßen. Am anderen Ende der Stadt explodierte eine Mörsergranate, und einen Augenblick später läutete jede Glocke der Stadt. Sharpe fragte sich, ob das wohl ein Feueralarm war. Dann sah er, dass alle auf der Straße stehen geblieben waren. Männer nahmen ihre Hüte ab und senkten die Köpfe. »Die *Oraciones*«, sagte Lord Pumphrey und tat es den Männern gleich.

»Die was?«

»Das ist die Zeit des Abendgebets.« Als das Läuten aufhörte, bekreuzigten sich die Menschen. Sharpe und

Pumphrey gingen weiter, mussten aber kurz vor einem Geschäft zurückweichen, um Platz für drei Männer zu machen, die riesige Mengen Feuerholz auf den Rücken trugen. »Das wird alles importiert«, sagte Lord Pumphrey.

»Das Holz?«

»Vom Festland können wir es ja wohl kaum holen, oder? Also wird es per Schiff von den Balearen oder den Azoren gebracht. Im Winter ist Kochen und Heizen verdammt teuer in Cadiz. Glücklicherweise bekommt die Botschaft Kohle aus der Heimat.«

Feuerholz und Kohle. Sharpe schaute den Männern hinterher, bis sie verschwunden waren. Er hatte eine Idee. Es gab doch eine Möglichkeit, den Botschafter zu retten, wenn die Bastarde die Briefe nicht verkauften. Eine Möglichkeit zu gewinnen.

Padre Salvador Montseny ignorierte die beiden Männer, die die Druckerpresse bedienten, doch die waren sich seiner nur allzu sehr bewusst. Die Ruhe des Priesters hatte etwas unglaublich Bedrohliches an sich. Der Arbeitgeber der beiden Männer, Eduardo Núñez, hatte Montseny in die Druckerei gebracht. Er saß in einem Sessel in der Ecke und rauchte eine Zigarre, während Montseny den Raum erkundete. »Sie haben gute Arbeit geleistet«, erklärte Montseny.

»Nur, dass wir jetzt nichts mehr sehen können.« Núñez deutete auf die rechteckigen, zugemauerten Öffnungen, wo einst zwei Fenster gewesen waren. »Das Licht war auch so schon schlecht genug. Jetzt arbeiten wir im Dunkeln.«

»Sie haben doch Laternen«, bemerkte Padre Salvador.

»Aber die Arbeit ist äußerst delikat«, sagte Núñez und nickte zu seinen beiden Männern. Einer von ihnen färbte gerade die Druckplatte mit einem Ball aus Schafshaut ein, während der andere das Papier zurechtschnitt.

»Dann müssen Sie eben sorgfältiger arbeiten«, erklärte Montseny genervt. Er war zufrieden. Der Keller, wo die beiden Druckergesellen lebten, war nur durch eine Falltür im Boden der Druckerei zugänglich, und in die Druckerei selbst, die fast das gesamte Erdgeschoss einnahm, konnte man jetzt nur noch durch die Tür am Hof gelangen. Im ersten Stock wiederum befand sich ein Lagerraum voller Tinte und Papier, und den Zugang bildete eine offene Treppe neben der Falltür. Im zweiten und dritten Stock lag Núñez' Wohnung, und Montseny hatte die Treppe verbarrikadieren lassen, die auf das Flachdach führte. Rund um die Uhr saß ein Wachtposten auf dem Dach, der seinen Posten über eine Leiter auf dem Balkon von Núñez' Schlafzimmer erreichte. Núñez gefiel das alles nicht, aber er wurde gut mit englischem Gold bezahlt.

»Glauben Sie wirklich, dass man uns angreifen wird?«, fragte er den Priester.

»Ich hoffe doch, dass man Sie angreifen wird«, erwiderte Montseny.

Núñez bekreuzigte sich. »Warum das denn, Padre?«

»Weil die Männer des Admirals dann unsere Feinde töten werden«, antwortete Montseny.

»Wir sind keine Soldaten«, wandte Núñez nervös ein.

»Wir sind alle Soldaten«, widersprach ihm Montseny, »die für ein besseres Spanien kämpfen.«

Montseny verfügte über neun Mann, die die Druckerpresse bewachten. Sie hatten sich im Lagerraum häuslich eingerichtet und kochten ihre Mahlzeiten im Hof neben der Latrine. Sie waren alle stark wie Ochsen, mit riesigen Händen, die von Jahren der Arbeit in der geteerten Takelage von Kriegsschiffen fleckig geworden waren, und sie waren mit allen möglichen Waffen vertraut und bereit, für ihren König, ihr Land und ihren Admiral zu töten.

Neben der Druckerei gab es noch einen zweiten, kleineren Raum im Erdgeschoss. Das war Núñez’ Büro, ein Raum voller alter Rechnungen, Papiere und Bücher, doch Montseny hatte Núñez hinausgeworfen und ihn durch eine Kreatur ersetzt, die ihm der Admiral zur Verfügung gestellt hatte. Und es war eine elende Kreatur, eine jammernde, vor Tabakqualm stinkende und versoffene Entschuldigung von einem Mann, ein Schreiber. Benito Chavez war fett, nervös, mürrisch und großspurig. Er hatte sich seinen Lebensunterhalt damit verdient, Kommentare für die unterschiedlichsten Zeitungen zu schreiben, doch als Spanien immer kleiner wurde, war ihm schließlich nur noch der *El Correo de* Cádiz geblieben. Wenigstens hatte man ihm versprochen, ihn gut zu bezahlen. Er drehte den Kopf, als Montseny die Tür öffnete.

»Fantastisch«, sagte er, »einfach fantastisch.«

»Sind Sie betrunken?«

»Wie kann ich denn betrunken sein? Hier gibt es doch nichts! Nein, ich meine die Briefe!« Chavez kicherte. »Sie sind einfach fantastisch. Hören Sie! ›Ich kann es gar nicht erwarten, deinen …‹«

»Ich habe die Briefe gelesen«, unterbrach Montseny ihn kalt.

»Leidenschaft! Zärtlichkeit! Lust! Er schreibt gut.«

»Sie schreiben besser.«

»Natürlich tue ich das, natürlich. Aber ich würde dieses Mädchen gern mal kennenlernen.« Chavez drehte den Brief in seiner Hand. »Diese Caterina.«

»Und Sie glauben, sie würde Sie auch kennenlernen wollen?«, fragte Montseny. Benito Chavez war fett, ungepflegt, und Tabakreste hingen in seinem grauen Bart. Neben ihm stand ein Eimer, und der war fast bis oben hin voll mit Asche und Zigarrenstummeln. Auf einer Untertasse lagen zwei halb gerauchte Zigarren. »Caterina Blazquez«, sagte Montseny, »bedient nur die edelsten Kunden.«

»In jedem Fall weiß sie ganz genau, was sie auf der Matratze tun muss«, bemerkte Chavez und ignorierte Montsenys unverhohlene Verachtung.

»Machen Sie einfach Ihre Arbeit«, sagte Montseny, »und fertigen Sie die Kopien an.«

»Kopien sind unnötig«, sagte Chavez. »Ich werde einfach alles umschreiben, dann können wir es auf einmal drucken.«

»Alles zugleich?«

Chavez nahm eine der Zigarren von der Untertasse, zündete sie an einer Kerze an und kratzte sich dann den fetten Bauch. »Unsere Junta«, erklärte er, »wird mit britischem Geld finanziert. Die Engländer versorgen auch unsere Armee mit Musketen, und sie geben uns Pulver für die Geschütze auf der Stadtmauer. Die Engländer haben eine Armee auf der Isla de León, die die Stadt beschützt. Ohne England, Padre, gäbe es kein Cadiz. Wenn wir die Engländer genug ärgern, dann werden sie die Junta davon überzeugen, die Zeitung zu schließen, und was würden uns dann die Briefe nutzen? Deshalb müssen wir all unsere Munition auf einmal abfeuern! Wir müssen ihnen eine Salve verpassen, die sie auf einen Schlag erledigen wird. All die Briefe, all die Leidenschaft, all der Schweiß auf diesen Blättern, all die Lügen, die ich schreiben werde, alles auf einmal! Wir müssen sie mit einer einzigen Ausgabe vernichten, dann ist es egal, ob sie die Zeitung schließen oder nicht.«

Montseny starrte den elenden Kerl an. Das ergab sogar Sinn. »Aber wenn sie die Zeitung schließen«, warf er ein, »dann werden wir auch keine Briefe mehr haben.«

»Aber es gibt noch andere Briefe«, erklärte Chavez enthusiastisch. »Hier.« Er kramte in seinen Papieren herum. »Da steht etwas vom letzten Brief Seiner Exzellenz, und den haben wir nicht. Ich nehme an, diese wunderbare Kreatur hat noch mehr, nicht wahr?«

»Ja, hat sie.«

»Dann besorgen Sie sie«, sagte Chavez, »oder lassen Sie es, ganz wie Sie wollen. Es ist egal. Ich bin Journalist, Padre. Dinge zu erfinden ist mein Beruf.«

»Sie alle auf einmal veröffentlichen …«, dachte Montseny laut.

»Ich brauche eine Woche«, sagte Chavez. »In der Zeit werde ich umschreiben, übersetzen und erfinden. Wir werden sagen, die Engländer planen, den Rebellen in Venezuela Musketen zu verkaufen und ihre protestantische Häresie in Cadiz zu verbreiten.« Er hielt kurz inne und zog an seiner Zigarre. »Und wir werden sagen«, fuhr er bedächtiger fort, »dass sie Friedensverhandlungen mit Frankreich führen, um Portugal von Spanien unabhängig zu machen. Das dürfte reichen. Geben Sie mir zehn Tage.«

»Zehn?«, schnaubte Montseny. »Sie haben fünf.«

Ein listiger Ausdruck schlich sich auf Chavez' breites Gesicht. »Mit Brandy würde ich besser arbeiten, Padre.« Er deutete auf den leeren Herd. »Und es ist ziemlich kalt hier drin.«

»Nach fünf Tagen, Chavez«, sagte Montseny, »werden Sie Ihr Gold bekommen. Dann können Sie sich so viel Brandy und Holz kaufen, wie Sie wollen. Bis dahin arbeiten Sie.« Er schloss die Tür. Er konnte den Sieg schon förmlich riechen.

Der frisch aufgekommene Südwind hatte ein Dutzend Schiffe auf die Reise nach Portugal geschickt, und Sergeant Noolan und seine Männer waren weg. Sie waren an Bord einer Schaluppe befohlen worden, die Kurierfahrten nach Lissabon unternahm, doch Lord Pumphreys Brief an Sir Thomas Graham hatte gereicht, um Sharpes Riflemen auf der Isla de León festzuhalten. An diesem Abend schaute Sharpe bei den Zelten nach ihnen. Er hatte wieder die Uniform angezogen, sich ein Pferd von der Botschaft geliehen, und als er das Lager erreichte, war es bereits

dunkel, und Harper versuchte gerade, ein sterbendes Feuer wieder anzufachen. »Da in der Flasche ist Rum, Sir«, sagte Harper und nickte zu einer Steingutflasche neben dem Zelteingang.

»Wo sind die anderen?«, fragte Sharpe.

»Da, wo ich auch in zehn Minuten sein werde: in einem Gasthaus, Sir. Wie geht es Ihrem Kopf?«

»Er pocht.«

»Halten Sie den Verband auch immer schön feucht, wie der Arzt gesagt hat?«

»Das habe ich vergessen.«

»Sergeant Noolan und seine Männer sind weg«, berichtete Harper. »Sie haben ein Boot nach Lissabon genommen, aber wir müssen noch bleiben, stimmt's?«

»Aber nicht lange«, sagte Sharpe. Unbeholfen ließ er sich aus dem Sattel gleiten und fragte sich, was zum Teufel er jetzt mit dem Pferd machen sollte.

»Aye, wir haben entsprechende Befehle von Lieutenant General Sir Thomas Graham bekommen«, sagte Harper, »höchstpersönlich sogar. Lord William Russell hat sie uns überbracht. Das ist auch nicht schlecht, würde ich sagen.« Er schaute Sharpe fragend an.

»Wir haben einen Auftrag, Pat«, sagte Sharpe. »Es gibt da ein paar Bastarde in der Stadt, denen man die Fresse polieren muss.«

»Einen Auftrag, hm?« In Harpers Stimme war ein Hauch von Widerwillen zu hören.

»Denkst du an Joana?«

»Ja, Sir.«

»Es sind nur ein paar Tage, Pat, und wir könnten sogar was dabei verdienen.« Sharpe war der Gedanke gekommen, dass Lord Pumphrey womöglich recht hatte und dass Henry

Wellesley sie vermutlich wirklich großzügig entlohnen würde, sollten sie ihm die Briefe beschaffen. Er beugte sich über das Feuer und wärmte sich die Hände. »Wir müssen euch Zivilkleidung besorgen. Dann könnt ihr für ein, zwei Tage nach Cadiz, und anschließend gehen wir nach Hause. Joana wird schon auf dich warten.«

»Das will ich doch hoffen. Was machen Sie eigentlich mit dem Pferd, Sir? Es geht weg.«

»Verdammte Scheiße«, knurrte Sharpe und holte das Tier zurück. »Ich werde es in Sir Thomas' Quartier bringen. Dort gibt es sicher Ställe. Außerdem will ich sowieso zu ihm. Ich muss ihn um einen Gefallen bitten.«

»Ich komme mit, Sir«, sagte Harper. Er ließ das Feuer Feuer sein, und Sharpe erkannte, dass Harper nur auf ihn gewartet hatte. Der große Ire holte die beiden Gewehre und den Rest seiner Ausrüstung aus dem Zelt. »Wenn ich irgendetwas hierlasse, Sir, dann werden diese Bastarde es klauen. Diese Armee besteht nur aus dreimal verdammten Dieben.« Harper war jetzt schon glücklicher, doch nicht weil Sharpe wieder zurückgekehrt war, sondern weil sein Offizier sich daran erinnert hatte, ihn nach Joana zu fragen. »So – was für eine Aufgabe ist das nun, Sir?«

»Wir sollen etwas stehlen.«

»Gott schütze Irland. Und dafür brauchen sie ausgerechnet uns? Das ganze Lager ist voll von Dieben!«

»Sie wollen einen Dieb, dem sie vertrauen können«, sagte Sharpe.

»Ja, das ist wohl ein wenig schwerer. Lassen Sie mich das Pferd führen, Sir.«

»Ich muss mit Sir Thomas reden«, sagte Sharpe und gab Harper die Zügel, »dann werden wir zu den anderen gehen. Ich könnte auch einen Drink vertragen.«

»Sie werden feststellen, dass Sir Thomas sehr beschäftigt ist, Sir. Sie flattern schon den ganzen Abend wie die Hühner herum. Da braut sich was zusammen.«

Sie gingen in die kleine Stadt. Die Straßen von San Fernando waren wesentlich breiter als die Gassen von Cadiz und die Häuser niedriger. Lampen brannten an einigen Ecken, und Licht strömte aus den Schenken, wo die britischen und portugiesischen Soldaten unter dem wachsamen Blick der allgegenwärtigen Militärpolizisten tranken. San Fernando war zu einer Garnisonsstadt geworden, zum Heim für fünftausend Männer, die den Isthmus von Cadiz bewachten. Sharpe fragte einen der Polizisten, wo sich Sir Thomas' Quartier befand, und der deutete eine Straße hinunter, die zum Kai am Übergang zwischen Isthmus und Insel führte. Zwei große Fackeln flackerten vor dem Hauptquartier und warfen ihr Licht auf eine Gruppe aufgeregter Offiziere. Sir Thomas war einer von ihnen. Er stand auf der Türschwelle, und es war klar, dass Harper recht gehabt hatte. Irgendetwas braute sich zusammen, und der General hatte alle Hände voll zu tun. Er gab Befehle, doch dann sah er Sharpe und rief ihn zu sich. »Sharpe!«

»Sir?«

»Guter Mann! Wollen Sie mitkommen? Guter Mann! Willie, kümmern Sie sich um ihn.« Mehr sagte Sir Thomas nicht. Stattdessen wandte er sich brüsk ab und marschierte mit einem halben Dutzend Offiziere zu den Kais an der kleinen Bucht.

Lord William Russell drehte sich zu Sharpe um. »Sie kommen mit?«, sagte Lord William. »Sehr gut!«

»Mitkommen? Wohin denn?«, fragte Sharpe.

»Zur Froschjagd natürlich.«

»Brauche ich ein Pferd dafür?«

»Grundgütiger, nein – es sei denn, es kann schwimmen.«

»Kann ich dann meins hier in den Stall stellen?«

»Pearce!«, rief Lord William. »Pearce!«

»Hier, Euer Lordschaft, hier – immer da, immer korrekt, Euer Lordschaft.« Ein krummbeiniger Kavallerist, der alt genug war, um Lord Williams Vater zu sein, trat aus einer Gasse neben dem Hauptquartier. »Euer Lordschaft hat Euer Lordschafts Säbel vergessen.«

»Grundgütiger, habe ich? Dann bin ich dir wohl zu Dank verpflichtet, Pearce.« Lord William nahm den Säbel und steckte ihn in die Scheide. »Kümmere dich um Captain Sharpes Hottehü, Pearce. Braver Mann. Bist du sicher, dass du uns nicht begleiten willst?«

»Ich muss Euer Lordschaft Frühstück machen.«

»In der Tat, Pearce, in der Tat. Beefsteak, hoffe ich.«

»Darf ich Euer Lordschaft eine gute Jagd wünschen?«, fragte Pearce und schnipste ein Staubkorn von Lord Williams Epauletten.

»Das ist außerordentlich freundlich von dir, Pearce, danke. Kommen Sie, Sharpe. Wir dürfen nicht trödeln. Wir müssen die Flut erwischen!« Lord William lief Sir Thomas in leichtem Trab hinterher. Amüsiert folgten ihm Sharpe und Harper über eine lange Mole. Im Mondlicht sah Sharpe Rotröcke in Boote steigen. General Graham trug schwarze Stiefel, eine schwarze Hose, einen roten Rock und einen schwarzen Dreispitz. Er hatte ein Claymore, das berüchtigte schottische Breitschwert, am Gürtel und sprach mit einem Navyoffizier, hielt jedoch lange genug inne, um Sharpe noch einmal zu begrüßen. »Guter Mann! Wie geht es Ihrem Kopf?«

»Ich werde es überleben, Sir.«

»So lobe ich mir das! Und das ist unser Boot. Steigen Sie ein.«

Das Boot war ein großer Leichter mit kaum Tiefgang und wurde von knapp zwanzig Seeleuten mit langen Riemen

angetrieben. Bis zu dem breiten Achterdeck war es nur ein kurzer Weg. Der Lagerraum des Bootes war mit grinsenden Rotröcken gefüllt. »Was zum Teufel machen wir hier eigentlich?«, verlangte Harper zu wissen.

»Ich habe nicht die geringste Ahnung«, antwortete Sharpe, »aber ich muss mit dem General sprechen, und eine bessere Gelegenheit werde ich wohl nicht bekommen.«

Achtern lagen vier weitere Leichter, und alle füllten sich nach und nach mit Rotröcken. Ein Pionieroffizier warf eine Luntenrolle in das hinterste Boot, dann trugen Männer Pulverfässer in den Laderaum. Lord William Russell sprang neben Sharpe, während General Graham, der nun fast allein auf dem Kai war, die Reihe der Leichter entlangging. »Dass mir hier keiner raucht, Jungs!«, rief er. »Die Franzosen dürfen kein Licht sehen, nur weil ihr glaubt, eine rauchen zu müssen! Und kein Lärm! Und stellt sicher, dass eure verdammten Musketen nicht gespannt sind! Genießt die Fahrt! Viel Spaß euch allen!« Das wiederholte er für die Männer in jedem einzelnen Boot, dann stieg er in den vordersten Leichter. Das geräumte Achterdeck bot Platz für ein Dutzend Offiziere. Sie konnten dort stehen oder sitzen, und der Rudergänger hatte noch immer Platz genug, um seine Arbeit zu tun. »Diese Gauner«, sagte Sir Thomas zu Sharpe und deutete auf die Rotröcke, die im Laderaum kauerten, »sind vom 87th. Das seid ihr doch, Jungs, oder? Verdammte irische Rebellen!«

»Ja, das sind wir, Sir!«, antworteten ihm zwei der Männer.

»Sie werden diesseits der Hölle keine besseren Soldaten finden als die hier«, sagte Sir Thomas laut genug, dass die Iren ihn hören konnten. »Ich freue mich, Sie dabei zu haben, Sharpe.«

»Jaja, aber bei *was* sind wir dabei, Sir?«

»Das wissen Sie nicht? Warum sind Sie dann hier?«

»Ich wollte Sie eigentlich nur um einen Gefallen bitten, Sir.«

Sir Thomas lachte. »Und ich dachte, Sie wollten sich uns anschließen! Aber wie auch immer, Ihr Gefallen muss warten, Sharpe. Wir haben zu arbeiten.«

Die Leichter hatten abgelegt und wurden nun in einen Kanal gerudert, der durch die Marschen am Rand der Isla de León führte. Nördlich und östlich vor Sharpe war schwach die niedrige schwarze Silhouette der Halbinsel von Trocadero zu sehen. Lichtschimmer verriet, wo sich die französischen Forts befanden. Lord William erzählte Sharpe, dass es insgesamt drei waren. Das am weitesten von der Isla de León entfernte war das Fort von Matagorda, welches wiederum am nächsten an Cadiz gelegen war. Es war sein riesiger Mörser, der die größten Schäden in der Stadt anrichtete. Südlich davon lag Fort San José und noch weiter südlich und am nächsten an der Isla de León Fort San Luis. »Was wir vorhaben, ist Folgendes«, erklärte Lord William. »Wir werden an San Luis vorbeirudern und zu dem Fluss dahinter fahren. Die Flussmündung ist eine kleine Bucht, und sobald wir in dieser Bucht sind, Sharpe, sind wir mitten zwischen San Luis und San José. Von beiden Seiten flankiert sozusagen.«

»Und was ist in dieser Bucht?«

»Fünf verdammt große Feuerflöße«, antwortete Sir Thomas, der Sharpes Frage mitgehört hatte. »Die Bastarde warten nur noch auf einen frischen Nordwind, um sie auf unsere Flotte loszulassen. Das dürfen wir nicht zulassen.« Die Flotte bestand größtenteils aus kleinen Küstenkähnen und ein paar größeren Handelsschiffen. Sie war zusammengeführt worden, um Grahams Männer und General Lapenas spanische Armee in Richtung Süden zu bringen. Dort würden sie dann anlanden und nach Norden marschieren, um die Belagerungslinien von hinten anzugreifen. »Wir wollen die Flöße heute Nacht verbrennen«, fuhr Sir Thomas

fort. »Es wird bis nach Mitternacht dauern, bis wir dort sind. Würden Sie dem 87th eventuell die Ehre erweisen und mit ihm kämpfen?«

»Es wäre mir eine Freude, Sir.«

»Major Gough! Haben Sie Captain Sharpe schon kennengelernt?«

Ein schattenhafter Offizier erschien neben Sir Thomas. »Nein, Sir«, antwortete Gough, »aber ich erinnere mich an Sie von Talavera, Sharpe.«

»Sharpe und sein Sergeant ersuchen um das Privileg, heute Nacht mit Ihren Jungs kämpfen zu dürfen, Hugh«, sagte Sir Thomas.

»Sie sind uns von Herzen willkommen, Sir.« Gough sprach mit leichtem irischem Akzent.

»Aber warnen Sie Ihre Männer bitte, dass sie zwei Riflemen dabei haben«, sagte Sir Thomas. »Wir wollen doch nicht, dass Ihre Beutelschneider zwei Helden abknallen, die einen französischen Adler erbeutet haben. So, Sharpe – Major Gough wird mit seinen Jungs am Südufer der Bucht landen. Dort gibt es ein paar Wachen, aber um die werden wir uns rasch kümmern. Ich nehme an, dann werden die Franzosen Entsatz aus San Luis schicken, und dann wird es interessant.«

Sir Thomas' Plan war, mit zwei Leichtern am Südufer zu landen und mit zwei weiteren im Norden. Die Männer würden an Land gehen, die französischen Wachtposten vertreiben und die Bucht dann gegen zu erwartende Gegenangriffe verteidigen. In der Zwischenzeit würde der fünfte Leichter mit den Pionieren zu den Feuerflößen fahren, die ein kleines Stück flussaufwärts von den beiden französischen Lagern lagen, die Kontrolle über sie übernehmen und die Sprengladungen legen. »Das wird aussehen wie am 5. November. Guy Fawkes wäre stolz auf uns«, bemerkte Sir Thomas fröhlich.

Sharpe machte es sich auf dem Deck bequem. Lord William Russell brachte ihnen kalte Wurst und eine Flasche Wein. Die Wurst war in Scheiben geschnitten, und die Flasche wurde herumgereicht, während sich der Leichter langsam, aber stetig durch die Wellen kämpfte. Ein Spanier stand neben dem Rudergänger. »Das ist unser Führer«, erklärte Sir Thomas. »Ein Fischer. Ein guter Kerl.«

»Und er hasst uns nicht, Sir?«, fragte Sharpe.

»Uns hassen?«

»Ich höre ständig, wie sehr die Spanier uns hassen, Sir.«

»Er hasst die Franzosen. Genau wie ich, Sharpe. Wenn es eine Konstante in diesem Tal der Tränen gibt, Sharpe, dann ist das der Hass auf die Franzosen«, erklärte Sir Thomas voller Leidenschaft. »Ich nehme doch an, Sie hassen die Franzosen auch, oder, Sharpe?«

Sharpe hielt kurz inne. Hass? Er war nicht sicher, ob er sie wirklich *hasste*. »Ich mag die Bastarde nicht, Sir«, antwortete er.

»Ich früher schon«, sagte Sir Thomas.

»Früher schon?« Sharpe war verwirrt.

»Ich habe sie einmal gemocht«, sagte Sir Thomas. Der General schaute nach vorn und zu den kleinen Lichtern auf den Wällen der Forts. »Ja, ich habe sie gemocht, Sharpe. Ich habe mich über ihre Revolution gefreut. Ich habe geglaubt, dass sei ein Neubeginn für die Menschheit. Freiheit! Gleichheit! Brüderlichkeit! Ich habe an all diese Dinge geglaubt, und ich glaube immer noch an sie, aber jetzt hasse ich die Franzosen. Ich hasse sie seit dem Tag, an dem meine Frau gestorben ist, Sharpe.«

Sharpe war dieses Gespräch ein wenig unangenehm, genau wie am Abend zuvor, als der Botschafter ihm seine dummen Liebesbriefe an eine Hure gestanden hatte. »Das tut mir leid, Sir«, murmelte er.

»Das war vor neunzehn Jahren«, erzählte Sir Thomas. Sharpes Mitgefühl schien er gar nicht zu bemerken, »vor der Südküste Frankreichs. Meine geliebte Mary ist am 26. Juni 1792 gestorben. Wir haben ihren Leichnam an Land gebracht und in einen Sarg gelegt. Es war mein Wunsch, sie in Schottland beizusetzen, und so haben wir eine Bark angeheuert, die uns nach Bordeaux bringen sollte, wo wir hofften, ein Schiff nach Hause zu finden. Und kurz vor Toulouse, Sharpe«, die Stimme des Generals verwandelte sich in ein Knurren, »kurz vor Toulouse hat eine wilde, halb betrunkene Meute von Franzosen darauf bestanden, die Bark zu durchsuchen. Ich habe ihnen meine Papiere gezeigt und sie angefleht, ein wenig Respekt zu zeigen, doch sie haben mich ignoriert, Sharpe. Sie haben die Uniform Frankreichs getragen, und sie haben den Sarg aufgerissen und meine geliebte Mary in ihrem Leichentuch belästigt, und seit diesem Tag, Sharpe, habe ich mein Herz vor ihrer verdammten Rasse verschlossen. Ich bin zur Armee gegangen, um Rache zu nehmen, und ich bete täglich zu Gott, dass ich noch lange genug leben werde, um zu sehen, wie auch der letzte Franzose auf dieser Erde stirbt.«

»Amen«, sagte Lord William Russell.

»Und heute Nacht«, fuhr Sir Thomas mit sichtlicher Freude fort, »werde ich noch ein paar mehr von ihnen töten. Für meine Mary.«

»Amen«, sagte Sharpe.

Von Westen wehte ein leichter Wind. Er trieb winzige Wellen in die Bucht von Cadiz, über die die fünf Leichter langsam, aber stetig fuhren. Es war nicht wirklich kalt, sondern nur ein wenig kühl. Dennoch wünschte Sharpe, er hätte seinen Mantel mitgenommen. Fünf Meilen nördlich und zu seiner Linken funkelten die Lichter von Cadiz auf den weißen Mauern, sodass sich die Stadt als bleicher Streifen vor dem Meer und dem Himmel abhob, während im Westen, vielleicht eine Meile entfernt, gelbes Laternenlicht aus den

Heckfenstern der vor Anker liegenden Schiffe fiel. Doch hier, mitten in der Bucht, da gab es kein Licht, sondern nur das Platschen der schwarz gestrichenen Riemen. »Es wäre schneller gewesen«, durchbrach Sir Thomas die lange Stille, »von der Stadt aus zu fahren, aber wenn wir die Leichter an den Kais der Stadt beladen hätten, dann hätten die Franzosen gewusst, dass wir kommen. Deshalb habe ich Ihnen gestern Abend auch nichts von diesem kleinen Ausflug erzählt, Sharpe. Hätte ich unseren Plan auch nur mit einem Wort erwähnt, dann hätten die Franzosen zum Frühstück gewusst, was wir vorhaben.«

»Sie glauben, dass sie Spione in der Botschaft haben, Sir?«

»Sie haben überall Spione, Sharpe. Die ganze Stadt ist voll von ihnen. Sie bringen ihre Nachrichten auf Fischerbooten raus. Die Bastarde wissen bereits, dass wir eine Armee schicken, um ihre Belagerungslinien anzugreifen. Maréchal Victor kennt meine Pläne vermutlich besser als ich selbst.«

»Sind die Spione Spanier?«

»Ich nehme es an.«

»Warum dienen sie den Franzosen, Sir?«

Die Frage ließ Sir Thomas leise lachen. »Nun ja, einige von ihnen denken noch immer so, wie ich einmal gedacht habe, Sharpe. Sie glauben, dass Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit etwas Schönes sind. Und das sind sie natürlich auch, aber Gott weiß mit Sicherheit *nicht* in den Händen der Franzosen. Und einige von ihnen hassen die Briten schlicht.«

»Warum?«

»Dafür gibt es viele Gründe, Sharpe. Grundgütiger, es ist erst vierzehn Jahre her, seit *wir* Cadiz bombardiert haben! Und vor sechs Jahren haben wir ihre Flotte bei Trafalgar versenkt! Und die meisten Händler hier glauben, wir wollten ihren Südamerikahandel zerstören und ihn selbst übernehmen, und da haben sie sogar recht. Natürlich

leugnen wir das, aber wir versuchen es trotzdem. Und sie glauben, wir würden die Revolution in ihren amerikanischen Kolonien schüren, und auch da liegen sie nicht ganz falsch. Wir haben die Revolutionäre ermutigt, auch wenn wir jetzt so tun, als wäre das nicht der Fall. Und dann ist da noch Gibraltar. Sie hassen uns dafür, dass wir in Gibraltar sind.«

»Ich dachte immer, sie hätten uns das gegeben, Sir.«

»Aye, das haben sie auch, und zwar 1713 im Vertrag von Utrecht. Aber es war verdammt dumm von ihnen, dieses Blatt Papier zu unterzeichnen, und das wissen sie nur zu gut. Deshalb hassen uns genug von ihnen, und jetzt verbreiten die Franzosen auch noch das Gerücht, dass wir auch Cadiz annektieren wollen! Gott weiß, dass das nicht stimmt, aber die Spanier sind bereit, es zu glauben. Und es gibt Männer in Spanien, die fest davon überzeugt sind, dass eine Allianz mit Frankreich besser für Spanien wäre als die Freundschaft Großbritanniens, und ich bin mir noch nicht einmal sicher, ob sie da wirklich falsch liegen. Aber wie auch immer, jetzt sind wir hier, Sharpe, und wir sind miteinander verbündet, ob wir das nun wollen oder nicht. Und es gibt immer noch genug Spanier, die die Franzosen noch mehr hassen als uns. Also besteht noch Hoffnung.«

»Es besteht immer Hoffnung«, warf Lord William Russell fröhlich ein.

»Aye, William, vielleicht«, erwiderte Sir Thomas, »aber wenn Spanien nur noch aus Cadiz besteht und Lord Wellington lediglich einen Flecken Land um Lissabon herum hält, dann fällt es schon schwer, sich vorzustellen, dass wir die Franzosen wieder in ihre Schweineställe treiben werden. Wenn Napoleon auch nur einen Funken Verstand hätte, dann würde er den Spaniern ihren König zurückgeben und Frieden schließen. Dann wären wir wirklich am Ende.«

»Wenigstens sind die Portugiesen auf unserer Seite«, erklärte Sharpe.

»Stimmt! Und es sind verdammt feine Kerle. Ich habe zweitausend von ihnen hier.«

»Wenn sie denn kämpfen werden«, bemerkte Lord William zweideutig.

»Oh, sie werden kämpfen«, sagte Sharpe. »Ich war bei Bussaco. Da haben sie gekämpft.«

»Und wie war das da?«, fragte Sir Thomas, und während Sharpe die Geschichte erzählte, näherte sich der Leichter dem Schilf am Ufer der Halbinsel von Trocadero. Das Fort von San Luis war nicht mehr weit entfernt. Es stand zwei-, dreihundert Schritt weit im Landesinneren, wo die Marschen festem Boden wichen, der die dicken Wälle tragen konnte. Jenseits des Flutgrabens des Forts konnte Sharpe den schwachen Lichtschimmer über dem Glacis sehen. Das war ein Fehler der Franzosen. Sharpe nahm an, dass die Wachen Kohlebecken auf den Treppen angezündet hatten, um sich warm zu halten, doch selbst das schwache Licht des Kohlefeuers erschwerte es ihnen, etwas draußen im Dunkeln vor den Wällen zu erkennen. Doch die eigentliche Gefahr waren nicht die Festungswachen, sondern die Wachboote, und Sir Thomas flüsterte, dass sie aufmerksam danach Ausschau halten sollten. »Lauscht auf ihre Riemen«, befahl er.

Die Franzosen verfügten offenbar über ein Dutzend Wachboote. Sie waren in der Dämmerung gesichtet worden, als sie im flachen Gewässer vor der Halbinsel patrouilliert hatten, doch jetzt war keine Spur von ihnen zu sehen. Entweder waren sie weiter auf Cadiz zu gefahren, oder aber – was wahrscheinlicher war – die Mannschaften hatten sie zum Schutz vor dem kalten Wind tiefer in die Flussmündung gefahren. Sir Thomas nahm außerdem an, dass die Bootsmannschaften nicht aus Seeleuten, sondern aus Soldaten bestanden. »Die Bastarde drücken sich«, flüsterte er.

Eine Hand berührte Sharpe an der Schulter. »Ich bin’s, Major Gough«, sagte eine Stimme aus der Dunkelheit, »und das ist Ensign Keogh. Bleiben Sie bei ihm, Sharpe, und ich garantiere Ihnen, dass wir nicht auf Sie schießen werden.«

»Wahrscheinlich«, korrigierte Ensign Keogh seinen Vorgesetzten.

»Gut, gut – dass wir *wahrscheinlich* nicht auf Sie schießen werden«, nahm Major Gough die Korrektur an.

Vor ihnen war nun Licht, genug, um Sharpe sehen zu lassen, dass Ensign Keogh geradezu absurd jung war und ein schmales, eifriges Gesicht hatte. Das Licht stammte von Lagerfeuern, die gut eine Viertelmeile vor ihnen an der Küste brannten. Die fünf Boote bogen in die Flussmündung ein und schoben sich vorsichtig durchs Wasser, um die Schaumkronen zu meiden, die nun überall in dem flachen Kanal zu sehen waren. Die Lagerfeuer brannten dort, wo die Franzosen ihre Feuerflöße bewachten.

Die schwarzen Riemen des Leichters berührten kaum noch das Wasser. Der Navyoffizier, der die Boote führte, hatte die Fahrt so geplant, dass sie mit dem Höhepunkt der Flut hier eintrafen und die Leichter von der Strömung weiter flussaufwärts getragen wurden. Wenn der Überfall vorbei war, würden die Gezeiten wieder gewechselt haben, und die Ebbe würde die Briten in Sicherheit tragen. Noch immer hatte kein Franzose die Boote gesehen, obwohl die Wachen mit Sicherheit auf ihren Posten waren. Neben einem Feuer sah Sharpe eine blaue Uniform mit dem typischen leuchtend weißen Brustgürtel. »Ich hasse sie«, zischte Sir Thomas leise. »Gott, wie ich sie hasse.«

Sharpe sah den schwachen Lichtschein, der über das Glacis von Fort San José fiel. Das Fort schien gut eine halbe Meile weit entfernt zu sein. Das war eine weite Distanz für ein Geschütz, besonders wenn die Franzosen Kartätschen luden. Doch Fort San Luis war wesentlich näher – tatsächlich sogar

nahe genug, um die kleine Bucht der Flussmündung vollständig mit Kartätschen einzudecken. Sharpe hasste Kartätschen. Das taten alle Infanteristen. »Die Scheißkerle schlafen«, murmelte Lord William.

Sharpe wurde plötzlich von Schuldgefühlen heimgesucht. Er hatte für den Mittag ein Treffen mit Lord Pumphrey arrangiert, um herauszufinden, ob die Erpresser irgendwelche Botschaften geschickt hatten, und obwohl er nicht damit rechnete, so wusste er doch, dass sein Platz in Cadiz sein sollte, nicht hier. Er war Henry Wellesley verpflichtet, nicht General Graham, und doch war er nun hier, und er konnte nur beten, dass er nicht von einer Kartätsche zerrissen wurde.

Sharpe legte die Hand auf den Griff seines schweren Kavalleriesäbels und wünschte sich, er hätte ihn vor dem Einsatz noch einmal geschliffen. Er mochte es, mit einer frisch geschärften Waffe in den Kampf zu ziehen. Dann berührte er sein Gewehr. Nicht viele Offiziere trugen eine Langwaffe, doch Sharpe war nicht wie andere Offiziere. Er war in der Gosse geboren, in der Gosse aufgewachsen, und in der Gosse hatte er auch das Kämpfen gelernt.

Dann lief der Bug des Leichters auf den schlammigen Grund.

»Lasst uns ein paar Bastarde töten«, knurrte Sir Thomas rachsüchtig.

Und die ersten Männer sprangen über Bord.

KAPITEL 5

Sharpe sprang aus dem Leichter ins Wasser. Es reichte ihm bis über die Stiefel. Er watete an Land und folgte Ensign Keogh, dessen Dreispitz aussah, als habe er seinem Großvater gehört. Die Ecken waren übertrieben nach oben gebogen. Dünne Schnüre hingen daran, und obenauf hatte der Hut eine riesige blaue Feder, die zu den Kragenspiegeln auf den roten Röcken des 87th passte. »Mir nach, mir nach, mir nach«, zischte Keogh, doch nicht zu Sharpe, sondern zu einem großen Sergeant und gut zwanzig Männern, für die Keogh in dieser Nacht die Verantwortung trug. Der Sergeant hatte sich im Fangkorb eines Fischers verfangen und fluchte nun vor sich hin, während er versuchte, das Ding wieder loszuwerden. »Brauchen Sie Hilfe, Sergeant Masterson?«, fragte Keogh.

»Himmel, nein, Sir«, antwortete Masterson und zertrampelte die Reste des Korbs. »Dieses verdammte Ding, Sir.«

»Pflanzt die Bajonette auf, Jungs!«, befahl Keogh. »Und zwar leise!«

Es kam Sharpe äußerst ungewöhnlich vor, dass fünfhundert Mann so nahe an zwei feindlichen Stellungen unbemerkt an Land gehen konnten. Doch die Franzosen schienen die Angreifer tatsächlich noch nicht bemerkt zu haben. Sharpe sah kleine Zelte im Feuerschein und zwischen den Zelten einfache Hütten aus Zweigen und mit Dächern aus Schilf. Vor einem der Zelte standen Musketen, und Sharpe fragte sich, warum in Gottes Namen die Franzosen Zelte aufgeschlagen hatten. Die Männer sollten die Flöße bewachen und nicht schlafen! Doch mindestens ein paar Soldaten waren noch wach. Zwei Männer wanderten langsam durch das Lager. Sie hatten die Musketen über die Schulter geschlungen und ahnten nichts, als ein zweiter Leichter eine weitere Kompanie Rotröcke des 87th

ausspuckte. Gleichzeitig gingen noch einmal zwei Kompanien am Nordufer an Land.

»For a balla, Jungs«, schien Major Gough leise und drängend hinter Keoghs Männern zu sagen. »For a balla!«

»Wie bitte was?«, flüsterte Sharpe zu Harper.

»*Faugh a ballagh*, Sir. Das heißt: Macht den Weg frei. Meint: Seht zu, dass ihr Land gewinnt, denn die Iren kommen.« Harper hatte sein Schwertbajonett gezogen. Offensichtlich hatte er die sieben Kugeln des Salvengewehrs für später reserviert. »Und wir kommen auch«, sagte er und machte das lange Schwertbajonett am Lauf seines Gewehres fest, sodass er nun eine dreiundzwanzig Zoll lange Lanze hatte.

»Vorwärts!« Major Gough wechselte wieder ins Englische, doch er sprach nach wie vor leise. »Schlachtet die Bastarde ab. Aber leise, Jungs, leise. Weckt sie erst auf, wenn ihr unbedingt müsst.«

Die Rotröcke rückten vor, und ihre Bajonette funkelten im schwachen Schein der Feuer. Es klickte, als die Männer ihre Hähne spannten, und Sharpe war sicher, dass die Franzosen das Geräusch hörten – sie mussten einfach –, doch der Feind blieb stumm. Es war eine Wache am Nordufer, die als Erste die Gefahr erkannte. Vielleicht hatte der Mann die dunkle Form der Leichter im Wasser entdeckt oder das Funkeln der Klingen im Westen gesehen, in jedem Fall stieß er einen erstickten Schrei aus, gefolgt von einem Knall, als er seine Muskete abfeuerte.

»Faugh a ballagh!«, brüllte Major Gough. »*Faugh a ballagh!* Auf sie, Jungs, auf sie!« Nun, da der Überraschungsmoment verloren war, hatte Gough nicht länger die Absicht, langsam und diszipliniert vorzurücken. Sharpe erinnerte sich an das Bataillon bei Talavera, und er wusste, dass sie eine standhafte Einheit waren, doch jetzt wollte Gough Schnelligkeit und Wildheit. »Lauft, ihr Halunken!«, schrie er. »Überrennt sie! Und schreit! Schreit!«

Die Männer reagierten auf den Befehl, indem sie wie die Banshees heulten. Sie stürmten durch den Sumpf, stolperten über Schilfbüschel und sprangen über kleine Gräben. Schlank und jung, wie er war, rannte Ensign Keogh mit seinem schmalen Infanteriesäbel voraus, wie es bei Offizieren üblich war. *»Faugh a ballagh!«*, schrie er. *»Faugh a ballagh!«* Dann sprang er über einen Graben, und mit der linken Hand hielt er seinen Hut fest, damit er nicht herunterfiel. Er stolperte, doch Sergeant Masterson, der fast so groß war wie Harper, riss den zerbrechlich wirkenden Ensign wieder in die Höhe. »Tötet sie!«, kreischte Keogh. »Tötet sie!« Musketen blitzten zwischen den Lagerfeuern auf, doch Sharpe hörte weder das Zischen einer Kugel, noch sah er jemanden fallen. Noch halb im Schlaf stolperten die Franzosen aus ihren Zelten und Unterständen. Ein Offizier, dessen Klinge den Feuerschein reflektierte, versuchte Ordnung in seine Truppe zu bringen, doch das Heulen der anstürmenden Iren reichte aus, um seine Männer in die Dunkelheit zu treiben. Goughs Iren feuerten eine Salve, doch den Großteil der Arbeit erledigte allein schon die Drohung der siebzehn Zoll langen Bajonette. Eine Frau mit nackten Beinen schnappte sich ihr Bettzeug und rannte ihrem Mann hinterher. Zwei Hunde liefen im Kreis und bellten. Sharpe sah, wie zwei Reiter hinter ihm in der Dunkelheit verschwanden. Er wirbelte herum und brachte das Gewehr in Anschlag, doch die Reiter waren bereits an der irischen Flanke vorbeigaloppiert und in der Richtung verschwunden, wo die Leichter auf Grund gelaufen waren. Keogh wiederum war nach vorn verschwunden, und seine Männer waren ihm gefolgt.

Sharpe hielt Harper zurück. »Wir haben grüne Röcke, Pat«, warnte er ihn. »Wenn wir nicht aufpassen, wird man uns für Froschfresser halten.«

Er hatte recht. Plötzlich erschien ein halbes Dutzend Männer mit gelben Kragenspiegeln auf ihren roten Röcken

zwischen den Feuern, und Sharpe sah, wie eine Muskete auf ihn gerichtet wurde. »95th!«, schrie er. »95th! Nicht schießen! Wer seid ihr?«

»67th!«, kam die Antwort. Das 67th war ein Regiment aus Hampshire. Sie waren langsamer vorgerückt als die Iren und hatten die Formation bewahrt. Ein Captain führte sie nun nach Südosten, um das eroberte Lager zum Landesinneren hin zu sichern, während Major Gough seinen Iren befahl, sich wieder zurückzuziehen und das Gleiche in Richtung Bucht zu tun. Sharpe stieß mit seinem Säbel in die kleinen Zelte, während er und Harper sich auf Gough zu bewegten, und tatsächlich folgte auf einen dieser Stiche ein Schrei. Sharpe riss das Zelt auf und sah zwei Franzosen darin kauern. »Raus!«, knurrte er. Die beiden Männer krochen hinaus und warteten zitternd zu seinen Füßen. »Ich weiß gar nicht, ob wir Gefangene machen«, bemerkte Sharpe.

»Wir können sie doch nicht einfach umbringen, Sir«, sagte Harper.

»Ich werde sie auch nicht umbringen«, knurrte Sharpe. »Aufstehen!« Er stieß die Männer mit seinem Säbel an und trieb sie zu einem Haufen anderer Gefangener, die von den Rotröcken aus Hampshire bewacht wurden. Einer der Hampshiremen bückte sich neben einen französischen Jungen, der nicht älter als vierzehn oder fünfzehn zu sein schien. Der Junge hatte eine Kugel in die Brust bekommen, und nun wand er sich auf dem Boden und starb den Erstickungstod. »Ruhig, Junge.« Der Hampshireman streichelte dem sterbenden Jungen die Wange. »Ruhig.« Plötzlich hallte Musketenfeuer vom anderen Ufer herüber, doch es war genauso schnell vorbei, wie es begonnen hatte. Offensichtlich waren die Rotröcke dort genauso erfolgreich gewesen wie ihre Kameraden hier.

»Sind Sie das, Sharpe?« Das war Major Goughs Stimme.

»Ja, Sir.«

»Das ging verdammt schnell«, sagte Gough. Er klang enttäuscht. »Die Kerle sind einfach gerannt! Die haben überhaupt nicht gekämpft. Sharpe, würden Sie mir die Ehre erweisen und General Graham berichten, dass dieses Ufer gesichert ist und dass nichts auf einen Gegenangriff hindeutet? Sie sollten General Graham bei den Flößen finden.«

»Es ist mir ein Vergnügen, Sir«, sagte Sharpe und führte Harper durch das eroberte Lager zurück.

»Ich dachte, wir würden kämpfen«, sagte Harper. Er klang genauso enttäuscht wie Gough.

»Die Kerle haben noch geschlafen.«

»Da bin ich den ganzen weiten Weg gekommen, nur um zuzuschauen, wie ein paar Jungs aus Dublin eine Hand voll Froschfresser wecken?«

»Sind Goughs Männer aus Dublin?«

»Dort ist das Regiment aufgestellt worden, Sir.« Harper entdeckte einen liegen gelassenen französischen Tornister, hob ihn auf und kramte darin herum. »Verdammt«, sagte er und warf den Tornister wieder weg. »Wie lange müssen wir eigentlich hierbleiben?«

»So lange, wie es eben dauert. Eine Stunde vielleicht.«

»So lange?«

»Die Pioniere haben viel zu tun, Pat«, sagte Sharpe, und plötzlich dachte er an den armen Sturridge, der darauf vertraut hatte, dass Sharpe ihn am Guadiana am Leben hielt.

Sie fanden General Graham am Ufer, wo die Feuerflöße vertäut waren. Der fünfte Leichter, der mit den Pionieren, hatte am nächstgelegenen Floß festgemacht, wo zwei tote Franzosen lagen.

Jedes der fünf Flöße bestand aus einer großen Holzplattform mit einem kurzen Mast in der Mitte, an dem

man einen Segelfetzen anbringen konnte. Die Franzosen hatten nur noch auf die Nacht, einen kräftigen Nordwind und die Flut gewartet, um die Flöße in die Flotte zu lenken, die die Armee nach Süden bringen sollte. Freiwillige hätten die Flöße bemannt und bis auf eine Viertelmeile an den Ankerplatz herangefahren. Dann hätten sie die Lunten angezündet und wären in mitgeschleppten Ruderbooten vor dem Inferno geflohen. Wäre es gelungen, die Flöße zwischen die britischen und spanischen Schiffe zu bringen, hätte das zu einer Panik geführt. Schiffe hätten ihre Ankertaue gekappt, um nicht in Brand zu geraten, und der Wind hätte die führerlosen Schiffe ineinandergetrieben oder an die sumpfigen Ufer der Isla de León. Und die ganze Zeit über wären die riesigen Feuerflöße einfach weitergetrieben und hätten immer mehr Chaos gestiftet. Jedes Floß war bis oben hin voll mit Brennmaterial und mit antiken Kanonen bestückt. Die Zündlöcher waren über eine Lunte mit den mit Brennmitteln gefüllten Fässern verbunden. Die Kanonen, von denen einige zweihundert Jahre alt zu sein schienen, waren klein, doch Sharpe nahm an, dass sie mit allem Möglichen geladen waren, was die Franzosen in die Rohre hatten stopfen können, sodass die brennenden Flöße den Tod auf die vor Anker liegenden Schiffe hätten regnen lassen.

Die Pioniere legten ihre Ladungen und führten die Lunten bis ans Südufer, wo General Graham mit seinen Adjutanten stand. Sharpe übermittelte dem General Goughs Botschaft, und Sir Thomas nickte anerkennend. »Wirklich üble Dinger, nicht wahr?«, bemerkte er und deutete auf eines der Flöße.

»Balgowan!«, rief eine Stimme vom Nordufer. »Balgowan!«

»Perthshire!«, bellte Sir Thomas zurück.

»Auf dieser Seite ist alles gesichert, Sir!«, brüllte die Stimme.

»Guter Mann!«

»Balgowan, Sir?«, fragte Sharpe.

»Das ist das Passwort«, antwortete Sir Thomas. »Das hätte ich Ihnen sagen sollen, Sharpe. Ich bin in Balgowan aufgewachsen. Es ist der schönste Ort auf Gottes Erde.« Er legte die Stirn in Falten, während er sprach, und schaute nach Süden zum Fort San Luis. »Das war alles viel zu einfach«, bemerkte er besorgt. Sharpe schwieg, denn Lieutenant General Sir Thomas Graham brauchte seine Kommentare nicht. »Schlechte Truppenführung.« Sir Thomas sprach von den Franzosen, die angeblich die Flöße hatten bewachen sollen. »Auf Bataillonsebene beginnt es zu faulen. Sharpe, ich wette Ihren Jahressold gegen meinen, dass die höheren Offiziere des Bataillons im Fort schlafen. Sie haben warme Betten, Feuer im Herd und üppige Mägde unter den Decken, während ihre Männer hier draußen leiden.«

»Ich würde nicht dagegen wetten, Sir.«

»Dann wären Sie auch dumm«, sagte Sir Thomas. Im Licht der langsam verlöschenden französischen Lagerfeuer konnte der General die Reihen der Rotröcke sehen, die dem Fort gegenüberstanden. Mit dem Feuer im Rücken waren sie von dort aus gut zu erkennen und gaben ein hervorragendes Ziel für die Artillerie ab. »Willie«, sagte Sir Thomas, »sagen Sie Hugh und Johnny, dass ihre Männer in Deckung gehen sollen.«

»Aye, aye, Sir«, bestätigte Lord William im Navyjargon. Er lief nach Süden, und Sir Thomas stapfte durch den Schlamm und kletterte auf das Floß, das ihm am nächsten war.

»Kommen Sie, Sharpe. Sehen Sie sich das einmal an«, lud er Sharpe ein.

Sharpe und Harper folgten dem General, der mit seinem schweren Claymore eines der Fässer aufbrach. Gut ein halbes Dutzend bleiche Bälle kamen zum Vorschein, jeder so groß wie eine neun Pfund schwere Kanonenkugel. »Was zum

Teufel ist das denn?«, fragte Sir Thomas. »Das sieht ja wie Haggis aus.«

»Das sind Rauchbomben, Sir«, erklärte ein Lieutenant der Pioniere, nachdem der einen kurzen Blick auf die Bälle geworfen hatte. Er und ein Sergeant tauschten gerade die langsam brennenden Lunten in den Kanonen gegen schnell brennende aus.

Sir Thomas nahm einen der Bälle heraus und stocherte in der Mischung darunter herum. »Was ist denn der Rest da?«, fragte er.

»Das ist zum größten Teil Salpeter, Sir«, antwortete der Lieutenant. »Vermutlich ist er mit Schwefel, Antimon und Pech vermischt. Das brennt wie die Hölle.«

Sir Thomas schaute sich die Rauchbombe genauer an. Die Außenhülle wurde von einem Dutzend Löchern durchbrochen, und als Sir Thomas daran klopfte, klang es hohl. »Pappmaché?«, riet der General.

»Genau, Sir«, bestätigte der Pionier. »Pappmaché, das mit Schießpulver, Antimon und Kohlestaub gefüllt ist. Heutzutage sieht man das nicht mehr allzu oft, und wenn, dann eigentlich nur auf Schiffen. Man zündet sie an und versucht sie durch die feindlichen Geschützpforten zu werfen, damit die Kanoniere an dem Rauch ersticken. Zwar stirbt man vermutlich bei dem Versuch, aber in geschlossenen Räumen können die Dinger furchtbar sein.«

»Wenn dem so ist, warum sind sie dann hier?«, fragte Sir Thomas.

»Ich nehme an, die Froschfresser haben gehofft, die Dinger würden genug Rauch produzieren, um die Flöße dahinter zu verbergen, Sir. Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden.«

»Natürlich.« Der General machte dem Pionier den Weg frei. Dann legte er die Rauchbombe wieder in das Fass zurück,

und er wollte gerade wieder den Deckel schließen, als Sharpe die Hand nach den Bällen ausstreckte.

»Könnte ich wohl welche davon haben, Sir?«

»Sie wollen die?«, fragte Sir Thomas überrascht.

»Mit Ihrer Erlaubnis, Sir.«

Sir Thomas schaute Sharpe an, als halte er ihn für einen wahrlich seltsamen Kerl, dann zuckte er mit den Schultern. »Bedienen Sie sich, Sharpe.«

Sharpe schickte Harper auf die Suche nach einem französischen Tornister. Er dachte an die Krypta unter der Kathedrale, an die Kavernen und den Gang um die Hauptkammer herum und an die Männer, die mit Musketen und Klingen in der Dunkelheit lauerten. Er füllte den Tornister mit Rauchbomben und gab ihn Harper. »Pass darauf auf, Pat. Die Dinger könnten uns irgendwann mal das Leben retten.«

General Graham war inzwischen auf das nächste Floß gesprungen, wo eine Gruppe von Pionieren neue Lunten an die geladenen Kanonen legte und Pulverladungen am Mast anbrachte. »Hier sind noch mehr Rauchbomben, Sharpe!«, rief er.

»Ich habe genug. Danke, Sir.«

»Wofür brauchen Sie eigentlich …?«, begann der General, doch dann hielt er abrupt inne, als ein Geschütz aus Fort San Luis feuerte. Die Garnison war endlich aufgewacht und hatte bemerkt, was in den Marschen vor sich ging, und als der Kanonendonner verhallte, hörte Sharpe das Pfeifen von Musketenkugeln über seinem Kopf. Das hieß, dass das Geschütz mit einer Kartätsche geladen gewesen war. Die Kanone war kaum verstummt, da waren drei weitere grelle Blitze durch den Mündungsrauch zu sehen, als weitere Geschütze auf den Wällen das Feuer eröffneten. Eine Kugel flog kreischend über den Kopf des Generals hinweg, und ein ganzer Hagel von Musketenkugeln schlug in den Sumpf.

»Sie werden keine Sprenggranaten verschießen«, sagte Sharpe zu Harper, »denn sie wollen ja nicht die Flöße anzünden.«

»Das ist jetzt kein wirklicher Trost, Sir«, erwiderte Harper, »wenn man bedenkt, dass sie ihre Kanonen genau auf uns gerichtet haben.«

»Sie feuern auf das Lager«, sagte Sharpe.

»Und genau da sind wir, Sir.«

Dann eröffnete auch das Fort von San José am Nordufer das Feuer. Sie waren wesentlich weiter entfernt, und das Geräusch ihrer Kartätschenkugeln war mehr ein Seufzen denn ein Zischen oder Pfeifen. Eine Kugel landete in der Bucht und spritzte Wasser auf ein Floß. Mündungsfeuer von Nord und Süd erhellte die Nacht, und die Blitze blendeten Sharpe. Er wusste, dass er nicht hätte mitkommen sollen, und Sir Thomas eigentlich auch nicht. Ein Lieutenant General hatte nichts bei einem Überfallkommando zu suchen, das für gewöhnlich von einem Major angeführt wurde oder bestenfalls von einem Lieutenant Colonel. Doch Sir Thomas war offenbar ein Mann, der der Gefahr nicht widerstehen konnte. Der General schaute nach Süden und versuchte zwischen den Mündungsblitzen zu erkennen, ob französische Infanterie von San Luis anrückte. »Sharpe!«, rief er.

»Sir?«

»Captain Vetch hat mir gesagt, die Pioniere kämen gut voran. Gehen Sie zu den Leichtern zurück. Dort werden sie einen Captain der Marineinfanterie mit Namen Collins finden. Sagen Sie ihm, er soll in zwanzig Minuten zum Rückzug blasen, allerspätestens in einer halben Stunde. Erinnern Sie sich noch an das Passwort und die Antwort darauf?«

»Balgowan und Perthshire, Sir.«

»Guter Mann. Los jetzt. Und ich habe nicht vergessen, dass Sie mich um einen Gefallen bitten wollten. Wir werden beim Frühstück darüber reden.«

Sharpe ging mit Harper am Ufer entlang. Die Seesoldaten fragten sie nach dem Passwort, und Sharpe antwortete entsprechend. Captain Collins erwies sich als korpulenter Mann, der misstrauisch die Gefangenen beäugte, die ihm anvertraut worden waren. »Was soll ich mit denen tun?«, verlangte er zu wissen. »Wir haben auf der Rückfahrt in den Leichtern keinen Platz für sie.«

»Dann werden wir sie hierlassen«, antwortete Sharpe. Er übermittelte die Botschaft des Generals und beobachtete dann gemeinsam mit Collins das Geschützfeuer. Eine französische Kugel schlug in die Überreste eines Lagerfeuers, und Glut und Funken stoben dreißig, vierzig Fuß hoch in die Luft. Ein paar brennende Holzsplitter landeten auf den Zelten und verursachten kleine Feuer, deren Licht auf die schwerfälligen Flöße fiel.

»Ich mag es nicht, in der Nacht zu kämpfen«, gab Collins zu.

»Es ist nicht leicht«, sagte Sharpe. Jeder Schatten schien sich zu bewegen, und im Licht der Feuer war das ganze Marschland voll davon. Sharpe erinnerte sich an die Nacht vor der Schlacht von Talavera und wie er entdeckt hatte, dass die Franzosen den Hügel hinaufmarschierten. Es war eine chaotische, ja sogar verrückte Nacht gewesen, doch heute schien der Feind wenigstens träge zu sein. Die Festungsartillerie feuerte immer noch, aber die Kartätschen und Kugeln schlugen nun ein gutes Stück von Sharpe entfernt zu seiner Linken ein.

»Zwei von den Kerlen sind hier aufgetaucht«, berichtete Colins. »Beide zu Pferd! Ich weiß natürlich, dass wir keine Pferde dabei haben, aber es hätte ja sein können, dass zwei von unseren Jungs welche requiriert haben. Sie kamen

vollkommen ruhig zu mir geritten und sind dann davongaloppiert. Wir haben nicht einen Schuss abgefeuert. Einer der Kerle hat uns sogar noch einen schönen Abend gewünscht, der freche Bastard.«

Dann wissen die Franzosen also, dass die Leichter ein gutes Stück flussabwärts vom Lager liegen, dachte Sharpe, und sie wissen auch, dass sie nur leicht bewacht werden. »Ich hätte da einen Vorschlag, wenn Sie gestatten, Captain«, sagte Sharpe. »Verlegen Sie die Leichter flussaufwärts.«

»Warum?«

»Weil es eine große Lücke zwischen Ihnen und den Iren gibt.«

»Wir mussten hier landen«, sagte Collins. »Wir konnten ja wohl kaum direkt zum Lager fahren, oder?«

»Jetzt können Sie das aber«, erwiderte Sharpe und deutete mit dem Kopf zu den Seeleuten, die auf ihren Booten warteten.

»Meine Aufgabe ist es, die Boote zu bewachen«, erklärte Collins. »Ich befehlige sie nicht.«

»Und wer hat den Befehl?«

Ein Navylieutenant befehligte die Leichter, aber der war offenbar mit dem fünften Boot flussaufwärts gefahren. Er war bei den Pionieren, und Collins, der keinen direkten Befehl hatte, die Boote zu verlegen, wollte es nicht riskieren, selbst die Initiative zu ergreifen. Tatsächlich schien er allein schon Sharpes Vorschlag als Beleidigung zu empfinden. »Ich werde auf Befehle warten«, erklärte er entrüstet.

»In dem Fall werden wir mit Wache halten«, sagte Sharpe. »Wir werden da draußen sein.« Er nickte in Richtung Süden. »Warnen Sie Ihre Jungs, nicht auf uns zu schießen, wenn wir zurückkommen.«

Collins erwiderte nichts darauf. Sharpe befahl Harper, den Tornister mit den Rauchbomben in den Leichter des Generals

zu legen, dann nahm er ihn mit nach Süden. »Halt die Augen offen, Pat.«

»Glauben Sie, dass die Franzosen kommen werden?«

»Sie können es sich ja wohl kaum erlauben, einfach nur dazusitzen und zuzusehen, wie wir die Flöße verbrennen, oder?«

»Also bis jetzt waren sie recht verschlafen, Sir.«

Sie hockten sich ins Schilf. Vom Meer wehte ein schwacher Wind, der den Geruch der Salinen herantrug. Sharpe sah, wie sich die Lichter der Stadt auf dem Wasser spiegelten. Das Geschützfeuer aus den Forts erschütterte die Nacht noch immer, doch aus dieser Entfernung konnte man nicht sagen, ob die Geschosse irgendwelchen Schaden anrichteten oder nicht. Tatsächlich konnte man ohnehin kaum etwas sehen. Die Männer aus Dublin und Hampshire lagen flach auf dem Boden, und die Pioniere arbeiteten in den Schatten der Flöße. »Anstelle der Froschfresser«, sagte Sharpe, »würde ich mir keine allzu großen Sorgen um die Flöße machen. Ich würde mir die Leichter holen. Dann wären wir hier gestrandet, und sie könnten ein paar Hundert Gefangene machen, einen Lieutenant General eingeschlossen. Keine schlechte Beute für ein paar verschlafene Bastarde, oder was meinst du?«

»Sie sind aber kein Froschfresser, Sir. Wahrscheinlich sind sie betrunken und überlassen die Arbeit ihren Kanonieren.«

»Sie können sich den Verlust der Feuerflöße leisten«, fuhr Sharpe fort, »wenn sie dafür fünf Leichter erbeuten. Die können sie rasch zu Feuerschiffen umrüsten.«

»Wir werden bald wieder weg sein, Sir«, versuchte Harper ihn zu beruhigen. »Kein Grund zur Sorge.«

»Hoffen wir.«

Sie schwiegen. Sumpfvögel, die von den Schüssen geweckt worden waren, schrien in der Dunkelheit. »Was sollen wir

eigentlich in der Stadt tun?«, fragte Harper nach einer Weile.

»Ein paar Bastarde haben eine Hand voll Briefe geklaut, und wir sollen sie zurückkaufen«, antwortete Sharpe, »oder in jedem Fall sollen wir sicherstellen, dass nichts passiert, wenn sie zurückgekauft werden. Aber es *wird* schiefgehen, und dann müssen wir die verdammten Dinger stehlen.«

»Briefe? Kein Gold?«

»Kein Gold, Pat.«

»Und es wird schiefgehen?«

»Natürlich wird es das. Wir haben es hier mit Erpressern zu tun. Die geben sich doch nie mit einer einmaligen Zahlung zufrieden, oder? Die wollen immer noch mehr, also werden wir die Bastarde vermutlich töten müssen.«

»Wessen Briefe sind das denn?«

»Irgendeine Hure hat sie geschrieben«, antwortete Sharpe vage. Er nahm an, dass Harper die Wahrheit schon bald genug erfahren würde, doch Sharpe mochte Henry Wellesley, und er wollte nicht noch mehr Gerüchte über den Mann verbreiten. »Das sollte leicht sein«, fuhr er fort, »es sei denn, den Spaniern gefällt nicht, was wir tun. Wenn wir geschnappt werden, wird man uns verhaften – entweder das, oder man erschießt uns an Ort und Stelle.«

»Uns verhaften?«

»Wir werden einfach geschickt sein müssen, Pat.«

»Dann haben wir ja kein Problem, stimmt’s?«

Sharpe lächelte. Der Wind ließ das Schilf rauschen. Das Wasser war still, und die Geschütze feuerten stetig weiter. »Ich wünschte, das verdammte 8. wäre hier«, sagte Sharpe leise.

»Die Lederhüte?«, fragte Harper. Er glaubte, Sharpe meine ein Regiment aus Cheshire.

»Nein. Das französische 8., Pat. Die Bastarde, die wir am Guadiana kennengelernt haben. Die Kerle, die den armen Lieutenant Bullen gefangen genommen haben. Sie müssen irgendwann doch hierher zurückkommen, oder? Badajoz können sie jetzt jedenfalls nicht mehr erreichen, nicht ohne Brücke. Ich will sie wiedersehen. Dieser verdammte Colonel Vandal. Ich werde dem Bastard in den Schädel schießen.«

»Sie werden ihn schon finden, Sir.«

»Vielleicht. Aber nicht hier. In einer Woche sind wir weg von hier. Aber eines Tages, Pat, eines Tages werde ich den Bastard finden und ihn umbringen für das, was er Lieutenant Bullen angetan hat.«

Harper erwiderte nichts darauf. Stattdessen legte er Sharpe die Hand auf den Arm, und im selben Augenblick hörte Sharpe ein Rascheln im Schilf. Das war nicht der Wind. Es klang mehr nach Schritten. Und es war nah. »Siehst du was?«, flüsterte er.

»Nein – ja.«

Da sah Sharpe sie auch. Oder besser: Er sah Schatten geduckt durch das Schilf laufen. Dann reflektierte irgendetwas das Licht, vermutlich eine Musketenmündung. Die Schatten hielten an und verschmolzen mit der Dunkelheit, doch Sharpe sah weitere Männer dahinter. Wie viele waren das? Zwanzig? Nein, doppelt so viele. Er beugte sich dicht zu Harper. »Das Salvengewehr«, flüsterte er dem Sergeant ins Ohr, »dann gehen wir nach rechts. Wir rennen dreißig Schritt und werfen uns dann auf den Boden.«

Harper hob langsam das Salvengewehr an, sehr langsam. Dann, den Kolben fest in die rechte Schulter gepresst, spannte er den Hahn. Mit einem Klicken rastete er ein. Das Geräusch hallte bis zu den Franzosen hinüber, und Sharpe sah, wie bleiche Gesichter sich ihnen zuwandten. In diesem Augenblick drückte Harper ab, und das Gewehr erfüllte den Sumpf mit Lärm und erhellte ihn mit seinem Mündungsfeuer.

Rauch verbarg Sharpe, als er losrannte. Er zählte die Schritte, und bei dreißig ließ er sich flach auf den Boden fallen. Er hörte einen Mann stöhnen. Zwei Musketen schossen, dann brüllte eine Stimme einen Befehl, und die Waffen verstummten. Harper warf sich neben Sharpe. »Jetzt die Gewehre«, sagte Sharpe, »dann ziehen wir uns zu den Booten zurück.«

Er hörte, wie die Franzosen einander Worte zuzischten. Die sieben Kugeln hatten sie schwer getroffen, und ohne Zweifel prüften sie ihre Verluste, doch dann verstummten sie, und Sharpe sah sie nun deutlicher, denn sie standen vor dem Licht des Mündungsfeuers aus dem Fort. Er erhob sich auf ein Knie und zielte. »Bereit?«

»Ja, Sir.«

»Feuer!«

Die beiden Gewehre spien ihre Kugeln auf die Schatten. Sharpe hatte keine Ahnung, ob sie etwas getroffen hatten. Er wusste nur, dass die Franzosen versuchten, die Leichter zu übernehmen, dass sie der Flussmündung gefährlich nahe gekommen waren und dass die Schüsse Alarm auslösen würden. Er hoffte nur, dass der Seesoldat jetzt endlich die Initiative ergriff und die Boote flussaufwärts brachte.

»Komm«, sagte er, und sie rannten durch das unwegsame Gelände. Immer wieder stolperten sie über Schilfbüschel und Wurzeln, und Sharpe fühlte, dass die Franzosen alle Vorsicht hatten fahren lassen und nun zu seiner Rechten ebenfalls rannten. »Weg mit den Booten!«, schrie Sharpe den britischen Wachtposten zu. »Weg mit den Booten!« Sein Kopf pochte vor Schmerz, doch er musste das ignorieren. Französische Musketen knallten in der Nacht. Eine Kugel schlug unmittelbar vor Harper in den Schlamm, als die Seesoldaten blind in die Dunkelheit feuerten.

Der plötzliche Ausbruch von Musketenfeuer hatte die Seeleute alarmiert. Sie hatten die Leinen gekappt und

schoben die Leichter vom Ufer weg. Doch die schweren Boote ließen sich nur quälend langsam bewegen. Das Boot, das am weitesten von Sharpe entfernt war, schien gut voranzukommen, doch das, das ihm am nächsten war, schien halb festzustecken. Die französischen Musketen feuerten und spien Rauch, in dem Sharpe das Funkeln von Bajonetten sah. Die zahlenmäßig unterlegenen Seesoldaten sprangen im selben Augenblick in den nächstbesten Leichter, da die Franzosen das Ufer erreichten. Ein Seesoldat schoss, und ein Franzose wurde nach hinten geworfen, doch zwei andere erreichten den Leichter und stießen mit ihren Bajonetten nach den Seeleuten, die versuchten, ihr Boot mit den Riemen vom Ufer abzustoßen. Die Angreifer packten die Riemen. Die französischen Gefangenen hatten sich befreit und versuchten ebenfalls, an Bord des Bootes zu kommen, obwohl sie unbewaffnet waren. Eine Pistole knallte, gefolgt von weiteren, dumpferen Schüssen. Sharpe nahm an, dass man die Seeleute mit schweren Pistolen ausgerüstet hatte, wie sie im Enterkampf üblich waren. Und sie hatten auch schwere Entermesser, auch wenn sie ohne Zweifel nicht damit gerechnet hatten, sie einsetzen zu müssen, doch nun hackten die Männer auf den Feind ein, der über das Dollbord klettern wollte.

Sharpe war zwanzig Yards entfernt und kauerte am Rand der Bucht. Er sagte sich selbst, das sei nicht sein Kampf, dass seine Pflicht in der Stadt lag, deren Lichter in der Bucht schimmerten. Aber er hatte sechs Rauchbomben an Bord des bedrohten Leichters, und die wollte er haben. Außerdem würde es Sir Thomas’ Rückzug so gut wie unmöglich machen, wenn die Franzosen auch nur ein Boot eroberten. »Wir werden die Scheißkerle vom Boot vertreiben müssen«, sagte Sharpe.

»Das sind mindestens fünfzehn, Sir, wahrscheinlich mehr.«

»Viele von unseren Jungs kämpfen noch«, sagte Sharpe. »Wir werden den Bastarden nur ein wenig Angst einjagen.

Vielleicht laufen sie dann ja weg.« Er stand auf, schlang sich das leere Gewehr über den Rücken und zog den Säbel.

»Gott schütze Irland«, seufzte Harper.

In den Regelbüchern der Armee hieß es, dass Sharpe als Offizier der Plänkler mit einem krummen Kavalleriesäbel ausgerüstet sein musste, doch die Waffe hatte ihm nie gefallen. Die Krümmung machte ihn zwar zu einer hervorragenden Hiebwaffe, doch in Wahrheit trugen die meisten Offiziere die Klinge ohnehin nur zur Zierde. Sharpe zog vielmehr den Pallasch vor, die Waffe der schweren Kavallerie, eine der längsten Blankwaffen überhaupt. Die Klinge war gerade, fast ein Yard bester Stahl aus Birmingham. Die Kavallerie beschwerte sich ständig über diese Waffe. Sie blieb nicht scharf, die Klinge war schwer, und die asymmetrische Spitze machte sie ineffektiv. Sharpe hatte die Rückseite bearbeitet, um die Spitze symmetrisch zu schleifen, und er mochte das Gewicht der Waffe, das sie zu einer effektiven Keule machte.

Er und Harper sprangen in das Flachwasser am Ufer und stürzten sich von links auf die Franzosen. Die Blauröcke rechneten nicht mit einem Angriff, und tatsächlich hielten sie die Männer in den dunklen Uniformen sogar für Franzosen. Deshalb griff sie auch niemand an. Es waren die französischen Nachzügler, die nicht ins Wasser springen und eigentlich auch gar nicht kämpfen wollten. Einige von ihnen luden gerade ihre Musketen, doch die meisten beobachteten nur den Kampf um den Leichter, als Sharpe und Harper sich auf sie stürzten. Sharpe schlug nach seiner Kehle, und der Mann fiel zu Boden. Sharpe griff weiter an. Harper stieß mit dem Schwertbajonett zu und brüllte auf Gälisch. Ein französisches Bajonett blitzte zu Sharpes Rechter auf, und er schwang den Säbel und traf einen Mann mit der stumpfen Seite am Schädel. Und plötzlich war da kein Feind mehr vor ihm, sondern nur noch ein Wasserstreifen und ein Haufen Franzosen, die versuchten, in den Leichter zu klettern, der

mit Entermessern und Bajonetten von den Seesoldaten verteidigt wurde. Sharpe watete in die Bucht und stieß einem Mann den Säbel in den Rücken. Er wusste, dass er ein zu großes Risiko eingegangen war, denn die Männer, die den Leichter attackierten, drehten sich daraufhin wütend zu ihm um. Ein Bajonett riss ihm die Jacke auf und verfing sich darin. Sharpe schlug es im selben Augenblick zur Seite, da Harper neben ihm erschien.

Harper schrie jetzt nur noch unzusammenhängendes Zeug. Er rammte einem Mann den Gewehrkolben ins Gesicht, doch es kamen immer mehr Franzosen, und Sharpe riss Harper von ihren Klingen zurück. Vier Männer griffen sie nun an, und das waren keine kampfunwilligen Nachzügler. Das waren Männer, die töten wollten. Sharpe sah ihre gefletschten Zähne und die langen Klingen. Mit einem weit ausholenden Hieb wehrte er zwei Bajonette ab, dann wich er einen Schritt zurück. Harper war neben ihm, und die Franzosen setzten in dem Glauben nach, leichte Opfer vor sich zu haben. Wenigstens hat der Feind keine geladenen Musketen mehr, dachte Sharpe, doch just in dem Augenblick löste sich hinter ihm ein Schuss. Rauch hüllte ihn ein, doch die Kugel flog Gott weiß wohin. Instinktiv zuckte Sharpe davor zurück und ließ sich seitwärts ins Wasser fallen. Die Franzosen mussten ihn für tot halten, denn sie ignorierten ihn und stürzten sich auf Harper, der einem Gegner das Schwertbajonett ins Auge rammte. Und dann kamen die Iren.

Major Gough hatte seine Kompanie zu den Booten zurückgeführt. Das Erste, was Sharpe von ihnen mitbekam, war eine Salve, die die Marschen in Lärm tauchte, und dann ertönten die Schreie der angreifenden Rotröcke. Sie kamen mit Bajonetten und in wilder Wut. *»Faugh a ballagh!«*, brüllten sie, und die Franzosen gehorchten.

Der Angriff auf den Leichter brach unter dem Ansturm des 87th zusammen. Ein Franzose beugte sich zu Sharpe. Er

hielt ihn für tot, und vermutlich wollte er seine Waffe, doch Sharpe schlug dem Mann ins Gesicht, sprang auf und schwang den Säbel. Der Franzose rannte. Sharpe sah, wie Ensign Keogh mit seinem Säbel nach einem wesentlich größeren Feind schlug, der versuchte, den dürren Offizier mit dem Gewehrkolben zu treffen. Dann rammte der riesige Sergeant Masterson dem Mann das Bajonett zwischen die Rippen. Der Franzose brach unter Mastersons Gewicht zusammen. Keogh drosch jedoch weiter auf ihn ein. Er schrie wie ein Wilder. Dann sah er die beiden dunklen Gestalten im Flachwasser, wandte sich zum Angriff und rief seinen Männern zu, ihm zu folgen.

»Faugh a ballagh!«, brüllte Harper.

»Ach, ihr seid’s!« Keogh hielt am Rand des Wassers an. Er grinste. »Das nenne ich mal einen ordentlichen Kampf.«

»Er war ziemlich haarig«, murmelte Harper.

Major Gough brüllte seine Männer an, sie sollten eine Linie bilden und sich nach Süden wenden. Sergeants zogen Rotröcke von den Leichen weg, die sie plündern wollten. Die überlebenden Seesoldaten droschen auf die wenigen verbliebenen Franzosen ein und trieben sie aus dem Leichter, doch Captain Collins war mit dem Entersäbel in der Hand gefallen. »Er hätte die verdammten Boote verlegen sollen, Sir«, begrüßte ein Navy-Sergeant Sharpe und spie Kautabak auf einen toten Franzosen. »Sie sind ja klatschnass, Sir«, fügte er hinzu. »Sind Sie reingefallen?«

»Ja, ich bin reingefallen«, antwortete Sharpe, und dann zerriss die erste Explosion die Dunkelheit.

Die Explosion kam von einem der fünf Feuerflöße. Eine gleißend helle Flammensäule schoss in den Himmel, dann folgte ein rotes Licht, das sich in einem Ring ausdehnte und das Sumpfgras platt drückte. Die Nacht war von Feuer erfüllt. Später erklärte man, ein Funken von einem der Feuer in den eroberten französischen Lagern hätte irgendwie eine

Lunte entzündet. Die Ladungen waren bereits gelegt gewesen, und die Pioniere banden gerade die letzten Lunten zusammen, als plötzlich jemand das helle Zischen einer brennenden Zündung bemerkte. Er rief eine Warnung und sprang im selben Augenblick vom Floß, als das erste Pulverfass explodierte. Nun fingen auch die anderen Lunten Feuer.

Die weiße Säule wand sich und verlor an Kraft. Das Grollen verhallte im Marschland, und ein Horn ertönte und rief die britischen Soldaten zu den Leichtern zurück. Das Horn war immer noch zu hören, als die nächste Ladung explodierte und dann noch eine und noch eine. Ihr Feuer zuckte bis zu den Wolken hinauf, und ein warmer Wind nach dem anderen drückte das Schilf zu Boden. Rauch quoll von den Flößen empor, als die Brennstoffe der Franzosen ebenfalls Feuer fingen, und die französischen Truppen, die sich von den Leichtern zurückzogen, waren deutlich im Licht des Feuers zu sehen.

»Feuer!«, brüllte Major Gough. Seine Kompanie feuerte eine Salve, und noch immer explodierten Sprengladungen und die Flöße brannten. Dann zündeten die antiken Kanonen auf den Flößen. Ihre Kugeln flogen kreischend durch den Sumpf und über die Bucht.

»Zurück! Zurück!«, rief Sir Thomas Graham. Das Horn ertönte erneut. Rotröcke strömten aus dem Lager. Ihre Arbeit war getan. Einige halfen ihren Kameraden. Wenigstens waren nun die Geschütze aus dem Fort verstummt, vermutlich weil die Kanoniere fasziniert auf das Feuerwerk im Sumpf starrten. Brennende Holzsplitter wirbelten durch die Luft, und immer wieder gingen neue Feuerwellen durch die Nacht. Dann explodierte eine weitere Kanone. Sharpe stolperte über die Leiche eines Franzosen, die halb im Schlamm eingesunken war.

»Durchzählen!«, brüllte Major Gough. »Durchzählen!«

»Eins! Zwei! Drei …!« Ensign Keogh schlug einem seiner Männer nach dem anderen auf die Schulter, als sie an Bord kletterten. Ein Seemann holte einen der Riemen zurück, die die Franzosen sich geschnappt hatten. Dann hallte Musketenfeuer aus dem Sumpf herüber, und ein Mann des 87th fiel mit dem Gesicht nach vorn in den Schlamm. »Hebt ihn auf!«, befahl Keogh. »Sechs! Sieben! Acht – wo ist deine Muskete, du Halunke?«

Die Hampshiremen stiegen in den anderen Leichter. General Graham, seine beiden Adjutanten und eine Gruppe Pioniere warteten, um als Letzte an Bord zu gehen. Bei den Flößen herrschte inzwischen das reinste Inferno. Die würden die Flussmündung nie verlassen. Der Rauch quoll Hunderte von Fuß in den Nachthimmel hinauf, doch es gab auch immer noch genug Flammen, um das gesamte Marschland zu erhellen, und die Kanoniere von San Luis konnten deutlich die Rotröcke sehen, die am Ufer dicht beisammenstanden. Auch mussten sie gewusst haben, wo die Leichter lagen, und plötzlich eröffneten die Geschütze wieder das Feuer. Jetzt schossen sie vorwiegend mit Kugeln und Granaten. Eine Granate explodierte auf dem gegenüberliegenden Ufer, während eine andere, deren brennende Lunte in der Nacht deutlich zu sehen war, harmlos ins Wasser fiel. Eine Kugel schlug in die Reihen der Hampshiremen.

»Alle da!«, verkündete Keogh.

»Sir Thomas!«, brüllte Major Gough. Eine explodierende Granate schleuderte Schlamm, Schilf und eine französische Muskete in die Höhe. Eine der antiken Kanonen auf dem nächstgelegen Floß zündete, und Sharpe sah, wie die Kugel über das Wasser sprang. »Sir Thomas!«, bellte Major Gough erneut, doch Sir Thomas wartete immer noch darauf, dass all seine Hampshiremen sicher im Boot waren. Erst dann würde er selbst einsteigen. Nur wenige Schritt hinter ihm explodierte eine Granate, doch wundersamerweise pfiffen

die Splitter harmlos an ihm vorbei. Seeleute stießen den Leichter vom Ufer ab, und die Ebbe zog ihn aus der Bucht hinaus.

Die Feuerflöße waren inzwischen nur noch ein einziges Flammenmeer unter einer Gewitterwolke aus Rauch. Die Flammen spiegelten sich auf dem Wasser, doch das Spiegelbild wurde von einer Kugel zerrissen, die eine große Wasserfontäne auf die Männer in den beiden Leichtern schleuderte, die vom Nordufer abgelegt hatten. Der fünfte Leichter schwamm bereits mitten in der kleinen Bucht der Flussmündung, und die Seeleute legten sich in die Riemen, um den französischen Geschützen zu entkommen.

»Rudert!«, brüllte ein Navyoffizier in Sharpes Boot. »Rudert!«

In San Luis feuerten drei Geschütze gleichzeitig, und ein Geschoss flog genau über Sharpe hinweg. Musketenfeuer erhellte das Sumpfland. Ein paar Rotröcke standen auf und erwiderten das Feuer. »Feuer einstellen!«, rief Gough.

»Rudert!«, trieb der Navyoffizier die Männer weiter an.

»Das ist nicht ganz der geordnete Rückzug, den ich erwartet habe«, bemerkte Sir Thomas. Erneut schlug eine Granate mit brennender Lunte harmlos ins Wasser. »Sind Sie das, Sharpe?«

»Ja, Sir.«

»Sie sind ja völlig durchnässt, Mann.«

»Ich bin ins Wasser gefallen, Sir.«

»Sie werden sich noch den Tod holen! Ziehen Sie sich aus und nehmen Sie meinen Mantel. Wie geht es Ihrem Kopf? Ich hatte ganz vergessen, dass Sie ja verwundet sind. Ich hätte Sie nie bitten dürfen, mitzukommen.«

Zwei weitere Geschütze feuerten und dann noch einmal zwei in Fort San José im Norden, doch mit jedem Zug der Riemen verschwanden die Leichter tiefer in der Dunkelheit.

Verwundete stöhnten im Laderaum, andere Rotröcke redeten aufgeregt miteinander, und Gough erlaubte es. »Wie ist Ihre Quote, Hugh?«, fragte Sir Thomas den Iren.

»Drei Tote, Sir«, antwortete Gough, »und acht Verwundete.«

»Trotzdem war es ein Erfolg«, sagte Sir Thomas, »ein großer Erfolg sogar.«

Denn die Flotte war sicher, und Sir Thomas würde seine kleine Armee nach Süden führen können, sobald die Spanier bereit waren.

Das Quartier von Sir Thomas Graham in San Fernando war bescheiden. Er hatte die Werkstatt eines Bootsbauers requiriert und sie mit einem Bett, einem Tisch und vier Stühlen ausgestattet. Auch gab es in der weiß getünchten Werkstatt einen großen Herd, auf dem nun Sharpes Kleider getrocknet wurden. Sharpe hatte sein Gewehr ebenfalls dazugelegt und die Schlossplatte abmontiert, damit die Waffe bis in die Feder trocknen konnte. Er selbst trug nun ein Hemd und einen Mantel, Sachen, die General Graham ihm unbedingt hatte leihen wollen. In der Zwischenzeit diktierte der General seinen Bericht. »Gleich gibt es Frühstück«, sagte er zwischen zwei Sätzen.

»Ich stehe kurz vor dem Verhungern«, bemerkte Lord William Russell.

»Seien Sie ein lieber Kerl, Willie, und schauen Sie mal nach, warum das so lange dauert«, sagte der General und diktierte dann eine überschwängliche Lobrede auf die Männer, die er in die Schlacht geführt hatte. Im Landesinneren dämmerte der Morgen an den Hügeln, doch noch immer war deutlich das Glühen der brennenden Flöße in den Marschen zu erkennen, während die Rauchwolke wohl noch in Sevilla zu sehen war, mehr als sechzig Meilen weit entfernt. »Möchten Sie, dass ich auch Ihren Namen erwähne, Sharpe?«, fragte Sir Thomas.

»Nein, Sir«, antwortete Sharpe. »Ich habe ja auch nichts getan, Sir.«

Sir Thomas warf Sharpe einen verschlagenen Blick zu. »Wenn Sie das sagen, Sharpe. So – was ist das für ein Gefallen, um den Sie mich bitten wollen?«

»Würden Sie mir wohl ein Dutzend Granaten geben, Sir? Zwölfpfünder, wenn Sie die haben, aber Neunpfünder reichen auch.«

»Ja, die habe ich – oder besser gesagt Major Duncan. Was ist denn mit Ihrer Jacke passiert? Ein Säbelhieb?«

»Ein Bajonett, Sir.«

»Ich werde sie von meinem Burschen nähen lassen, während wir frühstücken. Zwölf Granaten, hm? Wofür?«

Sharpe zögerte. »Es ist vermutlich am besten, wenn Sie das nicht wissen, Sir.«

Sir Thomas schnaubte ob dieser Antwort. »Schreiben Sie das auf, Fowler«, sagte er zu seinem Schreiber und entließ ihn. Er wartete, bis der Schreiber den Raum verlassen hatte, dann ging er zum Feuer und streckte die Hände nach der Wärme aus. »Lassen Sie mich raten, Sharpe, lassen Sie mich raten. Hier sitzen Sie abgeschnitten von Ihrem Bataillon, und plötzlich bekomme ich den Befehl, Sie hierzubehalten und nicht dorthin zurückzuschicken, wo Sie hingehören. Und gleichzeitig amüsieren sich die braven Bürger von Cadiz über Henry Wellesleys Liebesbriefe. Könnte da eine Verbindung zwischen diesen beiden Dingen bestehen?«

»Durchaus möglich, Sir.«

»Es gibt noch mehr Briefe?«, fragte Sir Thomas schlau.

»Noch viel mehr, Sir.«

»Und jetzt will der Botschafter *was* von Ihnen? Dass Sie sie finden?«

»Er will sie zurückkaufen, Sir, und wenn das nicht funktioniert, dann soll ich sie stehlen.«

»Stehlen!« Sir Thomas schaute Sharpe skeptisch an. »Haben Sie zufälligerweise irgendwelche Erfahrungen darin?«

»Ein wenig, Sir«, antwortete Sharpe und erkannte nach einer kurzen Pause, dass der General noch mehr hören wollte. »Das war in London, Sir. Damals war ich noch ein Kind. Ich habe das Geschäft von der Pike auf gelernt.«

Sir Thomas lachte. »Ich bin in London mal von einem Straßenräuber angegriffen worden. Ich habe den Kerl zu Boden geschlagen. Das waren doch nicht Sie, oder?«

»Nein, Sir.«

»Henry will also, dass Sie die Briefe stehlen, und Sie wollen zwölf Granaten von mir, ja? Sagen Sie mir, warum, Sharpe.«

»Weil die Briefe eventuell vernichtet werden müssen, wenn man sie nicht stehlen kann.«

»Sie wollen meine Granaten in Cadiz zünden?«

»Ich hoffe nicht, dass es so weit kommen wird, Sir.«

»Und Sie erwarten, dass die Spanier das für ein französisches Mörsergeschoss halten?«

»Ich hoffe, dass die Spanier gar nicht wissen werden, was sie denken sollen, Sir.«

»Die Spanier sind keine Narren, Sharpe. Die Dons können verdammt unkooperativ sein, aber sie sind nicht dumm. Wenn sie herausfinden, dass Sie Granaten in Cadiz zünden, dann landen Sie in ihrem pestverseuchten Kerker, bevor Sie auch nur bis drei zählen können.«

»Deshalb habe ich es ja auch für das Beste gehalten, wenn Sie nichts davon erfahren.«

»Das Frühstück kommt.« Lord William Russell platzte in den Raum. »Beefsteak, gebratene Leber und frische Eier, Sir. Na ja, zumindest *fast* frisch.«

»Ich nehme an, Sie wollen die Dinger in die Botschaft gebracht haben, korrekt, Sharpe?«, wandte sich Sir Thomas weiterhin an Sharpe und ignorierte Lord William.

»Wenn das möglich ist, Sir. Schicken Sie sie an Lord Pumphrey.«

Sir Thomas grunzte. »Kommen Sie und setzen Sie sich, Sharpe. Mögen Sie gebratene Leber?«

»Ja, Sir.«

»Ich werde die Dinger einpacken und noch heute liefern lassen«, sagte Sir Thomas und warf dann Lord William einen tadelnden Blick zu. »Es wird Ihnen auch nichts nützen, so neugierig dreinzuschauen, Willie. Sharpe und ich, wir haben geheime Dinge zu besprechen.«

»Ich bin der Inbegriff der Diskretion«, sagte Lord William.

»Ja, manchmal sind Sie das«, stimmte Sir Thomas ihm zu, »aber eher selten.«

Sharpes Mantel wurden zum Nähen gebracht, dann machte er sich über das Frühstück her, das aus Beefsteak, Leber, Nieren, Schinken, Rührei, Brot, Butter und starkem Kaffee bestand. Obwohl er nur halb angezogen war, genoss Sharpe das Essen. Irgendwann während des Frühstücks wurde ihm bewusst, dass einer seiner Tischgefährten der Sohn eines Herzogs war und der andere ein reicher, schottischer Großgrundbesitzer, und trotzdem fühlte er sich hier seltsam wohl. Lord William hatte nichts Falsches an sich, und was Sir Thomas betraf, so war offensichtlich, dass er Soldaten mochte. »Ich hätte nie gedacht, dass ich einmal Soldat werden würde«, gestand er Sharpe.

»Warum nicht, Sir?«

»Weil ich mit meinem Leben vollkommen zufrieden war, Sharpe. Ich bin auf die Jagd gegangen, bin viel gereist, habe gelesen und Kricket gespielt, und ich hatte die beste Frau der Welt. Dann ist meine Mary gestorben. Eine Zeitlang

habe ich einfach vor mich hin gebrütet, und schließlich ist mir der Gedanke gekommen, dass die Franzosen das personifizierte Böse sind. Sie predigen Freiheit und Gleichheit, und was sind sie in Wirklichkeit? Sie sind degeneriert, barbarisch und unmenschlich, und es war meine Pflicht, sie zu bekämpfen. Also habe ich zur Uniform gegriffen, Sharpe. Ich war sechsundvierzig Jahre alt, als ich zum ersten Mal den roten Rock übergestreift habe, Sharpe, und alles in allem betrachtet, muss ich sagen, dass es glückliche Jahre waren.«

»Sir Thomas«, bemerkte Lord William, während er sich mit einem stumpfen Messer an dem Brot versuchte, »hat nicht einfach eine Uniform angezogen. Er hat das 90th Regiment of Foot aus eigenen Mitteln aufgestellt.«

»Und das war teuer!«, sagte Sir Thomas. »Allein die Tschakos haben mich vierhundertsechsunddreißig Pfund, sechzehn Schilling und vier Pence gekostet. Ich habe mich immer gefragt, wofür die vier Pence waren. Und jetzt bin ich hier, Sharpe, und kämpfe noch immer gegen die Franzosen. Haben Sie auch genug zu essen, Sharpe?«

»Ja, Sir, danke, Sir.«

Sir Thomas ließ es sich nicht nehmen, Sharpe zum Stall zu begleiten. Kurz bevor sie dort ankamen, blieb der General stehen. »Spielen Sie Kricket, Sharpe?«

»Wir haben immer in Shorncliffe gespielt, Sir«, antwortete Sharpe vorsichtig. Shorncliffe war die Kaserne, in der die Riflemen ausgebildet wurden.

»Ich brauche Kricketspieler«, sagte der General und runzelte die Stirn. »Henry Wellesley ist ein verdammter Narr«, wechselte er plötzlich das Thema, »aber er ist auch ein verdammt anständiger Narr. Wissen Sie, was ich damit meine?«

»Ich glaube schon, Sir.«

»Er ist ein wirklich guter Mann. Er weiß, wie man mit den Spaniern umgehen muss, und die können einen wahrlich zur Weißglut treiben. Sie versprechen einem die Welt und liefern dann nur Abfälle, aber Wellesley verfügt über die Geduld, um mit ihnen zu verhandeln, und die Vernünftigen unter ihnen wissen, dass sie ihm vertrauen können. Er ist ein guter Diplomat, und wir brauchen ihn als Botschafter.«

»Ich mag ihn, Sir.«

»Aber er hat sich für diese Frau zu einem verdammten Narren gemacht. Hat sie die Briefe?«

»Ich glaube, dass sie zumindest ein paar davon hat, Sir.«

»Also suchen Sie sie, ja?«

»Ja, Sir.«

»Aber Sie wollen sie doch nicht mit meinen Granaten in die Luft jagen, oder?«

»Nein, Sir.«

»Das will ich doch hoffen, denn sie ist wirklich ein hübsches kleines Ding. Ich habe sie einmal mit ihm gesehen, und Henry sah aus wie ein Kater, der eine Schüssel mit Sahne gefunden hat. Und sie sah auch glücklich aus. Ich bin überrascht, dass sie ihn verraten hat.«

»Lord Pumphrey sagt, das sei ihr Zuhälter gewesen, Sir.«

»Und was denken Sie?«

»Ich denke, sie hat Gold gerochen, Sir.«

»Henry Wellesley«, erklärte Sir Thomas und ignorierte Sharpes Worte, »verzeiht leicht. Er ist einfach diese Art von Mann. Er würde mich nicht überraschen, wenn er noch immer etwas für sie empfindet. Aber was sage ich da. Ich plappere vermutlich nur. Ich habe Ihre Gesellschaft letzte Nacht sehr genossen, Sharpe. Ich hoffe, wenn Sie Ihre Arbeit rasch erledigt haben, werden Sie noch ein, zwei Spiele mit uns spielen. Einer meiner Schreiber ist ein verdammt guter Werfer, aber der verfluchte Kerl hat sich den Fuß verdreht.

Und ich nehme an, Sie werden uns die Ehre erweisen und mit uns nach Süden segeln. Dann können wir auch ein paar Runden mit Maréchal Victor spielen, hm?«

»Das würde mir gefallen, Sir«, sagte Sharpe, obwohl er ganz genau wusste, dass das nicht der Fall sein würde.

Sharpe ging auf die Suche nach Harper und den anderen Riflemen. Anschließend suchte er sich einen billigen Schneider in San Fernando und kaufte seinen Männern mit dem Geld der Botschaft Zivilkleidung, und schließlich gingen sie unter dem Rauch der brennenden Flöße, der wie eine dunkle Wolke über der Bucht hing, in die Stadt.

Und die Wolke war auch noch am Nachmittag da, und zwölf Granaten waren in Kisten, deren Inhalt als Kohlköpfe deklariert war, in der Botschaft eingetroffen.

KAPITEL 6

Die nächsten drei Tage verliefen ereignislos. Der Wind drehte auf Ost und brachte einen kräftigen Regen, der die brennenden Feuerflöße löschte, doch der Rauch hing immer noch über dem Marschland der Trocadero-Halbinsel und trieb über die Bucht zur Stadt, wo Lord Pumphrey auf eine Botschaft von den Besitzern der Briefe wartete und der Botschafter sich vor der nächsten Ausgabe des *El Correo de* Cádiz fürchtete. Doch nichts von beidem erschien. »Die Zeitung wird heutzutage nur noch selten veröffentlicht«, erklärte James Duff, der britische Konsul in Cadiz, dem Botschafter. Duff lebte schon seit fast fünfzig Jahren in Spanien und war seit mehr als dreißig Konsul. Einige Leute behaupteten, Duff sei inzwischen sogar spanischer als die Spanier, und selbst als zwischen Spanien und Großbritannien Krieg geherrscht hatte, hatte man ihm die Schande der Ausweisung erspart und ihm erlaubt, weiter seinen Weinhandel zu betreiben. Nun da die Botschaft gezwungen war, in Cadiz Zuflucht zu suchen, bedurfte es keines Konsuls in der Stadt mehr, doch Henry Wellesley wusste die Weisheit und den Rat des älteren Mannes zu schätzen. »Núñez, der Besitzer der Zeitung, hat finanzielle Probleme, glaube ich«, fuhr Duff fort. »Unter den gegenwärtigen Umständen hat er keine Leser außerhalb der Stadt mehr, und was sollte er auch drucken? Nachrichten über die Cortes? Jeder weiß, was dort geschieht, lange bevor Núñez die Seiten auch nur setzen kann. Ihm bleiben nur Gerüchte aus Madrid, Lügen aus Paris und Listen ein-und auslaufender Schiffe.«

»Und doch will er kein Geld von uns nehmen?«, fragte Wellesley.

»Nicht einen Penny«, antwortete Duff. Der Konsul war hager, elegant und listig. Er besuchte den Botschafter fast jeden Morgen und machte Henry Wellesley jedes Mal ein

Kompliment für seinen Sherry, den Duff selbst der Botschaft verkaufte. Aufgrund der französischen Besetzung Andalusiens gingen seine Vorräte jedoch allmählich zuneige. »Ich nehme an, er steht bei jemand anderem auf der Lohnliste«, erklärte Duff.

»Und Sie haben ihm ein großzügiges Angebot unterbreitet?«, hakte der Botschafter nach.

»Ganz wie Sie es gewünscht haben, Exzellenz«, antwortete Duff. Er hatte Núñez in Wellesleys Namen aufgesucht und ihm Geld angeboten, wenn er darauf verzichtete, weitere Briefe abzudrucken. Das Angebot war abgelehnt worden, und so hatte Duff eine außergewöhnlich hohe Summe für die Zeitung als Ganzes geboten. »Ich habe ihm zehnmal mehr geboten, als das Haus, die Druckerpresse und sein gesamtes Geschäft wert sind, aber er wollte es nicht akzeptieren. Er hätte es gern – dessen bin ich sicher –, aber er ist ein sehr furchtsamer Mann. Ich glaube, er hat nicht angenommen, weil er Angst um sein Leben hat.«

»Und hat er gesagt, dass er noch mehr Briefe veröffentlichen will?«

Duff zuckte mit den Schultern, als wolle er sagen, er wisse die Antwort nicht.

»Tut mir leid, Duff, dass ich Sie in so eine Lage bringe. Schließlich ist meine eigene Dummheit an allem schuld.«

Duff zuckte erneut mit den Schultern. Er war nie verheiratet gewesen und hatte keinerlei Verständnis dafür, wenn Männer sich wegen einer Frau zum Narren machten.

»Also müssen wir darauf hoffen«, fuhr der Botschafter fort, »dass Lord Pumphrey Erfolg haben wird.«

»Seine Lordschaft könnte zwar Erfolg haben«, gab Duff zu bedenken, »aber diese Männer könnten Kopien angefertigt haben und die Briefe trotzdem veröffentlichen. Sie dürfen sich nicht auf ihre Ehre verlassen, Exzellenz. Dafür steht viel zu viel auf dem Spiel.«

»Grundgütiger.« Henry Wellesley rieb sich die Augen und drehte sich mit seinem Stuhl um, um in den Regen hinauszustarren, der in den kleinen Botschaftsgarten fiel.

»Aber wenigstens«, fügte Duff tröstend hinzu, »werden Sie dann die Originale besitzen und können somit beweisen, dass der *El Correo* den Text verändert hat.«

Henry Wellesley zuckte unwillkürlich zusammen. Ja, es war durchaus möglich, dass er eine Fälschung würde entlarven können, doch der beschämenden Wahrheit dessen, was nicht gefälscht war, konnte er nicht entkommen. »Wer sind diese Leute?«, fragte er wütend.

»Ich vermute, es handelt sich um Männer, die bei Cardenas im Lohn stehen«, antwortete Duff ruhig. »Ich rieche förmlich, dass der Admiral hier seine Finger im Spiel hat, und ich fürchte, er ist unantastbar. Ich nehme an …«, er hielt kurz inne und runzelte die Stirn, »… ich nehme an, dass Sie auch schon drastischere Maßnahmen in Erwägung gezogen haben, um eine Veröffentlichung zu verhindern.«

Wellesley schwieg kurz, dann nickte er. »Ja, das habe ich, Duff, das habe ich. Aber ich würde solch ein Vorgehen nur mit äußerstem Widerwillen anordnen.«

»Das ist auch sehr weise, Exzellenz. Mir ist eine zunehmende Zahl von spanischen Patrouillen um Núñez’ Haus aufgefallen. Ich fürchte, Admiral Cardenas hat die Junta überredet, die Zeitung im Auge zu behalten.«

»Sie könnten mit Cardenas reden«, schlug Wellesley vor.

»Ja, das könnte ich«, entgegnete Duff, »und er würde auch sehr höflich zu mir sein, mir einen hervorragenden Sherry anbieten und dann jegliches Wissen über die Angelegenheit leugnen.«

Wellesley erwiderte nichts darauf. Das musste er auch gar nicht. Seine Verzweiflung war ihm deutlich anzusehen.

»Unsere einzige Hoffnung«, fuhr Duff fort, »besteht darin, dass es Sir Thomas Graham gelingt, die Belagerung aufzuheben. Ein derartiger Sieg würde die Gegner einer Allianz mit Großbritannien sofort zum Schweigen bringen. Aber das Problem dabei ist natürlich nicht Sir Thomas, sondern Lapena.«

»Lapena«, wiederholte Wellesley den Namen matt. Lapena war der spanische General, dessen Truppen die Briten nach Süden begleiten würden.

»Er wird mehr Männer als Sir Thomas haben«, erklärte Duff weiter, »also gebührt ihm auch der Oberbefehl. Und wenn er den Oberbefehl nicht bekommt, dann werden die Spanier auch keine Truppen stellen. Und Lapena, Exzellenz, ist eine äußerst furchtsame Kreatur. Wir müssen hoffen, dass es Sir Thomas gelingt, den Mut in ihm zu wecken.« Duff hielt sein Sherryglas ins Licht. »Das ist der 03?«

»Ja.«

»Sehr gut«, sagte Duff. Er stand auf und ging mithilfe eines Stocks zu dem Tisch mit dem eingelassen Schachbrett darauf. Kurz starrte er die Figuren an, dann nahm er mit der weißen Dame einen Turm. »Ich fürchte, das heißt Schach, Exzellenz. Aber ohne Zweifel werden Sie mich morgen wieder verblüffen.«

Höflich begleitete der Botschafter Duff zu einer Sänfte, die im Hof auf ihn wartete. »Wenn sie noch mehr veröffentlichen«, sagte Wellesley und hielt den Schirm, während sich der Konsul der Sänfte näherte, »dann muss ich meinen Rücktritt einreichen.«

»So weit wird es nicht kommen, dessen bin ich sicher«, erwiderte Duff wenig überzeugend.

»Falls doch, Duff, dann werden Sie meine Pflichten übernehmen müssen, bis ein Nachfolger eintrifft.«

»Ich bete, dass Sie in Amt und Würden bleiben, Exzellenz.«

»Ich auch, Duff, ich auch.«

Eine gewisse Art von Antwort auf die Gebete des Botschafters kam am vierten Tag nach der Zerstörung der Feuerflöße. Sharpe war im Stall, wo er versuchte, seine gelangweilten Männer zu beschäftigen, indem er sie das Stalldach reparieren ließ. Sie hassten diese Arbeit, doch das war immer noch besser, als wenn sie sich betrunken hätten.

Als Lord Pumphreys Diener Sharpe fand, reichte der Rifleman Slattery gerade Ziegel. »Seine Lordschaft bittet Sie, zu ihm zu kommen«, sagte der Diener und beäugte angewidert Sharpes verdreckten Aufzug, »und zwar so schnell wie möglich, Sir.«

Sharpe zog Captain Plummers alte schwarze Jacke über, warf sich einen Mantel über die Schultern und folgte dem Diener in das Straßenlabyrinth der Stadt. Er entdeckte Lord Pumphrey auf dem mittleren Balkon in der Kirche von San Felipe Neri. Die Kirche war eine ovale Kammer mit in kühnem Schwarz-Weiß gekachelten Boden. Drei Balkone befanden sich unter der großen Kuppel, in deren Mitte ein gewaltiger Leuchter hing. Er brannte nicht, doch von seinen Armen hingen Stalaktiten aus Wachs. Die Kirche war nun das Heim der Cortes, der spanischen Ständeversammlung, und auf dem oberen Balkon, dem sogenannte Paradies, konnte die Öffentlichkeit die Reden unten verfolgen. Der mittlere Balkon wiederum war für die Granden, die kirchlichen Würdenträger und die Diplomaten reserviert, und auf dem untersten versammelten sich die Freunde und Familien der Abgeordneten.

Den riesigen Altar der Kirche hatte man mit einem weißen Tuch verhangen, und davor, dort wo man für gewöhnlich das Kreuz fand, stand ein Porträt des spanischen Königs, der nun ein Gefangener der Franzosen war. Vor dem verhangenen Altar saß der Präsident der Cortes an einem langen Tisch, der von zwei Rednerbühnen flankiert war, und die Abgeordneten saßen ihm in drei Reihen gegenüber. Sharpe

hockte sich auf die Bank neben Lord Pumphrey, der gerade einem Redner lauschte, welcher die Kirche mit schriller Stimme und voller Leidenschaft pries. Dennoch schien seine Rede ziemlich langweilig zu sein, denn viele Abgeordnete standen auf und eilten aus der Kirche. »Der Mann erklärt gerade die große Rolle«, flüsterte Lord Pumphrey Sharpe zu, »die der Heilige Geist bei der Regierung Spaniens spielt.«

Ein Priester drehte sich zu Pumphrey um und funkelte ihn an. Pumphrey lächelte jedoch nur. »Es ist wahrlich eine Schande«, bemerkte Lord Pumphrey, »dass sie den Altar verhangen haben. Es gibt dort ein wahrlich exquisites Gemälde der Unbefleckten Empfängnis. Es ist von Murillo, und die Cherubim sind einfach bezaubernd.«

»Die Cherubim?«

»Rundliche, kleine Kindchen, einfach liebenswert«, sagte Lord Pumphrey und lehnte sich zurück. Heute roch er nach Rosenwasser, doch Gott sei Dank hatte er darauf verzichtet, seinen samtenen Schönheitsfleck aufzukleben, und er trug schlichtes schwarzes Tuch. »Also meiner Meinung nach verschönern Cherubim jede Kirche, meinen Sie nicht?«, bemerkte Pumphrey. Der Priester drehte sich wieder zu ihm um und verlangte Schweigen. Lord Pumphrey hob verzweifelt die Augenbrauen, zupfte Sharpe am Ellbogen und führte ihn um den Balkon herum, bis sie unmittelbar über dem Altar waren und direkt auf die Reihen der verbliebenen Abgeordneten schauen konnten. »Dort in der zweiten Reihe«, flüsterte Lord Pumphrey, »der vierte Stuhl von links. Das ist unser Feind.«

Sharpe sah einen großen, dünnen Mann in dunkelblauer Uniform. Er hatte einen Stock zwischen den Beinen und war offensichtlich gelangweilt, denn er hatte den Kopf zurückgelegt und die Augen geschlossen. Seine rechte Hand öffnete und schloss sich immer wieder um den Knauf des Stocks. »Das ist Admiral Marqués de Cardenas«, sagte Lord Pumphrey.

»Der Feind?«

»Er hat uns Trafalgar nie verziehen. Wir haben ihn dort zum Krüppel geschossen und ihn zum Gefangenen gemacht. Natürlich hat man sich in einem netten Haus in Hampshire gut um ihn gekümmert, aber er hasst uns trotzdem, und das, Sharpe, ist der Mann, der angeblich den *El Correo de* Cádiz finanziert. Haben Sie ein Fernglas?«

»Ja, aber das ist in der Botschaft«, antwortete Sharpe.

»Glücklicherweise verfüge ich über die essentielle Ausrüstung eines jeden Spions«, sagte Lord Pumphrey und gab Sharpe ein kleines Fernrohr, dessen äußerer Zylinder in Perlmutt eingefasst war. »Schauen Sie sich einmal den Mantel des Admirals an.«

Sharpe zog das Fernrohr auf und richtete es auf die blaue Uniform des Admirals. »Nach was suche ich denn?«

»Die Hörner«, antwortete Lord Pumphrey. Sharpe ließ seinen Blick nach rechts wandern und sah eine der gehörnten Broschen auf dem dunklen Stoff. Das Zeichen des *El Cornudo.* Das Spottzeichen des Feindes. Dann hob er das Fernrohr ein Stück und sah, dass die Augen des Admirals nun geöffnet waren und ihn direkt anstarrten. Es war ein hartes Gesicht, dachte Sharpe, hart, wissend und voller Rachsucht. »Und was werden wir gegen den Admiral unternehmen?«, fragte er Lord Pumphrey.

»Unternehmen?«, erwiderte Lord Pumphrey. »Wir werden natürlich gar nichts unternehmen. Der Admiral ist ein ehrenwerter Mann, ein Abgeordneter, ein Held Spaniens und zumindest offiziell ein geschätzter Verbündeter. In Wahrheit ist er jedoch eine sauertöpfische Kreatur, die nur von Hass getrieben wird und insgeheim mit Bonaparte verhandelt. Allerdings vermute ich das nur, beweisen kann ich das nicht.«

»Wollen Sie, dass ich den Bastard umbringe?«

»Das würde die diplomatischen Beziehungen zwischen Großbritannien und Spanien sicherlich verbessern, nicht wahr?«, erwiderte Lord Pumphrey gereizt. »Warum ist mir das nicht schon längst eingefallen? Nein, Richard, ich will *nicht,* dass Sie den Bastard umbringen.«

Der Admiral hatte einen Diener zu sich gerufen, flüsterte ihm etwas ins Ohr und deutete zu Sharpe hinauf. Der Diener eilte davon, und Sharpe schob das Fernrohr wieder zusammen. »Wie hieß der Mann noch mal?«

»Das ist der Marques de Cardenas. Er besitzt viel Land im Tal des Guadiana.«

»Wir haben seine Mutter kennengelernt«, sagte Sharpe, »eine boshafte alte Hexe. Und sie ist mit den Franzosen im Bett.«

»Meinen Sie das wörtlich?«

»Nein. Aber sie haben ihren Besitz nicht geplündert. Und sie hat sie gerufen, nachdem wir angekommen sind. Das verdammte Weib hat sogar versucht, uns gefangen zu nehmen.«

»Wie die Mutter so der Sohn«, sagte Pumphrey, »und Sie werden ihn *nicht* ermorden. Natürlich müssen wir seinen Plan zunichte machen, aber das darf niemand mitbekommen. Sie sehen übrigens ziemlich schmutzig aus.«

»Wir haben gerade das Stalldach repariert.«

»Das ist wohl kaum die angemessene Beschäftigung für einen Offizier.«

»Das ist die Wiederbeschaffung erpresserischer Briefe auch nicht«, sagte Sharpe, »und ich mache es trotzdem.«

»Ah, der Kurier, nehme ich an«, sagte Lord Pumphrey. Er schaute zu einem Mann, der gerade den Balkon betreten hatte und sich durch die Bänke auf ihn zu bewegte. Der Mann trug genauso eine Spottbrosche wie der Admiral.

»Der Kurier?«, fragte Sharpe.

»Man hat mir gesagt, ich solle hier auf ihn warten. Wir sollen uns hier treffen, um die Modalitäten des Kaufs zu diskutieren. Ich hatte schon Angst, Sie würden nicht mehr rechtzeitig kommen.« Pumphrey verstummte, als der Mann hinter ihn trat und sich zu ihm beugte. Er sprach so leise, dass Sharpe ihn nicht verstehen konnte. Dann ging er zur zweiten Tür des Balkons.

»Gegenüber der Kirche gibt es ein Kaffeehaus«, sagte Lord Pumphrey. »Dort wird man sich mit uns treffen. Gehen wir?«

Sie folgten dem Kurier die Treppe hinunter und durch den kleinen Vorraum, in dem der Admiral nun stand. Der Marqués de Cardenas war ungewöhnlich groß, ungewöhnlich dünn und hatte ein schwarzes Holzbein. Er stützte sich auf einen Stock aus Ebenholz. Lord Pumphrey verneigte sich elegant vor ihm, was der Admiral mit einem steifen Nicken beantwortete, bevor er auf dem Absatz kehrtmachte und in die Kirche zurückhumpelte. »Der Bastard macht sich noch nicht einmal die Mühe, sich vor uns zu verstecken«, sagte Sharpe.

»Er hat gewonnen, Sharpe«, sagte Lord Pumphrey. »Er hat gewonnen, und nun genießt er seinen Sieg.«

Eine kräftige Brise wehte durch die schmale Straße und zerrte an Lord Pumphreys Hut, als er durch den kalten Regen in das Kaffeehaus eilte. Dort gab es ein Dutzend Tische, von denen die meisten von Männern besetzt waren, die alle zugleich zu reden schienen. Sie schrien einander an, ignorierten einander und gestikulierten wild. Um seine Worte zu unterstreichen, zerriss einer eine Zeitung, warf die Fetzen auf den Tisch und lehnte sich triumphierend zurück. »Das sind die Abgeordneten der Cortes«, erklärte Lord Pumphrey. Er schaute sich um, sah aber niemanden, der offensichtlich auf sie wartete, und so bahnte er sich einen Weg durch die lärmenden Gäste und setzte sich an einen leeren Tisch im hinteren Teil des Schankraums.

»Nehmen Sie den anderen Stuhl, Mylord«, sagte Sharpe.

»Sie sind aber eigenwillig.«

»Ich will die Tür sehen.«

Gehorsam setzte sich Lord Pumphrey um. Sharpe saß mit dem Rücken zur Wand. Ein Mädchen nahm ihre Bestellung auf, und Pumphrey ließ seinen Blick über die Gäste schweifen, die im Zigarrenrauch diskutierten. »Größtenteils sind das Advokaten«, sagte er.

»Advokaten?«

»Ja, das gilt für die meisten Abgeordneten«, erklärte Pumphrey und rieb sich mit beiden Händen das Kinn. »Sklaven, Liberale und Advokaten.«

»Sklaven?«

Lord Pumphrey schauderte übertrieben und zog sich den Mantel enger um die Schultern. »Grob gesagt gibt es zwei Fraktionen in der Cortes. Auf der einen Seite hätten wir die Traditionalisten. Sie bestehen aus den Monarchisten, den Frommen und den Altmodischen. Die nennt man die *Serviles*. Dieser Spitzname ist als Beleidigung gedacht genau wie bei uns, wenn man einen Mann als Tory bezeichnet. *Serviles* heißt ›Sklaven‹, und diese Leute wollen den König wieder auf dem Thron und die Macht der Kirche erneuert sehen. Ihre Fraktion besteht aus dem Adel, den Großgrundbesitzern und anderen Privilegierten.« Er schauderte erneut. »Den *Serviles* stehen die *Liberales* gegenüber«, fuhr er fort. »Die nennt man so, weil sie ständig von Freiheit reden. Die *Liberales* wollen ein Spanien, in dem der Wille des Volkes mehr zählt als die Dekrete einer tyrannischen Kirche oder die Launen eines despotischen Königs. Die Regierung Seiner Majestät, unseres Königs, hat sich offiziell auf keine der beiden Seiten geschlagen. Das Einzige, was wir wollen, ist eine spanische Regierung, die weiter gegen Napoleon kämpft.«

Sharpe verzog verächtlich das Gesicht. »Sie sind natürlich auf Seiten der *Serviles.*«

»Seltsamerweise nein«, erwiderte Lord Pumphrey. »Wenn überhaupt jemanden, dann unterstützen wir eher die *Liberales* – natürlich nur, solange sie die wilderen ihrer Ideen nicht nach Großbritannien exportieren, was Gott verhüten möge. Aber im Grunde ist uns die Fraktion egal, solange sie nur gegen Napoleon kämpfen.«

»Was ist dann das Problem?«

»Das Problem, Sharpe, ist die Tatsache, dass es auf beiden Seiten Männer gibt, die uns hassen. Es gibt sowohl *Serviles* als auch *Liberales*, die ernsthaft glauben, der eigentliche Feind Spaniens sei nicht Frankreich, sondern Großbritannien. Der Anführer dieser Leute ist natürlich Admiral Cardenas. Er gehört selbstverständlich zu den *Serviles*, aber wenn es ihm gelingt, genug *Liberales* davon zu überzeugen, dass wir Cadiz annektieren wollen, dann bekommt er seinen Willen. Er will ein Spanien unter einem katholischen König und sich selbst als Obersten Ratgeber dieses Königs sehen, und um das zu erreichen, will er mit Frankreich Frieden schließen. Und wo bleiben wir dann?« Lord Pumphrey zuckte mit den Schultern. »Übrigens, warum hat der furchtlose Sir Thomas Graham mir Artilleriegranaten als Geschenk geschickt? Nicht, dass ich undankbar wäre, aber ich bin schon neugierig – Grundgütiger, Richard! Was haben Sie vor?«

Die Frage war die Reaktion darauf, dass Sharpe plötzlich eine Pistole auf den Tisch gelegt hatte. Pumphrey wollte gerade dagegen protestieren, als er sah, dass Sharpe an ihm vorbeischaute. Er drehte den Kopf und sah einen Mann in einem schwarzen Mantel auf sie zukommen. Der Mann hatte ein langes Gesicht und ein kantiges Kinn, das Sharpe irgendwie bekannt vorkam.

Der Mann holte sich einen Stuhl vom Nebentisch und setzte sich zwischen Sharpe und Pumphrey. Er schaute auf die Pistole, zuckte mit den Schultern und winkte der Bedienung. *»Vino tinto, por favor«*, sagte er brüsk. »Ich bin nicht hier, um zu kämpfen«, wandte er sich auf Englisch an Sharpe. »Sie können die Waffe also wieder wegstecken.«

Sharpe drehte den Lauf direkt auf den Mann, der seinen nassen Mantel auszog und so enthüllte, dass er ein Priester war. »Mein Name«, jetzt sprach er mit Lord Pumphrey, »ist Padre Salvador Montseny. Gewisse Personen haben mich beauftragt, in ihrem Namen zu verhandeln.«

»Gewisse Personen?«, hakte Lord Pumphrey nach.

»Sie erwarten doch wohl nicht, dass ich ihre Identität preisgebe, Mylord.« Der Priester schaute erneut auf Sharpes Pistole, und in diesem Augenblick erkannte Sharpe den Mann. Das war der Priester, den er vor Núñez' Haus gesehen hatte, der Priester, der ihm befohlen hatte, die Gasse zu verlassen. »Ich habe keinerlei persönliches Interesse in dieser Angelegenheit«, fuhr Padre Salvador fort, »aber diejenigen, die mich gebeten haben, für sie zu sprechen, hoffen, dass es Ihnen angenehmer ist, mit einem Priester zu verhandeln.«

»Nehmen Sie die Waffe weg, Sharpe«, befahl Lord Pumphrey. »Sie werden den Advokaten noch Angst einjagen. Sie könnten denken, Sie seien einer ihrer Mandanten.« Er wartete, während Sharpe den Hahn löste und die Pistole unter seinem Mantel verschwinden ließ. »Sie sprechen ein hervorragendes Englisch, Padre.«

»Ich habe ein gewisses Sprachtalent«, erwiderte Montseny bescheiden. »Ich bin mit Französisch und Katalanisch aufgewachsen. Dann habe ich Spanisch und Englisch gelernt.«

»Französisch und Katalanisch? Sie sind von der Grenze?«

»Ich bin Katalane.« Padre Salvador hielt kurz inne, als Kaffee und Wein auf den Tisch gestellt wurden. Er schenkte sich ein Glas Wein ein. »Der Preis, den ich Ihnen nennen soll, beträgt dreitausend Guineas in Gold.«

»Sind Sie autorisiert zu verhandeln?«, fragte Lord Pumphrey.

Montseny schwieg. Anstatt zu antworten, nahm er ein Stück Zucker aus einer Schüssel und ließ es in den Wein fallen.

»Dreitausend Guineas sind lächerlich«, sagte Pumphrey. »Eine wahrlich exorbitante Summe. Aber um diese Peinlichkeit für die Regierung Seiner Majestät zu beenden, sind wir bereit, sechshundert zu zahlen.«

Padre Salvador schüttelte leicht mit dem Kopf, als halte er dieses Angebot für absurd. Dann holte er ein leeres Glas vom Nebentisch und schenkte für Sharpe ein. »Und wer sind Sie?«, fragte er.

»Ich passe auf ihn auf«, antwortete Sharpe, nickte zu Lord Pumphrey und wünschte, er hätte das nicht getan, denn sofort breitete sich wieder Schmerz in seinem Kopf aus.

Montseny betrachtete den Verband um Sharpes Kopf. Er wirkte amüsiert. »Sie haben Ihnen einen Verwundeten gegeben?«, fragte er Lord Pumphrey.

»Sie haben mir den Besten gegeben, den sie hatten«, entschuldigte sich Lord Pumphrey.

»Sie brauchen doch keinen Beschützer, Mylord«, sagte Montseny.

»Sie vergessen«, erwiderte Lord Pumphrey, »dass der letzte Mann, der für uns verhandelt hat, ermordet worden ist.«

»Das war äußerst bedauerlich«, erklärte der Priester ernst, »aber man hat mir versichert, dass Ihr Mann selbst die Schuld daran trägt. Er hat versucht, sich die Briefe mit

Gewalt anzueignen. Ich bin autorisiert, auch zweitausend Guineas zu akzeptieren.«

»Eintausend«, sagte Pumphrey, »und wir wollen die Versicherung, dass der *El Correo* nichts mehr veröffentlichen wird.«

Montseny schenkte sich nach. »Meine Auftraggeber«, sagte er, »sind bereit, ihren Einfluss auf die Zeitung geltend zu machen, aber das wird Sie noch einmal zweitausend Guineas kosten.«

»Leider«, erwiderte Pumphrey, »hat die Botschaft nur noch fünfzehnhundert in der Kasse.«

»Fünfzehnhundert«, sagte Montseny, als würde er darüber nachdenken.

»Für diese Summe, Padre, müssen Ihre Auftraggeber uns die Briefe und die Garantie geben, dass es zu keinen weiteren Veröffentlichungen mehr kommen wird.«

»Ich denke, das ist akzeptabel«, sagte Padre Salvador. Er lächelte, als wäre er mit dem Ausgang der Verhandlungen zufrieden. Dann lehnte er sich zurück. »Wenn Sie wünschen, könnte ich Ihnen ein Rat geben, wie Sie ein wenig Geld sparen können.«

»Dafür wäre ich Ihnen äußerst dankbar«, erwiderte Lord Pumphrey mit übertriebener Höflichkeit.

»Ihre Armee wird doch schon bald die Segel setzen, nicht wahr? Sie werden Ihre Truppen irgendwo südlich von hier landen und dann in Richtung Norden gegen Maréchal Victor vorrücken. Glauben Sie etwa, er weiß das nicht? Was, glauben Sie, wird wohl geschehen?«

»Wir werden gewinnen«, knurrte Sharpe.

Der Priester ignorierte ihn. »Lapena hat – was? Achttausend Mann? Neuntausend? Und Ihr General Graham wird drei-bis viertausend ins Feld führen? Also hat Lapena den Oberbefehl. Aber er ist ein altes Waschweib. Maréchal Victor

wird genauso viele Männer haben, vermutlich mehr, und Lapena wird Angst bekommen. Er wird in Panik geraten, und Maréchal Victor wird ihn zerschmettern. Dann haben Sie nur noch wenige Soldaten zum Schutz der Stadt, und die Franzosen werden die Mauern stürmen. Es wird viele Tote geben, doch im Sommer wird Cadiz französisch sein. Dann sind auch die Briefe bedeutungslos geworden.«

»In dem Fall«, sagte Lord Pumphrey, »warum geben Sie sie uns dann nicht einfach?«

»Fünfzehnhundert Guineas, Mylord. Man hat mich angewiesen, dass Sie das Geld persönlich bringen müssen. Zwei Mann dürfen Sie begleiten, nicht mehr. Schon bald werden Sie einen Brief in die Botschaft bekommen, in dem man Ihnen mitteilen wird, wo der Austausch stattfinden soll. Rechnen Sie noch heute nach den *Oraciones* damit.« Montseny leerte sein Glas und warf eine Münze auf den Tisch. »So. Damit hätte ich meine Aufgabe erfüllt«, sagte er, nickte und ging.

Sharpe ließ die Münze sich auf dem Tisch drehen. »Wenigstens hat er seinen Wein bezahlt.«

»Wir können also nach dem Abendgebet mit einer Botschaft rechnen«, sagte Lord Pumphrey und legte die Stirn in Falten. »Heißt das, dass er auch heute Nacht das Geld haben will?«

»Natürlich. Was das betrifft, können Sie den Kerl beim Wort nehmen«, antwortete Sharpe, »sonst nicht.«

»Sonst nicht?«

»Ich habe ihn bei der Zeitung gesehen. Er steckt bis zum Hals da drin. Der Kerl wird Ihnen die Briefe nicht geben. Er wird sich das Geld schnappen und wegrennen.«

Pumphrey rührte in seinem Kaffee. »Ich glaube, da irren Sie sich. Der Wert der Briefe wird rasch abnehmen.«

»Was auch immer Sie damit meinen.«

»Ich meine damit, Sharpe, dass er recht hat. Lapena wird den Oberbefehl über die Armee haben. Wissen Sie, wie die Spanier Lapena nennen? ›Doñ a Manolito‹, ›Lady Manolito‹. Er ist ein nervöses altes Weib, und Victor wird ihn vernichten.«

»Sir Thomas ist gut«, erklärte Sharpe loyal.

»Vielleicht. Aber Doña Manolito wird den Befehl über die Armee haben und nicht Sir Thomas, und wenn Maréchal Victor Doña Manolito besiegt, dann wird Cadiz fallen, und wenn Cadiz fällt, dann werden sich die Politiker in London auf dem Weg ins Verhandlungszimmer über den Haufen rennen. Krieg kostet Geld, Sharpe, und das halbe Parlament glaubt bereits, dass dieser Kampf nicht gewonnen werden kann. Wenn Spanien fällt, welche Hoffnung haben wir dann noch?«

»Lord Wellington.«

»Und der klammert sich an eine kleine Ecke in Portugal, während Napoleon durch ganz Europa marschiert. Falls auch die letzte Ecke Spaniens fällt, dann wird Großbritannien Frieden schließen. Falls, nein, *wenn* Victor Doñ a Manolito schlägt, dann werden die Spanier nicht warten, bis Cadiz fällt. Sie werden verhandeln. Sie würden die Stadt eher übergeben, als dass sie gebrandschatzt wird. Und wenn sie kapitulieren, dann sind die Briefe keinen Penny mehr wert. Das meine ich damit, wenn ich von einem Wertverfall spreche. Der Admiral – wenn er denn wirklich dahintersteckt – will lieber das Geld jetzt als ein paar wertlose Liebesbriefe in ein paar Monaten. Deshalb, ja, ich glaube, dass diese Verhandlungen ernst gemeint sind.« Lord Pumphrey warf ein paar kleine Münzen zu der des Priesters und stand auf. »Wir müssen wieder zur Botschaft zurück, Richard.«

»Er lügt«, warnte Sharpe.

Lord Pumphrey seufzte. »In der Außenpolitik, Richard, gehen wir immer davon aus, dass unser Gegenüber lügt. Nur

so machen wir Fortschritte. Unsere Feinde gehen davon aus, dass Cadiz in ein paar Wochen französisch ist, deshalb wollen sie ihr Geld jetzt, denn in ein paar Wochen wird es kein Geld mehr geben. Sie wollen das Heu ernten, solange die Sonne scheint. So einfach ist das.«

Der Regen hatte zugenommen, und der Wind wehte kräftig. Die Schilder über den Geschäften schwangen wild vor und zurück, und Donner grollte über dem Festland und hallte wie schweres Artilleriefeuer über die Stadt.

Sharpe ließ sich von Lord Pumphrey durch das Labyrinth der schmalen Gassen zur Botschaft führen. Sie gingen durch einen Torbogen, der von gelangweilten spanischen Soldaten bewacht wurde, und als sie über den Hof liefen, wurden sie von oben von einer Stimme aufgehalten. »Pumps!«, rief die Stimme. »Hier oben!«

Sharpe und Lord Pumphrey schauten hinauf und sahen den Botschafter, der sich aus einem Fenster im Turm der Botschaft lehnte, einem bescheidenen, fünfstöckigen Gebäude am Rand der Stallungen. »Hier oben!«, rief Henry Wellesley erneut. »Und Sie auch, Mister Sharpe! Kommen Sie!« Er klang aufgeregt.

Sharpe trat auf die überdachte Plattform und sah, dass Brigadier Moon der Herr des Turmes war. Er hatte einen Stuhl und einen Hocker, und neben dem Stuhl standen ein Teleskop und ein kleiner Tisch mit einer Flasche Rum darauf und einem Nachttopf darunter. Der Turm war mit Fenstern ausgestattet, um die oberste Plattform vor dem Wetter zu schützen, und es war offensichtlich, dass Moon diesen Adlerhorst für sich in Anspruch genommen hatte. Moon war aufgestanden, stützte sich auf seine Krücken und schaute mit dem Botschafter gen Osten. »Die Schiffe!« Henry Wellesley begrüßte Sharpe und Lord Pumphrey.

Eine ganze Flotte kleiner Schiffe glitt durch die weiß schäumenden Wellen und in den riesigen Hafen der Bucht

von Cadiz. Für Sharpe sahen sie seltsam aus. Es waren Einmaster mit einem einzigen, riesigen Segel. Die Segel waren dreieckig, vorne spitz und hinten breit. »Feluken«, sagte der Botschafter.

»Feluken, um vor Ausbruch des Sturms hier zu sein«, bemerkte der Brigadier und verdiente sich damit ein Lächeln von Henry Wellesley.

Die französischen Mörser versuchten, die Feluken zu versenken, doch ohne Erfolg. Der Lärm der Geschütze wurde von Wind und Regen gedämpft. Jedes Mal, wenn ein Mörser feuerte, sah Sharpe die Rauchwolken in Fort Matagorda und Fort San José, aber er sah nicht, wo die Geschosse einschlugen, denn die See war schon zu aufgewühlt. Die Feluken rasten weiter vorwärts und hielten auf das Südende der Bucht zu, wo der Rest der Schiffe außer Mörserreichweite ankerte. Dunkle Sturmwolken folgten ihnen. Ein Blitz zuckte weit entfernt über der Nordküste. »Dann haben die Spanier also Wort gehalten!«, rief Henry Wellesley freudig erregt. »Die Schiffe sind den ganzen Weg von den Balearen hierhergefahren! Es wird noch ein paar Tage dauern, sie auszurüsten, dann kann die Armee aufbrechen.« Henry Wellesley sah aus, als hätten sich plötzlich all seine Probleme in Luft aufgelöst. Wenn es den vereinten britischen und spanischen Armeen gelang, den französischen Belagerungsring zu durchbrechen und Victors Streitkräfte zu vertreiben, dann waren auch seine politischen Feinde neutralisiert. Die Cortes und die spanische Hauptstadt würden sogar vielleicht wieder nach Sevilla ziehen, und dort würde dann schon der Sieg in der Luft liegen. »Der Plan lautet wie folgt«, sagte Henry Wellesley zu Sharpe. »Lapena und Sir Thomas sollen sich mit Truppen aus Gibraltar vereinen, nach Norden marschieren und Victor in den Rücken fallen. Sie sollen mit aller Macht auf ihn eindreschen und ihn aus Andalusien vertreiben.«

»Das ist geheim«, knurrte der Brigadier.

»Tolles Geheimnis«, bemerkte Lord Pumphrey säuerlich. »Gerade hat mir ein Priester alles darüber erzählt.«

Der Botschafter schaute ihn besorgt an. »Ein Priester?«

»Der Mann schien sich ziemlich sicher gewesen zu sein, dass Maréchal Victor unseren Plan kennt.«

»Natürlich kennt er ihn, verdammt«, sagte der Brigadier. »Victor hat seine Karriere ja vielleicht als Hornist begonnen, aber der Mann kann Schiffe zählen, oder? Warum sonst sollten wir hier wohl eine Flotte zusammenziehen?« Er drehte sich wieder um, um die Feluken weiter zu beobachten, die inzwischen außerhalb der Mörserreichweite waren.

»Exzellenz«, sagte Lord Pumphrey, »ich denke, dass wir uns besprechen sollten. Ich habe einen Vorschlag für Sie.«

Der Botschafter schaute zu dem Brigadier, der weiter die Schiffe beobachtete. »Einen vernünftigen Vorschlag?«

»Einen äußerst ermutigenden, Exzellenz.«

»Natürlich«, sagte Henry Wellesley und ging zur Treppe.

»Kommen Sie, Sharpe«, sagte Lord Pumphrey in herrischem Ton, doch als Sharpe seiner Lordschaft folgte, schnippte der Brigadier mit den Fingern.

»Bleiben Sie hier, Sharpe«, befahl Moon.

»Ich komme gleich nach«, sagte Sharpe zu Pumphrey. »Sir?«, fragte er den Brigadier, nachdem Wellesley und Pumphrey gegangen waren.

»Was zum Teufel machen Sie hier?«

»Ich helfe dem Botschafter, Sir.«

»Ich helfe dem Botschafter, Sir«, äffte Moon Sharpe nach. »Sind Sie deshalb geblieben? Sie sollten sich doch nach Lissabon einschiffen.«

»Sollten Sie das nicht auch, Sir?«, erwiderte Sharpe.

»Gebrochene Knochen heilen besser an Land«, sagte der Brigadier. »Jedenfalls hat mir das der Arzt gesagt. Das hört sich sogar vernünftig an. All die Schaukelei auf einem Schiff, das kann doch nicht gesund für einen Knochen sein, oder?« Er grunzte, als er sich auf den Stuhl niederließ. »Mir gefällt es hier oben. Hier sieht man vieles.« Er klopfte auf das Teleskop.

»Frauen, Sir?«, fragte Sharpe. Ein anderer Grund fiel ihm nicht ein, warum sich ein Mann mit einem gebrochenen Bein einen Turm hinaufquälen sollte, von dem aus man hervorragende Sicht in Dutzende von Fenstern hatte.

»Hüten Sie Ihre Zunge, Sharpe«, sagte Moon. »Sagen Sie mir lieber, warum Sie noch immer hier sind.«

»Weil der Botschafter mich gebeten hat zu bleiben, Sir, um ihm zu helfen.«

»Haben Sie diese Unverschämtheit als einfacher Soldat gelernt, Sharpe? Oder sind Sie schon damit geboren worden?«

»Dass ich einmal Sergeant war, hat geholfen, Sir.«

»Dass Sie einmal Sergeant waren?«

»Als Sergeant haben Sie viel mit Offizieren zu tun, Sir. Tagaus, tagein.«

»Und Sie haben wohl keine sonderlich gute Meinung von Offizieren.«

Sharpe antwortete nicht darauf. Stattdessen schaute er zu den Feluken hinaus, die nun in den Wind drehten und Anker warfen. Die Bucht war ein einziges Meer aus Schaum und kleinen, wütenden Wellen. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden, Sir.«

»Hat das irgendwas mit dieser Frau zu tun?«, verlangte Moon zu wissen.

»Mit was für einer Frau, Sir?« Sharpe drehte sich noch einmal zu ihm um.

»Ich kann auch die Zeitung lesen, Sharpe«, sagte Moon. »Was haben Sie und diese verdammte kleine Molly ausgeheckt?«

»Molly, Sir?«

»Pumphrey, Sie Idiot! Oder haben Sie das etwa noch nicht bemerkt?« Die Frage war ein verächtliches Schnauben.

»Ich habe das durchaus bemerkt, Sir.«

»Wenn Sie ihn nämlich zu sehr mögen«, sagte der Brigadier giftig, »dann haben Sie einen Rivalen.« Moon genoss die Entrüstung auf Sharpes Gesicht. »Ich halte die Augen offen, Sharpe. Ich bin Soldat. Es ist immer besser, die Augen offen zu halten. Wissen Sie, wer im Haus der Molly ein und aus geht?« Er deutete auf eines der Häuser auf dem Botschaftsgelände, die sich um zwei Höfe und einen Garten drängten, und von dort zu einem Haus an einem kleineren Hof. »Der Botschafter, Sharpe, niemand anderes! Er schleicht sich oft in Mollys Haus. Na? Was halten Sie davon?«

»Lord Pumphrey ist einer der engsten Berater des Botschafters, Sir.«

»Und diese ›Beratung‹ muss nachts stattfinden?«

»Darüber weiß ich nichts, Sir«, sagte Sharpe. »Wenn Sie mich jetzt bitte entschuldigen würden.«

»Jajaja, Sie sind entschuldigt«, schnaubte Moon, und Sharpe lief die Treppe hinunter und in das Arbeitszimmer des Botschafters. Henry Wellesley schaute in den Garten hinaus, wo der Regen prasselte, und Lord Pumphrey stand am Feuer und wärmte sich den Hintern. »Captain Sharpe ist der Meinung, dass Padre Salvador gelogen hat«, berichtete Pumphrey Wellesley, als Sharpe den Raum betrat.

»Stimmt das, Sharpe?«, fragte Wellesley, ohne sich umzudrehen.

»Sie dürfen ihm nicht trauen, Sir.«

»Einem Kirchenmann?«

»Wir wissen ja noch nicht einmal, ob er ein echter Priester ist«, sagte Sharpe, »und ich habe ihn beim Zeitungsgebäude gesehen.«

»Was auch immer er ist«, sagte Lord Pumphrey gereizt, »wir müssen mit ihm zurechtkommen.«

»Achtzehnhundert Guineas«, seufzte der Botschafter und setzte sich an den Schreibtisch. »Mein Gott.« Er war so angewidert, dass er den Blick nicht bemerkte, den Sharpe Lord Pumphrey zuwarf.

Pumphrey, dessen Unterschlagung durch die Worte des Botschafters verraten worden war, schaute unschuldig drein. »Exzellenz, ich nehme an, dass die Spanier die Schiffe schon vor uns gesehen haben. Daraus werden sie schließen, dass unsere Expedition in den nächsten ein, zwei Tagen aufbrechen wird. Das heißt, innerhalb der nächsten vierzehn Tage wird es zur Schlacht kommen, und sie sind sich der Niederlage sicher. Aber wenn die Verteidiger von Cadiz vernichtet werden, dann sind die Briefe bedeutungslos geworden. Deshalb wollen sie vorher noch einmal davon profitieren, und deshalb habe ich das Angebot auch angenommen.«

»Aber achtzehnhundert Guineas«, seufzte Henry Wellesley.

»Es ist nicht Ihr Geld, Exzellenz«, sagte Pumphrey.

»Grundgütiger, Pumps, aber die Briefe gehören mir!«

»Exzellenz, indem sie einen Brief veröffentlicht haben, haben unsere Gegner Ihre Korrespondenz zu einer diplomatischen Waffe gemacht. Daher ist es unser gutes Recht, die Mittel Seiner Majestät zu nutzen, um diese Gefahr zu eliminieren.« Lord Pumphrey winkte gelassen ab. »Das Geld wird einfach in den Büchern verloren gehen, Exzellenz. Kein Problem.«

»Kein Problem?«, erwiderte Henry Wellesley.

»Wir werden es als Subventionen für die Guerilleros deklarieren«, führte Lord Pumphrey aus, »als Mittel zum Kauf von Informationen und Bestechungen von Abgeordneten der Cortes. Wir geben Hunderte, ja Tausende von Guineas für solche Zwecke aus, und das Königliche Schatzamt hat noch nie einen einzigen Beleg dafür gesehen. Es ist wirklich nicht schwer, Exzellenz.«

»Montseny wird das Geld nehmen«, erklärte Sharpe stur, »und die Briefe behalten.«

Die beiden Männer ignorierten ihn. »Und er besteht darauf, dass Sie persönlich das Geld überbringen?«, fragte der Botschafter Lord Pumphrey.

»Ich nehme an, so will er sich versichern, dass es nicht zu Gewalt kommt«, antwortete Lord Pumphrey. »Niemand würde es wagen, einen Diplomaten Seiner Majestät zu ermorden. Das würde viel zu viel Lärm verursachen.«

»Plummer haben sie auch umgebracht«, gab Sharpe zu bedenken.

»Plummer war aber kein Diplomat«, erwiderte Lord Pumphrey in scharfem Ton.

Der Botschafter schaute Sharpe an. »Können Sie die Briefe stehlen, Sharpe?«

»Nein, Sir. Ich kann vermutlich dafür sorgen, dass sie vernichtet werden, doch um sie zu stehlen, sind sie zu gut bewacht.«

»Sie vernichten …«, sinnierte der Botschafter. »Ich nehme an, das heißt Gewalt, ja?«

»Ja, Sir.«

»Ich kann und werde keinerlei Aktionen dulden, die unsere Beziehungen zu den Spaniern gefährden könnten«, erklärte Henry Wellesley und rieb sich das Gesicht mit beiden Händen. »Werden diese Leute ihr Wort halten, Pumps? Werden sie keine Briefe mehr veröffentlichen?«

»Ich könnte mir vorstellen, dass der Admiral schon mit dem Schaden zufrieden ist, den der erste verursacht hat, Exzellenz. Jetzt will er Gold sehen. Also ja, ich denke, dass er sein Wort halten wird.« Pumphrey verzog missbilligend das Gesicht, als Sharpe ein verächtliches Geräusch von sich gab.

»Dann wird es so gemacht«, verkündete Henry Wellesley. »Kaufen Sie die Briefe zurück, und ich entschuldige mich für all die Unannehmlichkeiten, die ich verursacht habe.«

»Diese Unannehmlichkeiten, Exzellenz«, sagte Lord Pumphrey, »werden bald vorbei sein.« Er betrachtete die Schachpartie des Botschafters. »Ich denke«, sagte er, »damit ist die Angelegenheit beendet. Captain Sharpe? Ich nehme an, Sie werden mich begleiten, ja?«

»Ich werde dort sein, Sir«, knurrte Sharpe.

»Dann lassen Sie uns das Gold holen«, sagte Lord Pumphrey in gelassenem Ton, »und die Sache endlich hinter uns bringen.«

Die Nachricht kam weit nach Einbruch der Dunkelheit. Sharpe wartete mit seinen Männern in einer leeren Box im Stall der Botschaft. Seine fünf Männer trugen allesamt billige Zivilkleidung und sahen darin tatsächlich auf gewisse Art anders aus. Hagman, der auch so schon dünn genug war, sah wie ein Bettler aus. Perkins ähnelte einer typischen Londoner Straßenratte, die den Fußgängern in Hoffnung auf eine Münze Pferdemist aus dem Weg räumten. Slattery wiederum wirkte bedrohlich, als könne er beim kleinsten Zeichen von Widerstand zur Gewalt greifen, und Harris sah aus, als hätte er eine lange Pechsträhne hinter sich. Er glich einem versoffenen Schulmeister, den das Schicksal auf die Straße verschlagen hatte. Und Harper schließlich war der typische Mann vom Land, der in der Stadt gelandet war. Groß und seelenruhig, wirkte er in seinem schäbigen Mantel irgendwie fehl am Platze. »Sergeant Harper kommt mit mir«, erklärte Sharpe seinen Männern. »Der Rest von euch wartet

hier. Besauft euch nicht! Vielleicht werde ich euch später in dieser Nacht noch brauchen.« Er ging davon aus, dass das Abenteuer diese Nacht in einer Katastrophe enden würde. Lord Pumphrey mochte ja optimistisch sein, was den Ausgang betraf, doch Sharpe wollte auf das Schlimmste vorbereitet sein, und die Riflemen waren seine Verstärkung.

»Wenn wir uns nicht betrinken dürfen, Sir«, fragte Harris, »warum dann der Brandy?«

Sharpe hatte zwei Flaschen Brandy gebracht, die er aus dem persönlichen Vorrat des Botschafters gestohlen hatte, und jetzt öffnete er die Flaschen, schüttete den Inhalt in einen Stalleimer und gab schließlich noch einen Krug Lampenöl hinzu. »Mischt das«, sagte er zu Harris, »und füllt es dann wieder in die Flaschen.«

»Wollen Sie Feuer legen, Sir?«

»Ich weiß nicht, was zum Teufel wir tun werden. Vielleicht ja gar nichts. Aber bleibt nüchtern, wartet, und wir werden sehen, was passiert.«

Ursprünglich hatte Sharpe all seine Männer mitnehmen wollen, doch der Priester hatte deutlich gemacht, dass Pumphrey nur zwei Begleiter mitbringen dürfe, und wenn Seine Lordschaft sich tatsächlich daran hielt, würde vielleicht gar nichts passieren. Die Möglichkeit bestand. Womöglich war der Priester ja wirklich ehrlich, also würde Sharpe ihm diese kleine Chance geben in der Hoffnung, dass die Briefe übergeben wurden. Er bezweifelte es jedoch. Sharpe putzte die beiden Armeepistolen, die er sich aus dem kleinen Arsenal der Botschaft besorgt hatte, ölte die Hähne und lud sie.

Die Uhren der Botschaft hatten schon elf geschlagen, als Lord Pumphrey in den Stall kam. Seine Lordschaft trug einen schwarzen Mantel und eine Ledertasche. »Es ist die Kathedrale, Sharpe«, verkündete Lord Pumphrey, »wieder die Krypta. Nach Mitternacht.«

»Verdammte Scheiße«, knurrte Sharpe. Er spritzte sich Wasser ins Gesicht und schnallte sich den schweren Säbel um. »Sind Sie bewaffnet?«, fragte er Lord Pumphrey. Seine Lordschaft öffnete den Mantel und zeigte zwei Duellpistolen, die in seinem Gürtel steckten. »Gut«, sagte Sharpe, »denn die Bastarde haben Mord im Sinn. Regnet es noch?«

»Nein, Sir«, antwortete Hagman. »Aber es ist windig.«

»Pat, Salvengewehr und Baker Rifle?«

»Und eine Pistole, Sir«, erwiderte Harper.

»Und die hier«, sagte Sharpe. Er ging zu der Wand, wo der französische Tornister hing, und holte die vier Rauchbomben heraus. Er erinnerte sich an die Erklärung des Pioniers, was diese Dinger in geschlossenen Räumen anrichten konnten. »Hat jemand eine Zunderkiste?«

Harris hatte eine. Er gab sie Harper. »Sollen wir nicht vielleicht doch alle gehen, Sir?«, schlug Slattery vor.

»Sie erwarten nur drei von uns«, antwortete Sharpe und schaute zu Pumphrey, der zustimmend nickte. »Wenn sie also mehr als drei sehen, werden sie vermutlich verschwinden. Allerdings werden sie das ohnehin tun, wenn sie erst einmal haben, was in der Tasche ist.« Er nickte zu der Ledertasche, die Lord Pumphrey trug. »Ist das schwer?«

Pumphrey schüttelte den Kopf. »Dreißig Pfund«, schätzte er.

»Schwer genug. Alle bereit?«

Die Pflastersteine waren nass und glitzerten im Licht der Fackeln an Torbögen und Straßenecken. Der Wind war kalt und zerrte an ihren Mänteln. »Wissen Sie, was die tun werden?«, sagte Sharpe zu Pumphrey. »Sie werden uns das Gold übergeben lassen und sich dann verdrücken. Wahrscheinlich werden sie sogar ein paar Schüsse abfeuern, damit wir die Köpfe runter nehmen. Sie werden die Briefe nicht bekommen.«

»Sie sind wirklich zynisch«, bemerkte Pumphrey. »Mit jedem Tag werden die Briefe nutzloser für sie. Wenn sie mehr abdrucken, wird die Junta die Zeitung schließen.«

»Sie *werden* mehr abdrucken«, erklärte Sharpe.

»Das hier wird ihnen lieber sein«, entgegnete Lord Pumphrey und hob die Tasche.

»Lieber«, erwiderte Sharpe, »werden ihnen das Gold *und* die Briefe sein. Wahrscheinlich werden sie Sie nicht töten wollen, da Sie ja ein Diplomat sind, aber für diese Leute sind Sie fünfzehnhundert Guineas wert. Also werden sie auch nicht vor Mord zurückschrecken, wenn es nicht anders geht.«

Pumphrey führte sie nach Westen in Richtung Meer. Der Wind war hier frischer, und die Nacht wurde vom lauten Flattern der Planen an der unfertigen Kathedrale erfüllt. Sharpe konnte die Kathedrale nun sehen. Auf ihren riesigen grauen Außenmauern tanzten die Lichter der Fackeln in den umliegenden Straßen. »Wir sind früh dran«, sagte Lord Pumphrey. Er klang nervös.

»Sie sind vermutlich schon hier«, erwiderte Sharpe.

»Vielleicht auch nicht.«

»Sie sind hier und warten auf uns. Und schulden Sie mir nicht was?«

»Schulden?«, fragte Pumphrey.

»Ein Dankeschön vielleicht?«, antwortete Sharpe. »Wie viel ist in der Tasche, Mylord?«, fragte er, als er Lord Pumphreys Verwirrung sah. »Achtzehn-oder fünfzehnhundert?«

Lord Pumphrey schaute zu Harper, als wolle er damit sagen, Sharpe solle über so etwas nicht vor einem Sergeant reden. »Fünfzehn natürlich«, antwortete Pumphrey mit leiser Stimme, »und ich danke Ihnen, dass Sie vor Seiner Exzellenz kein Wort gesagt haben.«

»Das heißt aber noch lange nicht, dass ich auch morgen nichts sagen werde«, erklärte Sharpe.

»Bei meiner Arbeit habe ich hohe Ausgaben, Sharpe, hohe Ausgaben. Und Sie haben doch vermutlich auch Ausgaben, oder?«

»Lassen Sie mich da raus, Mylord.«

»Ich mache doch nur, was alle anderen auch tun«, erklärte Lord Pumphrey verletzt.

»In Ihrer Welt lügt also jeder, und alle sind korrupt?«

»Das nennt man den diplomatischen Dienst.«

»Dann danke ich Gott dafür, dass ich nur ein Dieb und Mörder bin.«

Der Wind zerrte wieder an ihnen, als sie die kleine Straße verließen und die Stufen zur Kathedralentür hinaufstiegen. Pumphrey ging zum linken Türflügel, der sich knarrend öffnete, als er dagegen drückte. Harper folgte Sharpe hinein, bekreuzigte sich und deutete einen Kniefall an.

Kleine Lichter brannten auf dem provisorischen Hochaltar und in den kleinen Kapellen in den Seitenschiffen. Die Flammen flackerten in dem Luftzug, der durch den riesigen Raum wehte. Mit dem Gewehr in der Hand ging Sharpe voraus. Er sah niemanden. An einer Säule lehnte ein Besen.

»Wenn es Ärger gibt«, sagte Sharpe, »dann werfen Sie sich flach auf den Boden.«

»Ich soll also nicht einfach wegrennen?«, erwiderte Lord Pumphrey schnippisch.

»Sie sind schon hinter uns«, erklärte Sharpe. Er hatte Schritte gehört, und als er zurückblickte, sah er zwei Männer in den Schatten am anderen Ende des Kirchenschiffs. Dann hörte er ein Kratzen und wie ein Riegel vorgeschoben wurde. Sie waren eingesperrt.

»Gütiger Herr Jesus!«, sagte Lord Pumphrey.

»Beten Sie, dass er auf unserer Seite ist, Mylord. Pat, da sind zwei Männer hinter uns. Sie bewachen die Tür.«

»Ich habe sie schon gesehen, Sir.«

Sie erreichten die Vierung, wo sich Quer-und Hauptschiff kreuzten. Die Gerüste an den Säulen verschwanden in der Dunkelheit unter der Kuppel. Pumphrey war bereits auf dem Weg zu den Stufen, die in die Krypta führten, doch Sharpe hielt ihn zurück.

»Warten Sie, Mylord«, sagte er und ging zu der Tür in der Ziegelmauer, die den Bereich abtrennte, wo dereinst das Allerheiligste stehen würde. Sie war abgeschlossen. Auf der Innenseite gab es weder Riegel noch Schloss, was hieß, dass sie von außen gesichert war. Sharpe fluchte. Er hatte einen Fehler gemacht. Er hatte angenommen, dass die Tür von innen verriegelt sein würde, doch als er das letzte Mal mit Lord Pumphrey hier gewesen war, hatte er nicht nachgesehen. Das hieß, dass ihnen der Rückzug abgeschnitten war. »Was ist?«, verlangte Lord Pumphrey zu wissen.

»Wir müssen uns einen anderen Weg hinaus suchen«, antwortete Sharpe. Er starrte in die Schatten der Gerüste hinauf, die die Vierung umgaben, und erinnerte sich daran, dort oben Fenster gesehen zu haben. »Wenn wir wieder rauskommen«, sagte er, »dann über die Leitern da.«

»Es wird keinen Ärger geben«, erklärte Lord Pumphrey nervös.

»Aber falls doch«, erwiderte Sharpe, »dann bleiben uns nur die Leitern.«

»Sie werden niemals einen Diplomaten angreifen«, beharrte Lord Pumphrey mit heiserer Stimme auf seiner Meinung.

»Für fünfzehnhundert Gold würde ich den König höchstpersönlich angreifen«, sagte Sharpe. Dann ging er die Treppe hinunter voraus. Kerzenlicht erhellte die große, runde

Kammer. Sharpe ging fast bis zur untersten Stufe und kauerte sich hin. Er spannte den Hahn seines Gewehrs, und das an sich leise Geräusch kam als Echo zu ihm zurück. Zu seiner Rechten sah er eine zweite Treppe, und er konnte auch die drei Gänge sehen, die zu den Kavernen führten.

Vorsichtig rückte er eine weitere Stufe vor, bis er auch die restlichen beiden Gänge links erkennen konnte. Niemand war zu sehen, aber ein Dutzend Kerzen brannten auf dem Boden. Sie waren in einem weiten Kreis aufgestellt und hatten etwas Bedrohliches an sich, als hätte sich hier jemand auf ein finsteres, barbarisches Ritual vorbereitet. Die Wände waren kahl, und die flache Kuppel bestand aus grob behauenem Stein. Hier unten war kein Schmuck zu sehen. Die Kammer sah so nackt und kalt aus wie eine Höhle, und das war sie im Grunde genommen ja auch, erkannte Sharpe, denn die Krypta war einfach aus dem Fels gehauen worden, auf dem Cadiz stand. »Pass nach hinten auf, Pat«, flüsterte Sharpe, und seine Stimme hallte aus der Kammer zu ihm zurück.

»Ich halte die Augen auf, Sir«, erwiderte Harper.

Dann blitzte etwas Weißes in Sharpes Augenwinkeln auf. Er wirbelte herum, brachte das Gewehr in Anschlag und sah, dass ein Päckchen aus einem Gang auf der anderen Seite in die Kammer geworfen wurde. Es landete auf dem Boden, und das Geräusch verursachte eine Vielzahl von Echos, die erst verhallten, als das Päckchen fast genau in der Mitte des Kerzenrings zum Liegen kam. »Die Briefe.« Montsenys Stimme kam aus einem der dunklen Gänge. »Und ich wünsche Ihnen einen guten Abend, Mylord.«

Pumphrey erwiderte nichts darauf. Sharpe beobachtete die dunklen Eingänge zu den Tunneln, doch es war unmöglich zu erkennen, aus welcher Kaverne Montseny sprach. Das Echo verzerrte das Geräusch.

»Jetzt werden Sie das Gold ablegen, Mylord«, sagte Montseny, »dann nehmen Sie sich die Briefe, und unser Geschäft ist perfekt.«

Pumphrey zuckte, als wolle er gehorchen, doch Sharpe hielt ihn mit dem Gewehrlauf zurück. »Wir müssen uns die Briefe erst ansehen«, sagte er laut. Er sah, dass das Päckchen mit einer Schnur zusammengebunden war.

»Sie werden alle drei die Briefe untersuchen«, erwiderte Montseny, »und das Gold dann hierlassen.«

Sharpe konnte noch immer nicht feststellen, wo Montseny war. Er glaubte, dass das Päckchen aus dem Gang gekommen war, der der zweiten Treppe am nächsten war, doch er hatte das Gefühl, dass Montseny sich in einer ganz anderen Kammer befand. Fünf Kavernen. Ein Mann in jeder? Und Montseny wollte, dass Pumphrey und seine Begleiter mitten in die große Kammer traten, wo sie von Musketen umzingelt wären. *Wie Ratten in einem Fass*, dachte Sharpe. »Sie wissen, was zu tun ist«, sagte er leise und löste vorsichtig den Hahn, sodass das Gewehr wieder sicher war. »Pat? Nimm Seine Lordschaft am Arm, und wenn wir gehen, dann schnell.« Er vertraute darauf, dass Harper das Richtige tat, aber Lord Pumphrey würde wohl verwirrt sein. Wichtig war, sich von dem Päckchen fernzuhalten, denn das lag mitten in dem hellen Ring, der Todeszone. Sharpe nahm an, dass Montseny sie nicht töten wollte, aber er wollte das Gold, und dafür würde er auch zu Gewalt greifen. Fünfzehnhundert Guineas waren ein Vermögen. Mit dem Geld konnte man eine Fregatte bauen, einen Palast kaufen oder eine ganze Kirche voller Advokaten bestechen. »Erst werden wir langsam gehen«, flüsterte Sharpe, »dann schnell.«

Er stand auf, stieg die letzte Stufe hinunter, und es sah so aus, als würde er seine Gefährten mitten in den Raum führen. Dann schwenkte er abrupt nach links, wo ein kräftiger Kerl im Gang stand. Der Mann riss erstaunt die

Augen auf, als Sharpe plötzlich auf ihn zustürmte. Er hielt eine Muskete in den Händen, war aber offensichtlich noch nicht bereit, sie abzufeuern, und er konnte nur nach Luft schnappen, als Sharpe ihm den Gewehrkolben ins Gesicht schlug. Es war ein harter Schlag, und er traf den Mann genau am Kinn. Mit der linken Hand packte Sharpe die Muskete und riss sie seinem Widersacher aus der Hand. Der Mann versuchte, ihn zu schlagen, doch jetzt war Harper da, und der Kolben des Salvengewehrs krachte auf den Schädel des Kerls, der wie ein gefällter Ochse zu Boden sackte. »Pass auf ihn auf, Pat«, sagte Sharpe und lief in die Kaverne, die über einen weiteren Gang mit den anderen verbunden war. Ein schwacher Lichtschimmer war hier zu sehen, und ein Schatten bewegte sich. Sharpe spannte den Hahn, und bei dem Geräusch verschwand der Schatten.

»Mylord!«, rief Montseny in scharfem Ton aus dem Dunkeln.

»Halt das Maul, Pfaffe!«, brüllte Sharpe.

»Was soll ich mit dem Kerl hier machen?«, fragte Harper.

»Wirf ihn raus, Pat.«

»Legen Sie das Gold ab!«, rief Montseny. Er klang nun ganz und gar nicht mehr ruhig und entspannt. Das lief nicht so, wie er geplant hatte.

»Ich muss erst die Briefe sehen!«, rief Lord Pumphrey mit hoher Stimme zurück.

»Sie können sich die Briefe gern ansehen. Kommen Sie raus, Mylord. Sie alle! Kommen Sie raus, bringen Sie das Gold mit und sehen Sie sich die Briefe an.«

Harper stieß den halb bewusstlosen Mann ins Licht hinaus. Dort taumelte er ein Stück und lief dann durch die Kammer in einen der Gänge auf der gegenüberliegenden Seite. Sharpe hockte neben Lord Pumphrey. »Bewegen Sie sich nicht, Mylord«, sagte Sharpe. »Pat, die Rauchbomben.«

»Was haben Sie vor?«, fragte Lord Pumphrey besorgt.

»Ich werde Ihnen die Briefe besorgen«, antwortete Sharpe. Er warf sich das Gewehr über die Schulter und spannte stattdessen die erbeutete Muskete.

»Mylord!«, rief Montseny.

»Ich bin hier!«

»Beeilen Sie sich, Mylord!«

»Sagen Sie ihm, er soll sich zuerst zeigen«, flüsterte Sharpe.

»Zeigen Sie sich!«, rief Lord Pumphrey.

Sharpe schlich in den dunklen Gang, der die äußeren Kavernen miteinander verband. Nichts rührte sich. Er hörte das Klicken von Harpers Zunderkasten, sah eine Flamme und dann die brennende Lunte der ersten Rauchbombe.

»Nicht ich will die Briefe, sondern Sie, Mylord!«, rief Montseny, »also holen Sie sie sich!«

Die zweite, dritte und vierte Lunte wurden ebenfalls entzündet, und schließlich verschwand das Feuer in den perforierten Kugeln, doch nichts geschah. Harper trat von ihnen weg, als habe er Angst, sie könnten explodieren.

»Wollen Sie etwa, dass ich komme und mir das Gold selber hole?«, rief Montseny, und seine Stimme hallte in der Krypta wider.

»Warum nicht?«, rief Sharpe zurück. Er erhielt keine Antwort.

Rauch quoll aus den vier Kugeln hervor, erst nur wenig, doch dann kam ein Zischen aus der ersten, und der Rauch wurde mit erstaunlicher Schnelligkeit immer dichter. Sharpe schnappte sich die Rauchbombe und fühlte die Wärme durch die Pappmachéhülle.

»Mylord!«, schrie Montseny wütend.

»Wir kommen jetzt!«, rief Sharpe und ließ die erste Bombe in die große Kammer rollen. Die anderen drei Kugeln spien

nun auch übel riechenden Rauch, und Harper warf sie der ersten hinterher, und plötzlich war die Zentralkammer kein hell erleuchteter Ort mehr, sondern eine finstere Höhle, die sich rasch mit erstickendem Rauch füllte, der das Kerzenlicht schluckte. »Pat!«, rief Sharpe. »Bring Seine Lordschaft die Treppe rauf. Jetzt!«

Sharpe hielt die Luft an, lief in die Mitte der Krypta und schnappte sich das Päckchen. Dann drehte er sich im selben Moment zur Treppe um, als ein Mann mit einer Muskete in der Hand durch den Rauch trat. Sharpe richtete seine eigene Muskete auf ihn und rammte dem Kerl die Mündung ins Auge. Der Mann stolperte zurück, und Sharpe lief zur Treppe. Harper wartete oben und hielt Lord Pumphrey am Ellbogen fest. Unten in der Krypta wurde eine Muskete abgefeuert, und das Echo ließ es klingen wie die Salve eines ganzen Bataillons. Die Kugel schlug über Sharpe in die Decke. Putz sprang ab. Dann war Sharpe oben und Harper war da. Zwei mit Musketen bewaffnete Männer hatten das Kirchenschiff schon halb durchquert, und Sharpe wusste, dass Harper sich fragte, ob er sie nun angreifen sollte, um durch den Haupteingang der Kathedrale zu entkommen.

»Die Leiter, Pat!«, sagte Sharpe. Wenn sie das Kirchenschiff entlang flohen, würden Montseny und seine Männer ihnen in den Rücken schießen können. »Los!« Sharpe stieß Lord Pumphrey in Richtung der nächstbesten Leiter. »Schaff ihn rauf, Pat! Los, los, los!«

Eine Muskete feuerte im Kirchenschiff. Die Kugel ging an Sharpe vorbei und schlug in einen Haufen purpurfarbener Stoffe, mit denen der Hochaltar in den nächsten Monaten geschmückt werden sollte. Sharpe ignorierte den Schützen und schoss mit der erbeuteten Muskete die Treppe hinunter. Dann nahm er das Gewehr von der Schulter und schoss noch einmal. Er hörte, wie sich Männer unten hustend durch den Rauch kämpften. Sie rechneten mit einem dritten Schuss,

doch der kam nicht, denn Sharpe war zum Gerüst gerannt und kletterte um sein Leben.

KAPITEL 7

Sharpe kletterte die Leiter hinauf. Eine Muskete wurde im Kirchenschiff abgefeuert und der Schuss hallte von den Wänden wider. Sharpe hörte, wie die Kugel von den Steinen abprallte und ins Querschiff pfiff. Dann ließ ein lautes Krachen seine Verfolger eine Warnung schreien. Harper hatte einen Kalksteinblock hinabgeworfen, der beim Aufprall zerbarst und Splitter in alle Richtungen schleuderte.

»Da ist noch eine Leiter, Sir!«, rief Harper von oben, und Sharpe sah die zweite Leiter, die weiter in die Dunkelheit hinaufführte. Jede der vier riesigen Säulen an den Ecken der Vierung stützte einen Gerüstturm, doch da, wo die zerbrechlichen Türme die Bögen erreichten, verzweigten sie sich und umspannten den gesamten unteren Rand der unvollendeten Kuppel. Eine weitere Muskete feuerte, und die Kugel grub sich in ein Brett und schleuderte Staub empor, sodass Sharpe halb erstickte, während er die zweite Leiter hinaufstieg, die besorgniserregend schwankte.

»Hier, Sir!« Harper streckte die Hand aus. Der Ire und Lord Pumphrey hockten auf dem breiten Steinsims des Tambour, einem dekorativen Zwischenstück in der Mitte der Säule. Sharpe schätzte, dass er sich inzwischen gut vierzig Fuß über dem Kathedralenboden befand, und die Säule reichte noch mal so weit, bis sich das Gerüst am Fuß der Kuppel verbreiterte. Hoch oben im Dunkeln war ein Fenster. Sharpe konnte es nicht sehen, aber er erinnerte sich daran.

»Was haben Sie getan?«, verlangte Lord Pumphrey wütend zu wissen. »Wir hätten verhandeln sollen! Wir haben die Briefe noch nicht einmal in Augenschein genommen!«

»Jetzt können Sie sie sich ja ansehen«, erwiderte Sharpe und drückte Pumphrey das Päckchen in die Hand.

»Wissen Sie eigentlich, was für einen Ärger uns das mit den Spaniern einbringen wird?« Das Päckchen milderte Lord

Pumphreys Wut nicht im Mindesten. »Das hier ist eine Kathedrale! Jeden Augenblick wird es hier voll von Soldaten sein!«

Sharpe verkniff sich, seine Meinung dazu zu äußern, spähte über den Rand des Tambours und lud sein Gewehr. Im Augenblick waren sie recht sicher, denn der Sims war breit und schützte sie vor Schüssen aus der Vierung. Allerdings nahm Sharpe an, dass ihre Feinde schon bald die Gerüste raufklettern und sie an den Flanken angreifen würden. Er konnte die Männer unten reden hören, aber er hörte auch noch etwas Seltsames, etwas, das wie eine Schlacht klang. Es war ein Donnern wie Geschützfeuer. Es war mal lauter, mal leiser, und Sharpe erkannte, dass es der Wind war, der an den Planen über dem unfertigen Dach zerrte. Ein lautes Grollen übertönte alles, und das war der Donner. Der Sturm würde jedes Geräusch in der Kathedrale schlucken, und außerdem hatte Montseny die Türen verriegeln lassen. Der Priester würde nicht nach Soldaten schicken. Er wollte das Gold.

Eine Musketensalve hallte in der Kirche wider, und die Kugeln schlugen um den Tambour herum ein. Sharpe nahm an, dass die Salve als Feuerschutz für jemanden gedacht war, der eine Leiter hinaufkletterte. Erneut spähte er über den Rand des Tambours und sah einen Schatten an der Säule ihnen gegenüber. Er zielte und drückte ab. Der Mann wurde von den Sprossen gerissen und fiel zu Boden. Da er noch nicht sonderlich hoch gewesen war, konnte er noch in den Schutz des Chorgestühls kriechen.

»Haben Sie ein Messer?«, fragte Pumphrey.

Sharpe gab ihm sein Taschenmesser. Er hörte, wie die Schnur durchtrennt wurde, und dann das Rascheln von Papier. »Wollen Sie, dass Sergeant Harper ein Streichholz entzündet?«, bot er an.

»Nicht nötig«, antwortete Pumphrey. Er entfaltete ein großes Blatt Papier, und selbst im Halbdunkel des Tambours sah Sharpe, dass das Päckchen keine Briefe enthielt, sondern nur eine Zeitung, vermutlich den *El Correo de Cádiz.* »Sie hatten recht, Sharpe«, seufzte Pumphrey.

»Fünfzehnhundert Guineas«, sagte Sharpe. »Damit kann man sich zur Ruhe setzen. Pat, du und ich, wir könnten uns das Geld nehmen.« Sharpe hielt kurz inne und biss eine Patrone auf. »Wir könnten nach Amerika segeln, eine Schenke aufmachen und den Rest unseres Lebens gut leben.«

»Dafür brauche ich weder eine Schenke, Sir, noch fünfzehnhundert Guineas.«

»Aber schön wäre es, oder?«, erwiderte Sharpe. »So eine Schenke direkt am Meer? Wir könnten sie ›Lord Pumphrey‹ nennen.« Er holte einen Lederflicken aus seinem Munitionsbeutel, wickelte die Kugel darin ein und rammte sie in den Lauf. »Aber in Amerika gibt es keine Lords, oder?«

»Nein, gibt es nicht«, bestätigte Lord Pumphrey.

»Dann nennen wir sie vielleicht stattdessen ›Zum Botschafter und der Hure‹«, sagte Sharpe und steckte den Ladestock wieder an seinen Platz unter dem Lauf zurück. Er spannte den Hahn und legte an. Unten rührte sich nichts, was hieß, dass Montseny seine Taktik vermutlich überdachte. Er und seine Männer hatten gelernt, die Feuerkraft über sich zu fürchten, doch das würde sie nicht lange abschrecken, nicht, wenn es hier oben fünfzehnhundert englische Goldguineas zu holen gab.

»Das würden Sie doch nicht tun, Sharpe, oder?«, fragte Pumphrey nervös. »Ich meine, Sie haben doch nicht wirklich vor, sich das Geld zu nehmen?«

»Aus irgendeinem Grund, Mylord, bin ich ein loyaler Bastard. Gott weiß, warum. Aber Sergeant Harper ist Ire, und als Ire hat er genügend Gründe dafür, uns Engländer zu

hassen. Ein Schuss aus diesem Salvengewehr, und wir beide sind tot. Fünfzehnhundert Guineas, Pat. Damit könntest du schon was anfangen.«

»Ja, das könnte ich, Sir.«

»Aber was wir jetzt erst einmal tun müssen«, sagte Sharpe, »ist, nach links zu gehen und zu diesem Fenster hinaufzuklettern.« Er deutete nach oben. Inzwischen hatten sich seine Augen an die Dunkelheit gewöhnt und er konnte den schwachen Lichtschimmer sehen, der durch das Fenster in der Kuppel fiel. »Und wenn wir da durch sind, gibt es ein Gerüst an der Außenwand. Daran können wir dann hinunterklettern und in der Stadt verschwinden wie Ratten im Loch.«

Doch um dorthin zu gelangen, würden sie über das Gerüst über dem Tambour klettern müssen. Dann ging es über eine schmale Planke und eine weitere Leiter hinauf, die auf die zerbrechlich wirkende Plattform unmittelbar unter dem Fenster führte. Die Leitern wurden genau wie die Gerüststangen mit Seilen an Ort und Stelle gehalten. Es war kein weiter Weg, keine dreißig Fuß hinauf und dann noch einmal so viel quer und wieder ein Stück hinauf. Aber um das zu schaffen, mussten sie durch das Schussfeld der Männer unten. Sharpe schätzte, dass sie es insgesamt mit acht oder neun Gegnern zu tun hatten, alle mit Musketen bewaffnet, und auf diese Entfernung verfehlte noch nicht einmal eine Muskete ihr Ziel. Sobald sie den Schutz des breiten Sims verlassen hatten, würde mindestens einer von ihnen getroffen werden. »Wir werden jetzt Folgendes tun«, sagte Sharpe. »Wir müssen die Bastarde ablenken. Schade, dass wir keine Rauchbomben mehr haben.«

»Die haben gut funktioniert, nicht wahr?«, bemerkte Harper glücklich. Rauch quoll aus dem Treppenhaus, das in die Krypta führte, und verteilte sich im Kirchenschiff, doch es war bei Weitem nicht genug, um den Männern unten den Blick in die Kuppel zu nehmen.

Sharpe kauerte auf dem Tambour und schaute sich die Gerüste in der Vierung an. Montseny und seine Männer hielten sich gerade so außer Sicht. Ohne Zweifel warteten sie darauf, dass Sharpe die Sicherheit des Simses verließ, dann würden sie eine Salve feuern. Er musste sie ablenken, dachte er, sie irgendwie verwirren – aber wie? »Hast du noch mehr Steine, Pat?«

»Davon gibt es Dutzende hier, Sir.«

»Wirf sie runter. Einfach nur, damit die da unten glücklich sind.«

»Darf ich das Salvengewehr einsetzen, Sir?«

»Nur, wenn du zwei, drei von ihnen auf einem Haufen siehst.« Das Salvengewehr war eine wahrlich bösartige Waffe, doch das Nachladen dauerte so lange, dass es so gut wie nutzlos war, wenn man es einmal abgefeuert hatte.

»Was ist mit Ihnen, Sir?«

»Ich habe eine Idee«, sagte Sharpe. Es war eine verzweifelte Idee, aber Sharpe hatte ein langes Seil entdeckt, das am Fuß des gegenüberliegenden Gerüsts angebunden war. Es reichte weit in die Kuppel hinauf, verschwand in der Dunkelheit und tauchte nicht weit von Sharpe entfernt wieder auf. An einem Ende befand sich ein schwerer Eisenhaken, und dieser Eisenhaken war rechts von Sharpe an das Gerüst und die Plattform unter ihm gebunden. Das Seil diente dazu, schwere Steinblöcke in die Kuppel zu hieven. »Geben Sie mir das Messer zurück«, sagte Sharpe zu Pumphrey. »Jetzt, Pat!«, rief er, und Harper wuchtete einen Kalksteinblock über die Kante und ließ ihn ins Kirchenschiff fallen, und als der Stein auf den Boden schlug, ließ Sharpe sich wie ein Seemann die Leiter hinunter gleiten. Hart prallte er auf der Plattform auf und spürte, wie sie zitterte. Ein zweiter Stein schlug auf den Kathedralenboden, und Montseny dachte wohl, die Engländer hätten keine Munition mehr, denn er und drei

andere Männer traten mit ihren Musketen aus der Deckung heraus.

»Gott segne euch«, sagte Harper und feuerte sein Salvengewehr ab. Der Lärm war ohrenbetäubend, eine gewaltige Explosion, die in der Kirche widerhallte, und sieben Kugeln schlugen in den Raum zwischen dem Chorgestühl. Unten fluchte ein Mann, als Sharpe den Haken erreichte. Eine Muskete schoss auf ihn, doch der Schuss kam aus dem anderen Querschiff, und die Kugel verfehlte ihn. Sharpe packte den schweren Haken und sägte mit dem Messer durch das Seil, das ihn an Ort und Stelle hielt. Dann trug er den Haken und das schwere Tau, an dem er hing, über die Planke, die Leiter hinauf und auf den Tambour, als im selben Augenblick zwei weitere Schüsse im Zwielicht unten aufblitzten. Er gab Harper den Haken. »Zieh daran«, sagte er. »Aber nicht reißen. Zieh einfach so kräftig, wie du kannst.« Sharpe wollte nicht, dass die Männer unten verstanden, was hier vor sich ging, deshalb musste das Seil langsam gespannt werden.

Ein leises Kreischen oben in der Dunkelheit verriet, dass das Seil dort durch einen Flaschenzug lief. Sharpe sah, wie es sich spannte, und er hörte Harper stöhnen. Unten bewegte sich ein Schatten, und Sharpe nahm sein Gewehr, zielte schnell und schoss. Der Schatten verschwand. Harper zog mit all seiner gewaltigen Kraft, während Sharpe eine neue Patrone herausholte.

»Es rührt sich nicht«, keuchte Harper.

Sharpe lud nach und gab Gewehr und Pistole dann Lord Pumphrey. »Amüsieren Sie die Kerle ein wenig«, sagte er, hockte sich neben Harper und zog gemeinsam mit ihm am Seil. Es rührte sich keinen Zoll. Das andere Ende war an einen Gerüstpfosten gebunden, und der wollte sich offenbar nicht bewegen lassen. Der Knoten war bis zu der Stelle hinaufgerutscht, wo ein Querpfosten daran befestigt war, und von da ging es einfach nicht weiter. Der Winkel war

vollkommen falsch, aber wenn es Sharpe gelang, den Pfosten zu bewegen, dann hätten sie vielleicht die Ablenkung, die sie brauchten.

Lord Pumphrey feuerte eine seiner beiden Duellpistolen ab, dann die zweite, und Sharpe hörte einen Schrei aus dem Kirchenschiff. »Gut gemacht, Mylord«, sagte er und beschloss, alle Vorsicht fahren zu lassen. »Reißen!«, befahl er Harper, und gemeinsam versetzten sie dem Seil einen Ruck nach dem anderen. Sharpe glaubte, der Pfosten habe sich ein wenig bewegt, nur ein Zittern, und die Männer unten hatten offenbar erkannt, was die Briten vorhatten, denn einer von ihnen lief mit dem Messer in der Hand aus dem Hauptschiff hinaus. Lord Pumphrey feuerte die Navypistole ab. Die Kugel schlug auf dem Boden ein, prallte ab und jaulte durchs Kirchenschiff. Der Mann hatte das Gerüst inzwischen erreicht und kletterte hinauf, um das Seil durchzuschneiden.

»Reißen!«, sagte Sharpe, und er und Harper rissen, und der Pfosten bog sich nach außen durch. Das Gerüst war alt. Es stand nun schon fast zwanzig Jahre hier, und die Taue, die es hielten, waren brüchig geworden. Steinblöcke stapelten sich auf seinen Plattformen, und einige davon gerieten nun in Bewegung und hörten nicht mehr damit auf. »Reißen!«, knurrte Sharpe erneut, und sie rissen noch einmal am Seil, und diesmal brach der Pfosten aus dem Gerüst heraus. Steine krachten durch die Planken. Der Mann mit dem Messer sprang um sein Leben, und just in diesem Augenblick brach auch der Rest des Gerüstes auf der anderen Seite der Vierung in einer Staubwolke zusammen.

»Jetzt!«, sagte Sharpe.

Der Lärm war ohrenbetäubend. Das einstürzende Gerüst und die Baumaterialien darauf zerschlugen alles auf ihrem Weg, als fast hundert Fuß des Gebildes herunterkamen. Doch das Nützlichste von allem war der Staub. Er war dichter als Rauch, und inmitten all der nach unten fallenden

Steine und dem Holz quoll er wie eine dunkelgraue Wolke empor und verschluckte das Kerzenlicht aus den Kapellen in den Seitenschiffen. Das Gerüst, über das Sharpe sich bewegte, bebte ebenfalls, als die Zerstörung sich ausbreitete, doch dann hatten sie die Leiter erreicht. Sharpe schob Lord Pumphrey nach oben. Harper war bereits weiter hinaufgeklettert und schlug das Fenster mit dem Kolben seines Salvengewehrs ein. »Nimm deinen Mantel!«, rief Sharpe. Unten hörte er jemanden schreien.

Harper legte seinen Mantel auf die Glassplitter im unteren Fensterrahmen, packte Lord Pumphrey und zog ihn ohne viel Federlesen neben sich. »Kommen Sie, Sir!« Er streckte die Hand nach Sharpe aus und bekam sie gerade noch rechtzeitig zu fassen, als die Planken unter Sharpes Füßen wegbrachen. Nun fiel auch der letzte Rest des Gerüsts zusammen und die ganze Kathedrale war von Staub und Lärm erfüllt.

Die drei balancierten gefährlich auf dem schmalen Fenstersims, und unter und hinter ihnen löschte der Staub die Kerzen nun endgültig aus, und die Kathedrale wurde in vollkommene Dunkelheit getaucht. »Da geht es ziemlich weit runter, Sir«, warnte Harper. Sharpe sprang. Er glaubte schon, der Sprung würde niemals enden, doch dann landete er auf einem flachen Dach. Pumphrey kam als Nächster. Bei der Landung zischte er vor Schmerz. Harper folgte ihm. »Gott schütze Irland, Sir«, keuchte der Sergeant, »das war knapp.«

»Haben Sie das Geld?«, fragte Sharpe.

»Ja«, antwortete Lord Pumphrey.

»Das hat Spaß gemacht«, bemerkte Sharpe. Sein Kopf schmerzte wie die Hölle und seine Hand blutete, aber daran konnte er jetzt auch nichts ändern. »Das hat mir wirklich Spaß gemacht«, betonte er noch einmal. Der Wind zerrte an ihm. Er hörte die Wellen in der Nähe, und als er an den Rand

des Daches trat, da konnte er den Schaum der Brecher jenseits der Seemauer sehen. Es hatte wieder zu regnen begonnen, oder vielleicht war das auch nur die Gischt im Wind. »Das Außengerüst, von dem ich gesprochen habe, ist auf der anderen Seite«, sagte Sharpe.

»Ich glaube, ich habe mir den Knöchel gebrochen«, sagte Lord Pumphrey.

»Nein, haben Sie nicht, verdammt«, widersprach ihm Sharpe. Jetzt war wirklich nicht der richtige Zeitpunkt, dass Seine Lordschaft zum Schwächling wurde. »Wenn Sie gehen, wird es schon wieder besser werden.«

Die riesigen Planen schlugen gegen die unfertige Kuppel. Sharpe stolperte über eines der Sicherungsseile und tastete sich dann vorsichtig zum Rand vor. Eine Laterne im Hof unten spendete gerade genug Licht, dass Sharpe das Gerüst sehen konnte. Er sah auch noch andere Laternen, die auf und ab hüpften, als sie durch die Straßen getragen wurden.

Irgendjemand musste die Schüsse in der Kathedrale trotz des Sturms gehört haben, doch wer auch immer das war, der da unten nachsehen wollte, er ging zum Osteingang mit den drei Türen. Niemand beobachtete die Nordfassade, wo Sharpe die Leitern fand, die sie nun hinabstiegen. Inzwischen trug Harper das Gold. Donner grollte über ihren Köpfen und ein Blitz ließ sie das komplizierte Gebilde aus Planken und Pfosten sehen, durch das sie nun kletterten. Lord Pumphrey hätte wohl am liebsten das Pflaster geküsst, als sie endlich unten ankamen. »Gütiger Herr Jesus«, sagte er. »Ich glaube, mein Fuß ist nur verrenkt.«

»Ich habe Ihnen doch gesagt, dass er nicht gebrochen ist«, sagte Sharpe. Er grinste. »Zum Schluss war zwar alles ein wenig überstürzt, aber alles in allem betrachtet, lief es doch ganz gut.«

»Das war eine Kathedrale!«, sagte Harper.

»Gott wird dir verzeihen«, erwiderte Sharpe. »Den Bastarden da drin wird er vielleicht nicht vergeben, dir aber schon. Gott liebt die Iren. Das sagst du mir doch immer.«

Bis zur Botschaft war es nicht weit. Sie klopften ans Tor, und ein verschlafener Pförtner öffnete ihnen. »Wartet der Botschafter auf uns?«, fragte Sharpe.

»Natürlich.«

»Dann können Sie ihm ja das Geld Seiner Majestät zurückgeben«, sagte Sharpe, »abzüglich sechs Guineas.« Er schaute in die Tasche. Sie war voller Lederbeutel. Sharpe öffnete einen davon, zählte sechs Guineas ab und gab Pumphrey den Rest zurück.

»Sechs Guineas?«, fragte Lord Pumphrey.

»Vielleicht muss ich ja jemanden bestechen«, erwiderte Sharpe.

»Ich könnte mir vorstellen, dass Seine Exzellenz Sie morgen früh sehen will«, sagte Pumphrey. Er klang entmutigt.

»Sie wissen ja, wo Sie mich finden können«, antwortete Sharpe. Er ging zum Stall, blieb aber noch einmal kurz am Hoftor stehen und sah, dass Lord Pumphrey nicht zu dem Haus ging, wo sich die Arbeitszimmer der Botschaft befanden, sondern zu dem Hof, an dem die kleineren Häuser standen. Er ging zu sich nach Hause. Sharpe schaute Seiner Lordschaft hinterher, bis er verschwunden war, und spie dann aus. »Die halten mich wirklich für dumm, Pat.«

»Tun sie, Sir?«

»Ja, das tun sie. Bist du müde?«

»Ich könnte einen Monat lang durchschlafen, Sir.«

»Aber jetzt nicht, Pat, jetzt nicht.«

»Nicht, Sir?«

»Wann schlägt man einen Mann am besten?«

»Wenn er am Boden liegt?«

»Wenn er am Boden liegt«, bestätigte Sharpe. Er hatte viel zu tun.

Sharpe gab jedem seiner Riflemen eine Guinea. Sie hatten fest geschlafen, als Sharpe und Harper in den Stall zurückgekehrt waren, aber sie wachten auf, als Sharpe eine Laterne entzündete. »Wie viele von euch sind betrunken?«, fragte Sharpe.

Die Gesichter schauten ihn reumütig an. Niemand antwortete ihm. »Es ist mir egal«, sagte Sharpe. »Ich will es nur wissen.«

»Ich habe mir ein paar genehmigt«, gestand Slattery.

»Und, bist du betrunken?«

»Nein, Sir.«

»Harris?«

»Nein, Sir. Ein wenig Rotwein, Sir, aber nicht viel.«

Perkins schaute seine Guinea an und runzelte die Stirn. Vermutlich hatte er noch nie eine gesehen. »Was heißt M. B. F. ET H. REX F. D. B. ET L. D. S. R. L. A. T. ET E.?«, fragte er. Er hatte die Inschrift auf der Münze gelesen, doch das fiel ihm schwer, und so stolperte er über die Buchstaben.

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?«, erwiderte Sharpe.

»König von Großbritannien, Frankreich und Irland«, sagte Harris, »Verteidiger des Glaubens, Herzog von Braunschweig und Lüneburg, Erzschatzkanzler und Kurfürst. Das ist natürlich eine Abkürzung, eine lateinische.«

»Verdammt«, sagte Perkins beeindruckt. »Und wer ist das alles?«

»Na, König George, du Idiot«, antwortete Harris.

»Lass es gut sein«, sagte Sharpe zu Perkins. Er wusste eigentlich gar nicht so genau, warum er seinen Männern das Geld gegeben hatte, aber warum sollten seine Riflemen in

einer Nacht wie dieser, in der so großzügig mit Geld umgegangen wurde, nicht auch was davon haben? »Ihr alle werdet Mäntel und Hüte brauchen.«

»Jesus«, sagte Harris. »Wir gehen raus? In diesem Sturm?«

»Ich brauche die Zwölfpfündergranaten«, sagte Sharpe, »und noch mindestens zwei Rauchbomben. Steckt sie ein. Habt ihr die Flaschen mit dem Gemisch aus Brandy und Lampenöl gefüllt?«

»Ja, Sir.«

»Die brauchen wir auch. Und ja, wir gehen raus.« Sharpe wollte nicht. Er wollte schlafen, doch wenn der Feind aus dem Gleichgewicht war, dann musste man zuschlagen. Montseny hatte mindestens sechs Mann mit in die Kathedrale genommen, vielleicht mehr, und diese Männer waren vermutlich noch immer in den Trümmern des Gerüstes gefangen und sahen sich den Fragen der Soldaten ausgesetzt, die gekommen waren, um den Vorfall zu untersuchen. Hieß das, dass das Zeitungsgebäude unbewacht war? Aber ob es nun bewacht war oder nicht, der Sturm war ein Gottesgeschenk. »Wir gehen raus«, wiederholte er noch einmal.

»Hier, Sir.« Hagman brachte ihm eine Steingutflasche.

»Was ist das?«

»Essig, Sir, für Ihren Kopf, Sir. Nehmen Sie den Hut ab.« Hagman bestand darauf, den Verband mit Essig zu tränken. »Das wird helfen, Sir.«

»Ich stinke.«

»Wir stinken alle, Sir. Wir sind die Soldaten des Königs.«

Der Sturm wurde immer schlimmer. Der dichte Regen wurde vom Wind durch die Stadt gepeitscht, der die Wogen gegen die Seemauer der Stadt trieb. Donner grollte wie Geschützfeuer über den Türmen und Blitze zuckten über der Bucht, wo die Flotte an ihren Ankerketten riss.

Sharpe nahm an, dass sie inzwischen gut zwei Uhr in der Früh hatten, als sie das verlassene Gebäude in der Nähe von Núñez’ Zeitung erreichten. Der Regen war übel. Sharpe kramte in seiner Tasche nach dem Schlüssel, öffnete das Schloss und stieß die Tür auf. Auf dem Weg hierher hatte er sich nur zweimal verirrt, und schließlich hatte er das Haus gefunden, indem er sich an der Hafenmauer orientiert hatte. Dort waren spanische Soldaten stationiert, die bei ihren Geschützen in den Unterständen gestanden hatten, und Sharpe hatte schon befürchtet, man würde ihn fragen, was er dort zu suchen hatte. Also war er mit seinen fünf Männern im Gleichschritt marschiert in der Hoffnung, die Spanier würden sie von Weitem für eine Patrouille aus der Garnison halten, die man in das Mistwetter hinausgetrieben hatte. Zum Glück hatte es funktioniert, und nun waren sie in dem alten Kloster. Sharpe schloss die Tür und verriegelte sie von innen. »Hast du die Laterne?«, fragte er Perkins.

»Ja, Sir.«

»Zünde sie erst an, wenn wir im Haus sind«, befahl Sharpe. Dann erteilte er Harper genaue Anweisungen, bevor er mit Hagman auf den Turm stieg. Sie tasteten sich die finstere Treppe hinauf, doch oben angekommen, konnte man auch nicht viel mehr sehen, so dunkel war die Nacht. Sharpe suchte nach einem Wachtposten auf dem Dach von Núñez’ Haus, sah aber niemanden. Er hatte Hagman mitgebracht, weil der alte Wilderer die besten Augen seiner Männer hatte.

»Wenn er dort ist, Sir«, sagte Hagman, »dann hat er sich vor Wind und Regen versteckt.«

»Vermutlich.«

Ein Blitz erhellte das Innere des Turms, und Donner hallte über die Stadt. Der Regen prasselte und zischte auf den Dächern um sie herum. »Wohnen Leute über der Druckerei, Sir?«, fragte Hagman.

»Ich glaube schon«, antwortete Sharpe. In den meisten Häusern der Stadt wurde unten gearbeitet und oben geschlafen.

»Müssen wir davon ausgehen, dass es dort Frauen und Kinder gibt?«

»Deshalb haben wir ja die Rauchbomben dabei.«

Hagman dachte darüber nach. »Sie meinen, Sie wollen sie ausräuchern?«

»Genau das habe ich vor, Dan.«

»Es ist nur – es würde mir gar nicht gefallen, ein paar kleine Bälger töten zu müssen, Sir.«

»Das wirst du auch nicht«, versicherte ihm Sharpe und hoffte, dass er recht hatte.

Wieder zuckte ein Blitz herab. »Da drüben ist niemand, Sir«, erklärte Hagman und nickte in Richtung von Núñez' Haus. »Auf dem Dach, Sir«, fügte er hinzu, als ihm klar wurde, dass Sharpe sein Nicken nicht gesehen haben konnte.

»Die sind wohl alle in die Kathedrale gegangen.«

»Sind sie, Sir?«

»Ich rede mit mir selbst, Dan«, sagte Sharpe und starrte in den Regen und den Wind hinaus. Bei Tageslicht hatte er einen Wachtposten auf dem Dach gesehen und er war davon ausgegangen, dass der Mann auch nachts da sein würde. Aber was, wenn der Mann noch immer in der Kathedrale war? Oder wollte er einfach nur trocken bleiben und sich im Haus wärmen? Sharpe hatte geplant, die Rauchbomben durch die Kamine ins Haus zu werfen. Der Rauch würde jeden hinaus-und auf die Straße treiben, und dann wollte Sharpe die Granaten einsetzen, um so viel Schaden wie möglich anzurichten. Die Idee mit den Kaminen war ihm gekommen, als er gesehen hatte, wie Feuerholz durch die

Stadt transportiert worden war. Doch was, wenn es ihm gelingen würde, ins Haus zu gelangen?

»Sir«, fragte Hagman, »wenn das hier vorbei ist, gehen wir dann wieder zu unserem Bataillon zurück?«

»Ich hoffe doch«, antwortete Sharpe.

»Ich frage mich, wer inzwischen wohl die Kompanie befehligt, Sir. Der arme Mister Bullen jedenfalls nicht.«

»Lieutenant Knowles vermute ich.«

»Der wird sich freuen, uns wiederzusehen, Sir.«

»Und ich werde mich ebenfalls freuen, ihn zu sehen. Es wird nicht mehr lange dauern, Dan – da!« Sharpe sah einen Lichtschimmer unmittelbar unter dem Turm. Er war nur eine Sekunde lang zu sehen und dann wieder verschwunden, doch er verriet Sharpe, dass Harper einen Weg aufs Dach gefunden hatte. »Wir gehen wieder runter.«

»Wie geht es eigentlich Ihrem Kopf, Sir?«

»Ich werde es überleben, Dan.«

Die ganzen Flachdächer waren ein Traum für einen Dieb. Wenn man wollte, konnte man vier Stockwerke über den Straßen durch ganz Cadiz wandern, und nur wenige Straßen waren so breit, dass man nicht über sie hinweg springen konnte. Und der Sturm war ihnen ebenfalls eine große Hilfe. Der Regen und der Wind schluckten so gut wie jedes Geräusch. Trotzdem befahl Sharpe seinen Männern, die Stiefel auszuziehen. »Nehmt sie aber mit«, sagte er. Selbst bei so einem Sturm machten Stiefel auf einem Dach viel zu viel Lärm.

Es gab niedrige Mauern zwischen den Dächern, doch es dauerte weniger als eine Minute, sie zu überqueren und herauszufinden, dass es wirklich keine Wache auf dem Dach von Núñez’ Haus gab. Was sie jedoch dort fanden, war eine Falltür, und die war von innen fest verriegelt. Aber Sharpe hatte bei seiner Erkundungstour die Leiter zum Balkon

gesehen. Er gab Perkins seine Stiefel, warf sich das Gewehr über den Rücken und stieg hinunter. Die Leiter endete am seitlichen Rand des Balkons, sodass man die großen, hölzernen Fensterläden problemlos öffnen konnte. Die Läden waren geschlossen und verriegelt. Sharpe schob sein Messer in den Spalt zwischen ihnen. Die Klinge drang leicht ein, denn das Holz war verrottet. Sharpe fand den Riegel, schob ihn auf, und dann packte der Wind einen der Läden und warf ihn mit lautem Knall gegen die Wand. Sharpe versuchte, das Messer auch in den Türspalt zu bekommen, doch hier war das Holz massiv. Der Laden schlug erneut gegen die Wand. Natürlich hätte er auch das Glas einschlagen können. Das war leicht. Aber was, wenn die Tür auch unten verriegelt war? Er wollte sich gerade hinhocken und gegen den unteren Türrahmen drücken, als er einen schwachen Lichtschimmer im Raum sah. Einen Herzschlag lang glaubte er, sich das nur eingebildet zu haben. Dann fragte er sich, ob das vielleicht die Reflektion eines entfernten Blitzes gewesen war, doch plötzlich war das Schimmern wieder zu sehen. Es war ein Funken. Sharpe trat zur Seite. Das Licht verschwand ein zweites Mal, tauchte wieder auf, und Sharpe nahm an, dass jemand in dem Raum geschlafen hatte. Der- oder diejenigen waren von dem Schlagen des Fensterladens geweckt worden, und jetzt versuchten sie, eine Kerze zu entzünden. Schließlich flackerte die Flamme hell auf.

Sharpe wartete, das Messer in der Hand. Der Regen prasselte laut auf seinen Hut. Es war noch immer der Hut, den er dem Bettler abgekauft hatte. Sharpe hörte, wie die Türriegel zurückgezogen wurden. Es waren drei. Dann wurde die Tür geöffnet, und ein Mann im Nachthemd erschien. Er war schon etwas älter, vierzig oder fünfzig vielleicht, und er hatte zerzaustes Haar und machte ein übellauniges Gesicht. Der Mann griff nach dem Fensterladen, während hinter ihm die Kerze im Luftzug flackerte. Dann sah er Sharpe, und er öffnete den Mund zu einem Schrei. Die Klinge war sofort an

seiner Kehle. *»Silencio«*, zischte Sharpe und stieß den Mann in den Raum zurück. Dort stand ein zerwühltes Bett. Über einem Stuhl hingen Kleider, und darunter stand ein Nachttopf. Mehr gab es nicht. »Pat! Bring sie runter!«

Die Riflemen füllten den Raum. Sie waren völlig durchnässt und zogen ihre Stiefel wieder an. Sharpe schloss die Fensterläden und verriegelte sie. Harris, der am besten Spanisch von ihnen sprach, redete mit dem Gefangenen, der beim Sprechen wild gestikulierte. »Er heißt Núñez, Sir«, sagte Harris, »und er sagt, im Erdgeschoss seien noch zwei Mann.«

»Wo sind die anderen?« Sharpe war klar, dass es mehr als nur zwei Wachen geben musste.

Es folgte eine Flut von Spanisch. »Er sagt, sie seien ausgegangen, Sir«, übersetzte Harris.

Dann hatte Montseny in der Hoffnung auf gottlosen Profit also alle Wachen abgezogen. »Frag ihn, wo die Briefe sind.«

»Die Briefe, Sir?«

»Frag ihn einfach. Er wird schon wissen, wovon ich rede.«

Ein verschlagener Ausdruck huschte über Núñez’ Gesicht, wich aber sofort einem Blick der Angst, als Sharpe sich mit dem Messer zu ihm umdrehte. Er starrte Sharpe in die Augen, und ihn verließ der Mut. Seine Stimme überschlug sich. »Er sagt, sie seien unten«, übersetzte Harris, »bei dem Schreiber. Ergibt das irgendeinen Sinn für Sie?«

»O ja. Sag ihm, er soll ruhig sein. Perkins, du bleibst hier und behältst ihn im Auge.«

»Sollen wir ihn nicht lieber fesseln, Sir?«, schlug Harris vor.

»Ja«, stimmte Sharpe ihm zu, »und knebelt ihn auch.«

Sharpe zündete eine zweite Kerze an und ging damit in den nächsten Raum, wo eine Treppe zu der verriegelten Falltür führte, durch die man das Dach erreichen konnte. Eine weitere Treppe führte in den zweiten Stock hinab, wo es eine

kleine Küche und einen Salon gab. Eine Tür öffnete sich zur nächsten Treppe und die wiederum führte in einen großen Lagerraum voller Papier. Licht schimmerte aus dem Erdgeschoss herauf, und Sharpe ließ die Kerze auf der Treppe aus dem zweiten Stock, ging zu den nächsten Stufen und sah unter sich die große schwarze Druckerpresse. Daneben stand ein Tisch, auf dem Spielkarten lagen. Ein Mann schlief auf dem Boden, während ein zweiter auf einem Stuhl kauerte, die Muskete auf den Knien. Frisch gedruckte Zeitungen stapelten sich an der Wand.

Henry Wellesley hatte klar und deutlich gemacht, dass Sharpe nichts tun dürfe, was die Spanier verärgern könnte. Sie seien bestenfalls schwierige Verbündete, hatte er erklärt, und es gefiel ihnen ganz und gar nicht, dass sie bei der Verteidigung von Cadiz auf britische Truppen angewiesen waren. »Man darf sie nicht an die Kandare nehmen«, hatte der Botschafter gesagt, es dürfe keinesfalls zu Gewalt kommen. »Scheiß drauf«, sagte Sharpe laut und spannte den Hahn seines Gewehrs. Das Geräusch erschreckte den Mann auf dem Stuhl.

Der Kerl schickte sich an, die Muskete zu heben, dann sah er Sharpes Gesicht. Vorsichtig nahm er die Waffe wieder herunter. Seine Hände zitterten.

»Ihr könnt jetzt runterkommen, Jungs!«, rief Sharpe die Treppe hinauf. Das war kinderleicht – viel zu leicht. Allerdings waren fünfzehnhundert Guineas auch ein gutes Motiv, um alle Vorsicht fahren zu lassen, und Padre Salvador musste sich ohne Zweifel noch immer in den Trümmern der Kathedrale erklären.

Die beiden Männer wurden entwaffnet. Harper entdeckte noch zwei Druckergesellen, die im Keller schliefen. Sie wurden nach oben gebracht und neben die Wachen in eine Ecke gesetzt, während der Schreiber, ein Wrack von einem Mann mit ungepflegtem Bart, aus dem Nebenraum gezerrt wurde. »Harris«, sagte Sharpe, »erklären Sie dem elenden

Bastard, dass er nur noch zwei Minuten zu leben hat, es sei denn, er gibt mir die Briefe.«

Benito Chavez stieß einen spitzen Schrei aus, als Harris ihm das Schwertbajonett an die Kehle hielt. Harris drückte den Mann auf einen Stuhl und begann ihn zu verhören, während Sharpe den Raum erkundete. Die Tür, die auf die Straße führte, war mit einfachen Ziegelsteinen zugemauert worden, und die Hintertür, die vermutlich Zugang zum Hof gewährte, mit schweren Eisenriegeln versperrt, was hieß, dass Sharpe und seine Männer das Haus für sich hatten. »Pat? All das Papier im nächsten Stock – wirf es runter. Slattery? Nimm dir eine von den Zeitungen und steck sie ein.« Er deutete auf die frisch gedruckten Exemplare. »Dann verstreu den Rest. Und ich will die Granaten.«

Sharpe legte die Granaten auf die Druckplatte und drehte sie mit der Presse fest wie in einem Schraubstock. Harper und Hagman verteilten das Papier auf dem Boden, und Sharpe stopfte einzelne Blätter zwischen die Granaten, sodass das brennende Papier die Lunten entzünden würde. »Sagt Perkins, er soll Núñez runterbringen«, befahl Sharpe.

Núñez kam die Treppe herunter. Er verstand sofort, was Sharpe vorhatte, und flehte ihn an. »Sag ihm, er soll den Mund halten«, sagte Sharpe zu Harris.

»Das sind die Briefe, Sir.« Harris gab Sharpe einen kleinen Stapel Papier, den der sich in die Tasche steckte. »Aber er sagt, es gebe noch mehr.«

»Noch mehr? Dann hol sie, verdammt!«

»Nein, Sir, er sagt, das Mädchen müsse sie noch haben.« Harris deutete mit dem Daumen zu Chavez, der gerade versuchte, sich eine Zigarre anzuzünden. »Und er will einen Drink, Sir.«

Auf dem Tisch stand eine halb leere Flasche Brandy neben den Spielkarten. Sharpe gab sie dem Schreiber, der verzweifelt daraus trank. Hagman schüttete das Gemisch

aus Brandy und Lampenöl auf das Papier auf dem Boden. Die beiden verbliebenen Rauchbomben wurden an der Hintertür platziert, um das Haus mit Qualm zu füllen und jeden Löschversuch zu unterbinden. Sharpe schätzte, dass das Feuer das Haus vollständig zerstören würde. Die Bleilettern, die ordentlich in ihren großen Kästen lagen, würden schmelzen, die Granaten würden die Presse zerreißen und das Feuer würde die Treppe hinaufkriechen. Die Steinmauern des Hauses sollten es einsperren, und wenn erst einmal das Dach brannte, würde der Regen die Flammen löschen. Ursprünglich hatte Sharpe geplant, die Briefe einfach mitzunehmen, aber er nahm an, dass es Kopien gab, und mit einer intakten Presse könnten ihre Feinde noch immer Lügen verbreiten.

»Wirf sie raus«, befahl er Harper und deutete auf die Gefangenen.

»Raus, Sir?«

»Alle. Wirf sie in den Hinterhof. Trete ihnen einfach in den Arsch. Und dann verriegele die Tür wieder.«

Die Gefangenen wurden allesamt durch die Tür gestoßen, dann wurden die Riegel wieder vorgeschoben, und Sharpe schickte seine Männer die Treppe hinauf. Er selbst trat an den Fuß der Treppe und zündete mit einer Kerze die nächstbesten Papierblätter an. Ein paar Sekunden lang brannte nur eine kleine Flamme, dann erreichte sie die mit Brandy und Lampenöl durchtränkten Papiere, und das Feuer breitete sich mit überraschender Geschwindigkeit aus. Sharpe rannte die Stufen hinauf. Der Rauch folgte ihm. »Durch die Falltür und aufs Dach!«, sagte er zu seinen Männern.

Sharpe war der Letzte an der Falltür. Der Rauch erfüllte bereits das Schlafzimmer. Sharpe wusste, dass die Rauchbomben in den Flammen zu brennen begannen. Dann erbebte das ganze Haus, als die erste Granate explodierte.

Sharpe klammerte sich an den Rand der Falltür, als eine rasche Folge weiterer Explosionen das Gebäude erschütterte. Nun waren auch die anderen Granaten gezündet worden. Das, dachte Sharpe, war das Ende des *El Correo de* Cádiz*,* und er warf die Falltür zu und folgte Hagman über die Dächer zu dem verlassenen Kloster.

»Gut gemacht, Jungs«, sagte er, als sie wieder in der Kapelle waren. »Jetzt müssen wir nur noch nach Hause. Zurück zur Botschaft.«

Eine Kirchenglocke läutete, vermutlich, um die Feuerwehr zu rufen. Das hieß, dass gleich Chaos in den Straßen herrschen würde, und Chaos war gut, denn so würde niemand Sharpe und seine Männer bemerken. »Versteckt eure Waffen«, befahl er ihnen und führte sie dann über den Hof. Sein Kopf pochte, und der Regen prasselte, doch er war unglaublich erleichtert, dass seine Arbeit erledigt war. Er hatte die Briefe, er hatte die Druckerpresse zerstört, und nun, dachte er, musste er sich nur noch um das Mädchen kümmern, und das würde ja wohl kein Problem darstellen.

Sharpe zog die Riegel am Tor zurück. Er wollte das Tor nur einen Zoll öffnen, um einen Blick hinauszuwerfen, doch er hatte es kaum bewegt, da spürte er einen Stoß und taumelte rückwärts gegen Harper. Plötzlich wimmelte es im Tor nur so von Männern. Es waren Soldaten. Die Bewohner der Straße hatten Laternen entzündet und die Fenster geöffnet, um zu sehen, was da bei Núñez los war, und so gab es mehr als genug Licht, sodass Sharpe deutlich die blassblauen Uniformen, die weißen Brustgürtel und ein halbes Dutzend Bajonette sehen konnte, die hell funkelten, als ein siebter Soldat mit einer Laterne hinzukam. Hinter ihm stand ein Offizier mit einer gelben Schärpe um die Hüfte. Der Offizier knurrte einen Befehl. Sharpe verstand ihn nicht, aber er verstand, was die Bajonette zu bedeuten hatten. Er wich zurück. »Keine Waffen«, sagte er zu seinen Männern.

Der spanische Offizier knurrte eine Frage, doch wieder sprach er zu schnell. »Tut einfach, was sie wollen«, sagte Sharpe. Er versuchte, ihre Chancen einzuschätzen, doch die standen nicht sonderlich gut. Seine Männer hatten zwar Waffen, doch die waren unter ihren Mänteln und Umhängen verborgen, und die spanischen Soldaten wirkten hellwach und wütend. Der Offizier sprach erneut. »Er will, dass wir in die Kapelle gehen, Sir«, übersetzte Harris. Zwei spanische Soldaten gingen voraus, um sicherzustellen, dass keiner von Sharpes Männern eine Waffe zog, sobald sie aus dem Regen waren. Sharpe dachte darüber nach, die beiden anzugreifen, niederzustrecken und dann die Kapellentür zu verteidigen, doch er gab den Plan sofort wieder auf. Er bezweifelte, dass sie aus der Kapelle würden entkommen können, und die politischen Nachwirkungen eines solchen Kampfes wären enorm. »Tut mir leid, Jungs«, sagte er. Er wusste einfach nicht, was er tun sollte.

Sharpe wich bis an den alten Altar zurück. Die spanischen Soldaten bauten sich ihm gegenüber auf, die Gesichter finster und die Bajonette auf die Briten gerichtet. Die Laterne wurde auf den Boden gestellt, und in ihrem Licht sah Sharpe, dass die Hähne der Musketen gespannt waren. Er bezweifelte allerdings, dass die Waffen schießen würden. Es hatte einfach zu viel geregnet, und selbst das beste Musketenschloss konnte das Pulver vor so viel Regen nicht schützen. »Wenn die Bastarde auch nur einen Finger krümmen«, sagte Sharpe, »dann könnt ihr euch wehren. Aber nicht vorher.«

Der Offizier war vielleicht Mitte zwanzig, etwa zehn Jahre jünger als Sharpe. Er war groß und hatte ein breites, kluges Gesicht und ein hartes Kinn. Seine Uniform war zwar nass, doch der teure Stoff verriet, dass er aus einer wohlhabenden Familie stammte. Wieder stellte er Sharpe eine Frage, doch der zuckte nur mit den Schultern. »Wir haben nur Schutz vor dem Regen gesucht, Señor«, erklärte Sharpe auf Englisch.

Der Offizier stellte eine weitere Frage in unverständlichem Spanisch. »Nur Schutz vor dem Regen«, beteuerte Sharpe.

»Ihr Pulver ist bestimmt nass, Sir«, bemerkte Harper leise.

»Ich weiß. Aber ich will nicht, dass es zu einem Massaker kommt.«

Der Offizier hatte ihre Waffen inzwischen gesehen. Er bellte einen Befehl. »Er sagt, wir sollen die Waffen auf den Boden legen, Sir«, übersetzte Harris.

»Tut es«, sagte Sharpe. Das war ein verdammtes Ärgernis, dachte er. Vermutlich würden sie nun in einem spanischen Gefängnis landen, und dann war das Wichtigste die Vernichtung der Briefe, doch ein Gefängnis war nicht gerade der geeignete Ort dafür. Er legte seinen Säbel ab. »Wir haben nur Schutz vor dem Regen gesucht, Señor«, wiederholte er.

»Nein, das haben Sie nicht.« Der Offizier sprach plötzlich gutes Englisch. »Sie haben Señor Núñez' Haus in Brand gesteckt.«

Sharpe war so überrascht von dem plötzlichen Sprachwechsel, dass er nicht wusste, was er darauf erwidern sollte. Er war noch immer halb in der Hocke, die Hand auf dem Säbel.

»Wissen Sie, was das hier für ein Ort ist?«, fragte der Spanier.

»Nein«, antwortete Sharpe vorsichtig.

»Das ist die Priorei der Göttlichen Hirtin. Früher war das mal ein Hospital. Mein Name ist Galiana, Capitán Galiana. Und Sie sind?«

»Sharpe«, antwortete Sharpe.

»Und Ihre Männer nennen Sie ›Sir‹. Also nehme ich an, dass Sie auch einen Rang bekleiden.«

»Captain Sharpe.«

»Divina Pastora«, sagte Galiana. »Die Göttliche Hirtin. Mönche lebten hier, und die Armen kamen auf der Suche nach Heilung zu ihnen. Es war ein Ort der Barmherzigkeit, Captain Sharpe, der christlichen Barmherzigkeit. Wissen Sie, was damit passiert ist? Natürlich nicht.« Er trat einen Schritt vor und trat Sharpes Säbel außer Reichweite. »Ihr Admiral Nelson ist passiert. Das war 97. Er hat die Stadt unter Beschuss genommen und hier den größten Schaden verursacht.« Mit einer weit ausholenden Geste deutete Galiana auf die ausgebrannte Kapelle. »Eine Granate, sieben tote Mönche und ein Feuer. Die Priorei musste schließen, weil das Geld für die Reparaturen fehlte. Mein Großvater hat sie gegründet, und meine Familie hätte sie auch repariert, doch unser Vermögen kommt aus Südamerika und Ihre Navy hat uns diese Einkommensquelle genommen. Das, Captain Sharpe, ist passiert.«

»Als das geschehen ist«, erwiderte Sharpe, »befanden wir uns im Krieg miteinander.«

»Aber jetzt sind wir nicht im Krieg«, sagte Galiana, »wir sind Verbündete. Oder ist das Ihrer Aufmerksamkeit entgangen?«

»Wir haben Schutz vor dem Regen gesucht«, sagte Sharpe noch einmal.

»Dann war es ja eine glücklich Fügung, dass das Tor unverschlossen war.«

»Sehr glücklich«, sagte Sharpe.

»Aber was ist mit dem Unglück des Señor Núñez? Er ist Witwer, Captain Sharpe, und er hat stets hart für seinen Lebensunterhalt gearbeitet, und nun liegt sein Geschäft in Trümmern.« Galiana deutete zur Kapellentür, hinter der Sharpe den Aufruhr auf der Straße hörte.

»Ich weiß nichts über einen Señor Núñez«, log er.

»Dann werde ich Sie aufklären«, erwiderte Galiana. »Er ist oder besser *war* der Besitzer einer Zeitung mit Namen *El*

Correo de Cádiz. Es ist keine sonderlich bedeutsame Zeitung. Vor einem Jahr wurde sie noch in ganz Andalusien gelesen, aber jetzt? Jetzt verkauft er nur noch ein paar Exemplare von jeder Ausgabe, und zudem erscheint sie auch nur selten. Früher einmal hat er zweimal so viel pro Woche verkauft, doch jetzt kann er schon froh sein, wenn er genug Nachrichten für eine Ausgabe alle vierzehn Tage hat. Er listet die ankommenden und auslaufenden Schiffe im Hafen auf und beschreibt ihre Ladung. Er druckt, welcher Priester in welcher Kirche predigt. Er beschreibt das Geschehen in der Cortes. Das ist verdammt wenig, meinen Sie nicht? Doch in der letzten Ausgabe, Captain Sharpe, stand etwas wesentlich Interessanteres. Es war ein Liebesbrief. Er war nicht unterschrieben. Señor Núñez hat lediglich erklärt, dass der Brief aus dem Englischen übersetzt worden sei und dass man ihn auf der Straße gefunden habe. Der Eigentümer könne sich jederzeit bei der Zeitung melden und ihn abholen, hat er gesagt. Sind Sie deswegen hier, Captain? Und nein! Bitte, sagen Sie jetzt nicht schon wieder, dass Sie nur Schutz vor dem Regen suchen wollten.«

»Ich habe noch nie irgendwelche Liebesbriefe geschrieben«, erklärte Sharpe.

»Wir wissen alle, wer ihn geschrieben hat«, sagte Galiana in verächtlichem Ton.

»Ich bin Soldat. Ich habe nichts mit Liebe am Hut.«

Galiana lächelte. »Das wage ich zu bezweifeln, Captain. Das wage ich zu bezweifeln.« Er drehte sich um, als ein Mann in die Kapelle kam. Eine kleine Menschenmenge trotzte dem Regen, um die Löscharbeiten zu beobachten, und ein paar von ihnen waren in den Klosterhof gekommen, als sie gesehen hatten, dass das Tor der Priorei offen stand. Einer von ihnen war eine zerlumpte, nasse Kreatur mit von Tabak fleckigem Bart, und diese Gestalt trat nun in die Kapelle.

»Der war’s!«, schrie der Mann auf Spanisch und deutete auf Sharpe. Es war der Schreiber, Benito Chavez, dem es irgendwie gelungen war, schon wieder eine Flasche Brandy aufzutreiben. Er war schon stark angetrunken, aber noch nicht so besoffen, dass er Sharpe nicht mehr hätte erkennen können. »Er war’s«, sagte er erneut, »der mit dem Verband um den Kopf!«

»Verhaftet ihn!«, befahl Galiana seinen Männern.

Die spanischen Soldaten traten vor, und Sharpe dachte schon darüber nach, nach seinem Säbel zu greifen, doch bevor er reagieren konnte, sah er, dass Galiana auf Chavez deutete. Die Soldaten zögerten. Sie waren nicht ganz sicher, was ihr Offizier meinte. »Verhaftet ihn!«, befahl Galiana erneut und deutete weiter auf Chavez. Der Schreiber stieß einen entrüsteten Schrei aus, doch zwei von Galianas Männern drückten ihn gegen die Wand und hielten ihn dort fest. »Er ist betrunken«, erklärte Galiana Sharpe, »und er erhebt schändliche Anschuldigungen gegen unsere Verbündeten. Jetzt hat er eine Nacht Zeit, um sich in der Zelle Gedanken über seine Dummheit zu machen.«

»Verbündete?« Jetzt war Sharpe vollkommen verwirrt.

»Sind wir das nicht?«, erwiderte Galiana in gespieltem Unschuldston.

»Ich denke schon«, antwortete Sharpe, »doch manchmal bin ich mir da nicht so sicher.«

»Dann sind Sie genauso verwirrt wie die Spanier, Captain Sharpe. Cadiz ist voll mit Politikern und Advokaten, und die fördern die Verwirrung nur. Ständig streiten sie sich. Sollen wir eine Republik werden? Oder vielleicht doch eine Monarchie bleiben? Wollen wir die Cortes? Und falls ja, mit einer oder mit zwei Kammern? Einige wollen ein Parlament wie in Großbritannien, andere bestehen darauf, dass Spanien weiterhin von Gott und einem König regiert werden

soll. Sie zanken sich wie die Kinder über diese Dinge, dabei gibt es in Wahrheit nur eine Frage.«

Nun erkannte Sharpe, dass Galiana nur mit ihm gespielt hatte. Dieser spezielle Spanier hier war wirklich ein Verbündeter. »Und diese Frage lautet«, sagte Sharpe, »kämpft Spanien weiter gegen Frankreich oder nicht, korrekt?«

»Genau«, bestätigte Galiana.

»Und Sie glauben, dass Spanien weiter gegen Frankreich kämpfen sollte?«, wagte Sharpe sich vorsichtig vor.

»Wissen Sie, was die Franzosen unserem Land angetan haben?«, erwiderte Galiana. »Sie haben unsere Frauen vergewaltigt, unsere Kinder getötet und die Kirchen entweiht. Ja, ich glaube, dass wir kämpfen sollten. Und, Captain Sharpe, ich glaube auch, dass es britischen Soldaten verboten ist, Cadiz zu betreten, vor allem ohne Uniform und in Zivil. Ich sollte sie wohl alle verhaften, aber ich nehme an, Sie haben sich schlicht verirrt, nicht wahr?«

»In der Tat. Wir haben uns verirrt«, ging Sharpe auf das Angebot ein.

»Und Sie haben nur Schutz vor dem Regen gesucht?«

»Auch das ist korrekt.«

»Dann werde ich Sie jetzt zu Ihrer Botschaft begleiten, Captain Sharpe.«

»Verdammt«, seufzte Sharpe erleichtert.

Es dauerte eine halbe Stunde, bis sie die Botschaft erreicht hatten. Der Wind war ein wenig abgeflaut, als sie das Tor erreichten, und der Regen hatte nachgelassen. Galiana nahm Sharpe beiseite. »Ich hatte den Befehl, die Zeitung im Auge zu behalten«, sagte er, »für den Fall, dass jemand versucht, das Gebäude zu zerstören. Ich vertraue darauf, dass ich durch Vernachlässigung meiner Pflicht den Kriegsbemühungen gegen Frankreich geholfen habe.«

»Ja, das haben Sie«, erklärte Sharpe.

»Und ich glaube, Sie schulden mir jetzt einen Gefallen, Captain Sharpe.«

»Ja, das tue ich«, bestätigte Sharpe inbrünstig.

»Und ich werde schon einen finden. Dessen können Sie sicher sein. Gute Nacht, Captain.«

»Gute Nacht, Capitán«, sagte Sharpe. Der Botschaftshof war dunkel. Kein Licht fiel aus den Fenstern. Sharpe berührte die Briefe in seiner Manteltasche, nahm die Zeitung von Slattery und ging zu Bett.

KAPITEL 8

Henry Wellesley sah müde aus, und das war durchaus verständlich. Er war die halbe Nacht bei einem Empfang für den portugiesischen Botschafter gewesen und kurz nach Sonnenaufgang wieder geweckt worden, als eine entrüstete Delegation in der britischen Botschaft eingetroffen war. Es war die Dringlichkeit ihres Protests, was die Gesandten dazu bewegt hatte, so früh zu kommen, weit bevor die Stadt erwachte. Die beiden älteren Diplomaten, beide in Schwarz gekleidet, waren von der Junta geschickt worden, dem Rat, der die Reste Spaniens regierte, und nun saßen sie steif im Salon des Botschafters, wo ein frisches Feuer hinter ihnen im Kamin brannte. Lord Pumphrey sah blass aus. Er hatte sich übereilt angezogen und saß nun neben Henry Wellesley an dessen Schreibtisch. Auf der anderen Seite stand der Dolmetscher. »Eine Frage, Sharpe«, begrüßte Wellesley den Rifleman brüsk.

»Sir?«

»Wo waren Sie gestern Nacht?«

»Im Bett, Sir, die ganze Nacht, Sir«, antwortete Sharpe hölzern. Es war jene Art von Tonfall, die er in seiner Zeit als Sergeant gelernt hatte, jene Art von Tonfall, in dem man Offiziere anlog. »Ich bin früh zu Bett gegangen, Sir. Wegen meines Kopfes, wissen Sie?« Er berührte seinen Verband. Die beiden Spanier schauten ihn angewidert an. Sharpe war gerade erst von einem Diener geweckt worden. Er hatte sich rasch die Uniform übergezogen, aber keine Zeit mehr gehabt, sich zu waschen oder zu rasieren.

»Sie waren im Bett?«, hakte Wellesley nach.

»Die ganze Nacht, Sir«, bestätigte Sharpe noch einmal und starrte auf eine Stelle einen Zoll über dem Kopf des Botschafters.

Der Dolmetscher wiederholte das Gespräch auf Französisch, der Sprache der Diplomatie. Der Dolmetscher war ausschließlich wegen Sharpe anwesend, denn der Rifleman war der Einzige hier, der kein Französisch sprach. Wellesley schaute zu den Abgesandten der Cortes und hob die Augenbrauen, als wolle er sagen, mehr würde man nicht von Captain Sharpe in Erfahrung bringen. »Ich stelle Ihnen diese Fragen, Sharpe«, erklärte der Botschafter, »weil es letzte Nacht zu einer kleinen Tragödie gekommen ist. Eine Zeitung ist bis auf die Grundmauern niedergebrannt. Das Gebäude ist vollkommen zerstört worden. Zum Glück wurde niemand verletzt, dennoch ist es traurig.«

»Sehr traurig, Sir.«

»Und der Besitzer der Zeitung, ein Mann namens …« Wellesley schaute kurz auf die Notizen, die er sich gemacht hatte.

»Núñez, Exzellenz«, sagte Lord Pumphrey hilfsbereit.

»Núñez, ja. Also dieser Núñez behauptet nun, dass Briten für den Brand verantwortlich waren, und dass die Briten von einem Gentleman mit einem Verband um den Kopf geführt wurden.«

»Von einem Gentleman, Sir?«, erwiderte Sharpe, um zu betonen, dass man ihn nie mit einem Gentleman verwechseln könnte.

»Ich meine das recht allgemein, Captain Sharpe«, sagte Wellesley in überraschend scharfem Ton.

»Ich war im Bett, Sir«, erklärte Sharpe noch einmal. »Aber es hat doch geblitzt, oder? Ich meine mich an einen Sturm zu erinnern, oder vielleicht habe ich das auch nur geträumt.«

»Ja, es hat geblitzt.«

»Dann hat ein Blitz vermutlich auch das Feuer verursacht, Sir.«

Der Dolmetscher erklärte das den Spaniern, und die Gesandten erwiderten, dass man Granatsplitter in den Trümmern gefunden hätte. Erneut starrten die beiden Männer Sharpe an, während ihre Worte übersetzt wurden.

»Granaten?«, sagte Sharpe mit Unschuldsmiene. »Dann müssen es die französischen Mörser gewesen sein, Sir.«

Diese Äußerung hatte ein aufgeregtes Gespräch zur Folge, das der Botschafter zusammenfasste. »Die Reichweite der französischen Mörser, Sharpe, reicht nicht aus, um diesen Teil der Stadt zu treffen.«

»O doch, Sir«, widersprach Sharpe, »wenn man sie mit einer doppelten Ladung lädt.«

»Mit einer doppelten Ladung?«, hakte Lord Pumphrey vorsichtig nach.

»Mit doppelt so viel Pulver wie üblich, Mylord. So fliegt das Geschoss weiter. Allerdings besteht dann die Gefahr, dass das Geschütz dabei explodiert. Oder vielleicht haben sie ja irgendwo ordentliches Pulver gefunden, Sir. Was sie bis jetzt benutzt haben, ist Mist, mehr oder weniger Staub. Mit ordentlichem Holzkohlepulver könnten sie ihre Reichweite deutlich erhöhen. Das halte ich für das Wahrscheinlichste, Sir.« Sharpe erzählte diesen Unsinn in selbstbewusstem Ton. Immerhin war er der einzige Soldat im Raum und damit auch der Einzige, der überhaupt Ahnung von Pulver hatte. Also würde niemand ihm widersprechen.

»Dann also ein Mörser«, sagte Wellesley, und die beiden spanischen Diplomaten akzeptierten höflich das Märchen von dem französischen Beschuss. Und offenbar glaubten sie die Geschichte tatsächlich, zumal sie das Ganze trotz ihrer Entrüstung nicht wirklich zu kümmern schien. Sie hatten Protest eingelegt, weil sie protestieren mussten, doch es ergab keinen Sinn, sich mit Henry Wellesley auf eine längere Diskussion einzulassen, zumal er der Mann war, der die Junta de facto finanzierte. Und die Erklärung mit der

erhöhten Reichweite der französischen Mörser würde die Wut in der Stadt besänftigen.

Die Diplomaten verabschiedeten sich voneinander und drückten ihr gegenseitiges Bedauern aus. Nachdem sie gegangen waren, lehnte sich Henry Wellesley auf seinem Stuhl zurück. »Lord Pumphrey hat mir erzählt, was in der Kathedrale geschehen ist. Das war eine Schande, Sharpe.«

»Eine Schande, Sir?«

»Es hat Tote gegeben!«, sagte Wellesley in ernstem Ton. »Wir wissen nicht, wie viele, und ich wage nicht, es zu erfragen. Im Augenblick klagt uns noch niemand an, aber das werden sie. O ja, das werden sie.«

»Wir haben das Geld gerettet, Sir«, sagte Sharpe, »und sie hatten nie die Absicht, uns die Briefe zu geben. Ich bin sicher, Lord Pumphrey hat Ihnen das erzählt.«

»Ja, das habe ich«, bestätigte Pumphrey.

»Und es war wirklich der Priester, der versucht hat, Sie zu betrügen?« Wellesley klang schockiert.

»Padre Salvador Montseny«, sagte Lord Pumphrey säuerlich.

Wellesley drehte sich mit seinem Stuhl, um aus dem Fenster zu schauen. Der Himmel war grau und ein leichter Nebel hing über dem Garten. »Ich hätte etwas wegen Padre Salvador unternehmen können«, sagte er und schaute weiter in den Nebel. »Ich hätte Druck ausüben und dafür sorgen können, dass man ihn auf Mission in irgendeine gottverlassene Ecke von Amerika schickt, doch das ist jetzt unmöglich. Ihr Handeln bei der Zeitung hat das unmöglich gemacht, Sharpe. Die Gentlemen gerade haben so getan, als würden sie uns glauben, aber sie wissen verdammt genau, dass Sie dafür verantwortlich waren.« Er drehte sich wieder um, und Wut zeigte sich in seinem Gesicht. »Ich habe Sie ermahnt, vorsichtig zu sein. Ich habe Ihnen gesagt, Sie sollten den Anstand wahren. Wir dürfen die Spanier nicht

verärgern. Sie wissen, dass die Zeitung zerstört worden ist, damit keine weiteren Briefe mehr veröffentlicht werden, und sie sind nicht glücklich darüber. Vielleicht werden sie sogar so weit gehen, den Männern, die die Briefe haben, neue Pressen zur Verfügung zu stellen! Grundgütiger, Sharpe! Wir haben ein niedergebranntes Haus, ein zerstörtes Geschäft, eine entweihte Kathedrale, Verwundete – und für was? Sagen Sie es mir! Für was?«

»Dafür, Sir«, antwortete Sharpe und legte das Exemplar des *El Correo de* Cádiz auf den Tisch des Botschafters. »Ich glaube, das ist eine neue Ausgabe, Sir.«

»O Gott«, sagte Henry Wellesley. Er errötete, während er durch die Seiten blätterte und eine Kolumne nach der anderen mit den Briefen sah. »O Gott.«

»Davon gibt es nur dieses eine Exemplar«, berichtete Sharpe. »Den Rest habe ich verbrannt.«

»Sie haben sie verbrannt …«, begann der Botschafter. Dann versagte ihm die Stimme, denn Sharpe hatte damit begonnen, die kompromittierenden Briefe auf die Zeitung zu legen, einen nach dem anderen, als teile er Karten aus.

»Das sind Ihre Briefe, Sir«, sagte Sharpe noch immer im hölzernen Ton eines Sergeants, »und wir haben die Presse zerstört, mit der sie gedruckt werden sollten, Sir. Wir haben die Zeitung verbrannt, und wir haben den Bastarden gezeigt, dass sie sich besser nicht mit uns anlegen sollten, Sir. Hier, Sir.« Er legte den letzten Brief auf den Tisch.

»Heiliger Herr Jesus«, sagte Henry Wellesley und starrte die Briefe an.

»Gott im Himmel«, fügte Lord Pumphrey mit leiser Stimme hinzu.

»Sie mögen ja noch Kopien haben, Sir«, erklärte Sharpe, »aber ohne die Originale können sie die Echtheit nicht beweisen. Außerdem haben sie jetzt keine Druckerpresse mehr.«

»Heiliger Herr Jesus«, seufzte Wellesley erneut und schaute zu Sharpe.

»Dieb, Mörder und Brandstifter«, sagte Sharpe stolz.

Der Botschafter schwieg und starrte ihn nur an.

»Haben Sie eigentlich schon mal von einem spanischen Offizier mit Namen Galiana gehört, Sir?«, fragte Sharpe.

Wellesley hatte den Blick wieder auf die Briefe gerichtet. Er schien Sharpe nicht gehört zu haben. Dann zuckte er plötzlich zusammen, als hätte man ihn geweckt. »Fernando Galiana? Ja, er war Verbindungsoffizier bei Sir Thomas' Vorgänger. Ein wirklich feiner junger Mann. Sind das alle Briefe?«

»Alle, die sie hatten, Sir.«

»Heiliger Herr Jesus«, sagte der Botschafter erneut. Dann stand er abrupt auf, nahm die Briefe und die Zeitung und trug beides zum Feuer. Er warf sie auf die Kohlen und schaute zu, wie sie verbrannten. »Wie …?«, begann er und kam dann zu dem Schluss, dass man manche Frage lieber nicht stellte.

»Wäre das dann alles, Sir?«, fragte Sharpe.

»Ich muss Ihnen danken, Sharpe«, sagte Wellesley und starrte weiter auf die brennenden Briefe.

»Und meinen Männern, Sir, allen fünf. Ich werde sie jetzt wieder auf die Isla de Leon bringen, Sir, und auf ein Schiff warten.«

»Natürlich, natürlich.« Der Botschafter eilte zu seinem Sekretär. »Ihre fünf Männer haben geholfen?«

»Sogar sehr, Sir.«

Eine Schublade wurde geöffnet, und Sharpe hörte das Geräusch von Münzen. Er tat so, als würde ihn das nicht interessieren. Der Botschafter, der nicht wollte, dass seine Großzügigkeit oder der Mangel daran allzu offensichtlich war, wickelte die Münzen in ein Blatt Papier und brachte sie

zu Sharpe. »Wären Sie wohl so freundlich, Ihren Männern meinen Dank zu übermitteln?«

»Natürlich, Sir, danke, Sir.« Sharpe nahm die Münzen.

»Sie sehen übrigens so aus, als sollten Sie jetzt wirklich ins Bett gehen«, bemerkte Wellesley.

»Sie auch, Sir.«

»Ich bin jetzt hellwach. Lord Pumphrey und ich werden aufbleiben. Es gibt immer genug zu tun!« Nun brach sich die Erleichterung und die Erkenntnis endgültig Bahn, dass der Albtraum vorüber war. »Und natürlich werde ich meinem Bruder schreiben und Sie in den höchsten Tönen loben. Dessen können Sie sicher sein, Sharpe.«

»Danke, Sir.«

»O Gott! Es ist vorbei.« Der Botschafter schaute zu, wie die Flammen die letzten Fetzen Papier verschlangen. »Es ist vorbei!«

»Nicht ganz, Sir«, widersprach ihm Sharpe. »Da ist noch die Dame. Caterina. Sie hat noch einige Briefe, nicht wahr?«

»O nein«, widersprach ihm der Botschafter glücklich, »o nein. Es ist wirklich vorbei! Ich danke Ihnen, Sharpe.«

Sharpe ließ sich selbst hinaus. Er ging in den Hof und roch die Luft. Es war ein trüber Morgen, und man konnte immer noch den Regen riechen. Der Wetterhahn auf dem Turm der Botschaft verriet, dass der Wind nach wie vor aus Westen kam. Eine Katze rieb sich an Sharpes Bein, und er beugte sich vor, um sie zu streicheln. Dann packte er die Münzen aus. Fünfzehn Guineas. Sharpe nahm an, das er jedem seiner Männer eine geben und den Rest für sich behalten sollte. Er steckte sie in die Tasche, nicht sicher, ob das nun eine großzügige Belohnung war oder nicht. Vermutlich nicht, dachte er, doch seine Männer würden glücklich damit sein. Er würde jedem von ihnen zwei Guineas geben, und damit konnten sie sich jede Menge Rum kaufen. »Geh und such dir

eine Maus«, sagte er zu der Katze, »denn das werde ich jetzt auch machen.«

Sharpe ging durch den Torbogen und auf den kleineren Hof, wo die Diener die Treppen fegten und die Botschaftskuh gemolken wurde. Die Hintertür zu Lord Pumphreys Haus stand offen, und eine Frau kam die Stufen herunter, um Milch zu holen. Sharpe wartete, bis sie ihm den Rücken zukehrte. Dann rannte er die Stufen hinauf und durch die Küche, wo gerade wieder der Herd entzündet worden war. Die nächste Treppe nahm er je zwei Stufen auf einmal, und oben angekommen, öffnete er die Tür und fand sich in einem gefliesten Flur wieder. Sharpe stieg eine weitere Treppe hinauf. Diese war mit Teppichen belegt und führte an Bildern von spanischen Landschaften mit weißen Häusern, gelben Felsen und blauem Himmel vorbei. Auf dem Treppenabsatz stand die weiße Marmorstatue eines nackten Jungen. Die Statue war lebensgroß und hatte einen Dreispitz auf dem Kopf. Eine Tür stand auf, und Sharpe sah eine Frau ein Schlafzimmer abstauben, von dem er vermutete, dass es Lord Pumphreys war. Die nächste Treppe war schmaler und führte auf einen Absatz mit drei geschlossenen Türen. Hinter der ersten verbarg sich eine weitere Treppe, über die es vermutlich ins Quartier der Dienerschaft ging. Die zweite war die Tür zu einem Lagerraum voller unbenutzter Möbel, Reisetaschen und Hutschachteln. Die letzte Tür führte wieder in ein Schlafzimmer.

Sharpe schlich hinein und schloss die Tür. Es dauerte einen Moment, bis sich seine Augen an das Zwielicht gewöhnt hatten, denn die Fensterläden der beiden großen Fenster waren geschlossen. Doch dann sah er eine leere Zinnbadewanne vor einem Kamin, in dem noch die letzte Glut des Nachtfeuers brannte. Es gab hier einen Sekretär, zwei Sofas, einen großen Kleiderschrank mit Spiegeltüren und ein Bett mit vier Pfosten und bestickten Vorhängen.

Sharpe überquerte den dicken Teppich und öffnete das erste der beiden Fenster. Von hier aus konnte er über die Dächer hinweg direkt in die Bucht von Cadiz sehen, wo vereinzelte Sonnenstrahlen ihren Weg durch die Wolken fanden und die kleinen Wellen glitzern ließen.

Irgendjemand schnaubte im Bett und stöhnte dann leise, als wolle er nicht von der Morgensonne geweckt werden. Sharpe ging zum zweiten Fenster und öffnete auch das. Auf der Fensterbank standen sechs goldene Perücken auf Ständern aus Mahagoniholz. Ein blaues Kleid war zusammen mit einer Saphirhalskette und einem Paar Saphirohrringen einfach auf eines der Sofas geworfen worden. Das Stöhnen ertönte erneut, und Sharpe ging zum Bett und riss die Vorhänge zurück. »Guten Morgen«, sagte er fröhlich.

Und Caterina Veronica Blazquez öffnete den Mund zu einem Schrei.

»Mein Name ist Sharpe«, stellte sich Sharpe vor, bevor die Frau das ganze Haus in Alarm versetzen konnte.

Caterina schloss den Mund.

»Richard Sharpe.«

Caterina nickte. Sie hatte sich das Laken bis unters Kinn gezogen. Das Bett war breit, und es war offensichtlich, dass auch noch eine zweite Person die Nacht hier verbracht hatte, denn die Kissen zeigten noch immer den Abdruck eines zweiten Kopfes. Den des Botschafters, dessen war Sharpe sicher. Brigadier Moon hatte ihn in das Haus gehen sehen, und Sharpe konnte Henry Wellesley keinen Vorwurf daraus machen, dass er seine Hure nicht aufgeben wollte, denn Caterina Blazquez war wahrlich eine Schönheit. Sie hatte kurze goldene Locken, die gerade hübsch zerzaust waren, große blaue Augen, eine kleine Nase, einen üppigen Mund und glatte, blasse Haut. In einem Land der dunkelhaarigen, dunkeläugigen und dunkelhäutigen Frauen strahlte sie wie ein Diamant.

»Ich habe nach dir gesucht«, sagte Sharpe, »und ich bin nicht der Einzige.«

Caterina schüttelte leicht den Kopf, was zusammen mit ihrem ängstlichen Gesichtsausdruck verriet, dass sie große Angst vor ihren Verfolgern hatte.

»Du kannst mich doch verstehen, oder?«, fragte Sharpe.

Ein winziges Nicken. Caterina zog das Laken noch ein Stück höher und über den Mund. Das war ein gutes Versteck für sie, sinnierte Sharpe. Hier schwebte sie nicht in Gefahr, vor allem nicht von Lord Pumphrey, und sie lebte in all dem Komfort, den sich ein Mann für seine Mätresse nur wünschen konnte. Oder zumindest war sie hier so lange sicher, bis sich irgendein Diener verplapperte und ihre Anwesenheit verriet.

Caterina musterte Sharpe. Ihr Blick wanderte über seine schäbige Uniform zum Säbel und wieder hinauf zu seinem Gesicht, und ihre Augen waren noch ein wenig größer geworden.

»Ich hatte letzte Nacht viel zu tun«, erklärte Sharpe. »Ich musste ein paar Briefe holen. Erinnerst du dich an die Briefe?«

Ein weiteres winziges Nicken.

»Aber ich habe sie zurückgeholt. Ich habe sie Mister Wellesley gegeben. Er hat sie verbrannt.«

Caterina senkte die Decke ein wenig und belohnte Sharpe mit dem Hauch eines Lächelns. Er versuchte zu erraten, wie alt sie war. Zweiundzwanzig? Dreiundzwanzig? Auf jeden Fall jung. Jung und makellos, jedenfalls, soweit er sehen konnte.

»Aber es gibt noch weitere Briefe, Darling, nicht wahr?«

Caterina hob leicht die Augenbrauen, als er sie »Darling« nannte, dann schüttelte sie kaum merklich den Kopf.

Sharpe seufzte. »Ich weiß, dass ich ein britischer Offizier bin, Darling, aber ich bin nicht blöd. Weißt du, was ›blöd‹

heißt?«

Ein Nicken.

»Lass mich dir eine Gutenachtgeschichte erzählen. Henry Wellesley hat dir viele Briefe geschrieben, die er nicht hätte schreiben sollen, und du hast sie behalten. Du hast sie alle behalten, Darling. Aber dein Zuhälter hat sich die meisten davon geschnappt, nicht wahr? Und er wollte sie verkaufen und das Geld mit dir teilen, doch dann ist er ermordet worden. Weißt du, wer ihn ermordet hat?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Ein Priester. Padre Salvador Montseny.«

Wieder hob sie ganz leicht die Augenbrauen.

»Und Padre Salvador hat auch den Mann ermordet, der geschickt worden war, sie zurückzuholen«, fuhr Sharpe fort. »Und letzte Nacht hat er versucht, mich umzubringen, nur dass ich wesentlich schwerer zu töten bin. So hat er dann auch die Briefe verloren und die Zeitung, die sie abgedruckt hat, und jetzt ist er ein sehr wütender Priester, Darling. Eines weiß er jedoch. Er weiß, dass du ein paar Briefe behalten hast. Er weiß, dass du nicht alle Briefe vernichtet hast. Aber als dein Zuhälter ermordet wurde, hast du Angst bekommen, nicht wahr? Also bist du zu Henry gerannt und hast ihm erzählt, es gebe keine weiteren Briefe mehr. Aber sie sind noch da und du hast sie, Darling.«

Sie schüttelte gerade genug den Kopf, dass ihre Locken zitterten.

»Und der Priester ist wirklich wütend, Liebes«, fuhr Sharpe fort. »Er will diese Briefe. Und er wird auch wieder eine Druckerpresse finden, aber erst braucht er die Briefe, nicht wahr? Deshalb ist er jetzt hinter dir her, Caterina, und er ist wirklich ein böser Kerl mit einem Messer. Er wird deinen hübschen Leib von oben bis unten aufschlitzen.«

Wieder zitterten die Locken, und Caterina zog das Laken höher, um ihren Mund und ihre Nase dahinter zu verbergen.

»Glaubst du wirklich, dass er dich nicht finden kann?«, fragte Sharpe. »Ich habe dich doch auch gefunden, und ich weiß, dass du die Briefe hast.«

Diesmal reagierte Caterina gar nicht darauf, sondern beobachtete Sharpe nur mit ihren großen Augen. Nicht der Hauch von Furcht war in ihnen zu erkennen. Das war ein Mädchen, erkannte Sharpe, das gelernt hatte, welch ungeheure Macht ihr ihr Aussehen verlieh, und sie wusste bereits, dass Sharpe ihr nicht wehtun würde.

»Also, Darling«, sagte Sharpe, »sag mir einfach, wo die anderen Briefe sind, dann sind wir hier fertig.«

Langsam nahm Caterina das Laken herunter, sodass er ihren Mund sehen konnte. Sie starrte Sharpe ernst an. Offensichtlich dachte sie über ihre Antwort nach. Dann runzelte sie die Stirn. »Sagen Sie mir«, forderte sie ihn auf, »was haben Sie mit Ihrem Kopf gemacht?«

»Der war einer Kugel im Weg.«

»Das war sehr dumm von Ihnen, Captain Sharpe.« Ein Lächeln huschte über ihr Gesicht, war aber sofort wieder verschwunden. Caterina hatte eine wohlklingende Stimme und sprach die Vokale wie eine Amerikanerin aus. »Pumps hat mir von Ihnen erzählt. Er hat gesagt, Sie seien gefährlich.«

»Das bin ich auch, sehr sogar.«

»Nein, das sind Sie nicht.« Sie lächelte ihn an und drehte sich dann halb um, um die Uhr auf dem Kaminsims sehen zu können. »Es ist noch nicht einmal acht Uhr!«

»Du sprichst gut Englisch.«

Sie legte sich auf das Kissen zurück. »Meine Mutter war Amerikanerin. Daddy war Spanier. Sie haben sich in Florida

kennengelernt. Haben Sie schon einmal von Florida gehört?«

»Nein.«

»Das liegt südlich der Vereinigten Staaten. Früher hat es einmal zu Großbritannien gehört, doch die mussten es Spanien nach dem Unabhängigkeitskrieg wieder zurückgeben. Es gibt dort eigentlich nicht viel außer Indianern, Sklaven, Soldaten und Missionaren. Daddy war Captain in der Garnison von St. Augustine.« Wieder runzelte sie die Stirn. »Wenn Henry Sie hier findet, wird er sehr wütend sein.«

»Er kommt heute Morgen nicht mehr«, sagte Sharpe. »Er arbeitet mit Lord Pumphrey.«

»Der arme Pumps«, bemerkte Caterina. »Ich mag ihn. Er redet viel mit mir. Drehen Sie sich um.«

Sharpe gehorchte, machte aber auch einen Schritt seitwärts, sodass er sie im Spiegel sehen konnte.

»Und treten Sie auch vom Spiegel weg«, sagte Caterina.

Sharpe gehorchte erneut.

»Jetzt können Sie sich wieder umdrehen«, sagte sie.

Caterina hatte sich eine blaue Seidenjacke angezogen, die sie bis zum Kinn zugeschnürt hatte, und lächelte Sharpe an. »Wenn man mir Frühstück und Wasser bringt, werden Sie dort drinnen warten müssen.« Sie deutete auf eine Tür neben dem Kleiderschrank.

»Du trinkst Wasser zum Frühstück?«, fragte Sharpe.

»Das ist für das Bad«, erklärte Caterina. Sie zog an einer Schnur, und irgendwo im Haus ertönte eine Glocke. »Ich werde auch das Feuer wieder schüren lassen«, fuhr sie fort. »Mögen Sie Schinken? Brot? Wenn die Hühner gelegt haben, dann werden wir auch Eier bekommen. Ich werde ihnen sagen, dass ich sehr hungrig bin.« Sie lauschte, bis sie

Schritte auf der Treppe hörte. »Rasch! Verstecken Sie sich«, befahl sie Sharpe.

Sharpe ging in einen kleinen Raum, der voll mit Caterinas Kleidern war. Auf einem Spiegeltisch lagen Salben, Schönheitsflecken und andere Kosmetika. Hinter dem Spiegel befand sich ein Fenster, und als Sharpe in die klare Luft hinausschaute, sah er, wie die Flotte die Anker lichtete und nach Norden aus der Bucht segelte. Die Armee war aufgebrochen. Sharpe schaute den Schiffen hinterher und dachte bei sich, dass eigentlich dort sein Platz war, bei den Männern, den Musketen, den Kanonen und den Pferden in den Laderäumen. Dort zogen Männer in den Krieg, und wo war er? Im Ankleideraum einer Hure.

Eine halbe Stunde später wurde das Frühstück gebracht. Das Feuer brannte wieder, und in der Wanne dampfte das Wasser. »Die Diener hassen es, mir ein Bad einzulassen«, sagte Caterina, »denn das ist viel Arbeit. Aber ich bestehe darauf, jeden Tag zu baden. Das Wasser wird allerdings noch zu heiß sein, also kann das warten. Essen Sie was.«

Sharpe war ausgehungert. Er setzte sich aufs Bett und aß, und zwischen zwei Bissen stellte er Fragen. »Wann hast du – wie hieß das noch mal – verlassen? Florida?«

»Mit sechzehn. Meine Mutter ist gestorben. Daddy war schon lange davor weggerannt. Ich wollte dort nicht bleiben.«

»Warum nicht?«

»In Florida?« Die Vorstellung ließ Caterina schaudern. »Das ist nur ein schwüler Sumpf voller Schlangen, Alligatoren und Indianer.«

»Und wie bist du dann hierhergekommen?«

»Mit dem Schiff«, antwortete Caterina und schaute mit ihren großen Augen ernst drein. »Zum Schwimmen war das zu weit.«

»Allein?«

»Gonzalo hat mich rübergebracht.«

»Gonzalo?«

»Der Mann, der gestorben ist.«

»Der Mann, der die Briefe verkaufen wollte?«

Sie nickte.

»Und seit wann hast du für Gonzalo gearbeitet?«

»Erst in Madrid, dann in Sevilla und jetzt hier.«

»Und überall das gleiche Spiel?«

»Spiel?«

»So tun, als wärst du von hoher Geburt, Briefe einsacken und sie verkaufen.«

Sie lächelte. »Wir haben viel Geld gemacht, Captain Sharpe. Mehr, als Sie sich je erträumen könnten.«

»Ich muss nicht träumen, Darling. Ich habe einmal die Juwelen eines indischen Königs gestohlen.«

»Dann sind Sie also reich, ja?«, hakte Caterina mit leuchtenden Augen nach.

»Ich habe alles verloren.«

»Das war sehr sorglos von Ihnen, Captain Sharpe.«

»Und? Was wirst du jetzt ohne Gonzalo tun?«

Sie legte die Stirn in Falten. »Ich weiß es nicht.«

»Bei Henry bleiben? Als seine Mätresse?«

»Er ist sehr gut zu mir«, sagte Caterina, »aber ich glaube nicht, dass er mich nach London mitnehmen wird. Und irgendwann wird er doch zurückgehen, oder?«

»Ja«, bestätigte Sharpe.

»Also werde ich mir jemand anderen suchen müssen«, sagte sie, »aber nicht Sie.«

»Nicht mich?«

»Jemanden mit Geld«, sagte sie und lächelte.

»Vor allem musst du dich von Padre Salvador Montseny fernhalten«, bemerkte Sharpe.

Caterina schauderte erneut. »Und er ist wirklich ein Mörder? Ein Priester?«

»Er ist richtig übel, Darling, und er will die Briefe. Er wird dich töten, um sie zu bekommen.«

»Aber Sie wollen die Briefe doch auch.«

»Ja, will ich.«

»Und Pumps sagt, Sie seien auch ein Mörder.«

»Bin ich.«

Caterina schien kurz über ihr Dilemma nachzudenken, dann nickte sie in Richtung Wanne. »Es ist Zeit, sich zu waschen«, sagte sie.

»Willst du, dass ich wieder in das Zimmer gehen?«, fragte Sharpe.

»Natürlich nicht«, antwortete sie. »Das Bad ist für Sie. Sie stinken. Ziehen Sie sich aus, Captain Sharpe, dann schrubbe ich Ihnen den Rücken.«

Sharpe war ein guter Soldat. Er gehorchte.

»Ich mag Henry Wellesley«, bemerkte Sharpe.

»Ich auch«, erwiderte Caterina, »aber er ist …« Sie dachte kurz nach. »Er ist so ernst.«

»Ernst?«

»Traurig. Seine Frau hat ihn verletzt. Pumps sagt, sie sei nicht sehr schön gewesen.«

»Du darfst nicht alles glauben, was Pumps sagt.«

»Aber ich glaube, er hat recht. Manche Frauen sind zwar nicht schön, dennoch treiben sie Männer in den Wahnsinn. Sie hat Henry traurig gemacht. Wollen Sie schlafen?«

»Nein«, antwortete Sharpe. Das Bett war das bequemste, was er je gesehen hatte. Es hatte eine Daunenmatratze, Seidenlaken, große Kissen und Caterina. »Ich muss gehen.«

»Ihre Uniform ist noch nicht trocken.« Caterina hatte darauf bestanden, sie im gebrauchten Badewasser zu waschen, und nun lag sie über zwei Stühlen vor dem Kamin.

»*Wir* müssen gehen«, korrigierte Sharpe sich.

»Wir?«

»Montseny will dich finden, und um die Briefe zu bekommen, wird er dir wehtun.«

Caterina dachte darüber nach. »Als Gonzalo gestorben ist«, sagte sie, »bin ich hierhergekommen, weil ich Angst gehabt habe. Und weil es hier sicher ist.«

»Du glaubst, dass Pumps dich beschützen würde?«

»Niemand würde es wagen, hier einzudringen. Das ist eine Botschaft!«

»Montseny schon«, entgegnete Sharpe. »Vor Lord Pumphreys Tür steht doch keine Wache, oder? Und wenn die Diener einen Priester sehen, werden sie ihm vertrauen. Montseny kann einfach so hier reinmarschieren. Ich habe das doch auch nicht anders gemacht.«

»Aber wenn ich mit Ihnen gehe«, sagte Caterina, »wie soll ich dann leben?«

»Genau wie jeder andere auch.«

»Ich bin aber nicht wie jeder andere«, erwiderte Caterina entrüstet. »Und haben Sie nicht gesagt, dass Sie wieder nach Lissabon fahren würden?«

»Stimmt. Aber auf der Isla de León wärst du wesentlich sicherer. Dort gibt es jede Menge britische Soldaten, die dich verteidigen würden. Du kannst natürlich auch mit mir nach Lissabon gehen.« Caterina antwortete auf diesen Vorschlag mit einem Lächeln und Schweigen. »Ich weiß«, fuhr Sharpe

fort, »ich bin nicht reich genug. Also – warum hast du Henry angelogen?«

»Ihn angelogen?« Caterina riss unschuldig die Augen auf.

»Als du hierhergekommen bist, Darling, da hast du ihm gesagt, du hättest keine Briefe mehr. Du hast ihm gesagt, du hättest die verloren, die Gonzalo nicht bei sich hatte. Du hast gelogen.«

»Ich dachte, wenn etwas schiefgeht …«, begann Caterina und zuckte dann nur mit den Schultern.

»Dann hättest du immer noch was, was du verkaufen kannst, ja?«

»Ist das schlimm?«

»Natürlich ist das schlimm«, erwiderte Sharpe in strengem Tonfall, »aber es ist auch ziemlich vernünftig. Wie viel willst du für sie?«

»Ihre Uniform verbrennt.« Caterina kletterte aus dem Bett und ging zum Kamin, um die Uniform umzudrehen. Sharpe betrachtete sie. Eine Schönheit. Sie vermochte einen Mann wahrlich in den Wahnsinn zu treiben, dachte er. Caterina kehrte zum Bett zurück und setzte sich wieder neben ihn.

»Und? Wie viel?«, wiederholte er seine Frage.

»Gonzalo hat gesagt, er würde vierhundert Guineas für mich verdienen.«

»Er hat dich betrogen«, sagte Sharpe.

»Das glaube ich nicht. Pumps hat gesagt, er könne nicht mehr als siebenhundert für sie bekommen.«

Es dauerte einen Moment, bis Sharpe verstand, was das hieß. »Lord Pumphrey hat das gesagt?«

Caterina nickte ernst. »Er hat gesagt, er könne das Geld in den Konten verstecken. Er würde sagen, das sei für Bestechungen bestimmt, aber mehr als siebenhundert gehe nicht.«

»Und das wollte er dir für die Briefe geben?«

Wieder nickte sie. »Er hat gesagt, er würde siebenhundert Guineas bekommen, mir fünf geben und zwei für sich behalten. Aber dafür müsse er warten, bis die anderen Briefe gefunden seien. Meine seien erst etwas wert, wenn sie die einzigen seien.«

»Verdammt!«, knurrte Sharpe.

»Sie sind schockiert.« Caterina war amüsiert.

»Und ich dachte, er sei ein anständiger Kerl.«

»Pumps? Anständig?« Sie lachte. »Er erzählt mir seine Geheimnisse. Das sollte er nicht, aber er will meine Geheimnisse wissen. Er will wissen, was Henry über ihn sagt, also verlange ich von ihm, dass er mir erst etwas von sich erzählt. Nicht, dass Henry mir irgendwelche Geheimnisse anvertrauen würde! Also erzähle ich Pumps einfach, was er hören will. Er hat mir auch ein Geheimnis über Sie verraten.«

»Ich habe keine Geheimnisse mit Lord Pumphrey«, erklärte Sharpe entrüstet.

»Er weiß aber eines von Ihnen«, sagte Caterina. »Ein Mädchen in Kopenhagen? Ingrid?«

»Astrid.«

»Astrid – ja, das war der Name. Pumps hat sie ermorden lassen«, sagte Caterina.

Sharpe starrte sie an. »Er hat *was*?«, fragte er nach einer Weile.

»Astrid und ihren Vater. Pumps hat ihnen die Kehlen durchschneiden lassen. Er ist sehr stolz darauf. Ich musste ihm versprechen, niemandem etwas davon zu erzählen.«

»Er hat Astrid ermordet?«

»Er hat gesagt, sie und ihr Vater hätten zu viele Geheimnisse gewusst, für die sich auch die Franzosen

interessiert hätten, und er konnte nicht darauf vertrauen, dass sie den Mund halten würden. Also hat er ihnen gesagt, sie sollten nach England gehen. Aber sie wollten nicht, und so hat er sie ermorden lassen.«

Es war vier Jahre her, dass Sharpe mit der britischen Armee in Kopenhagen gewesen war. Er hatte in Dänemark bleiben und die Armee verlassen wollen, um sich mit Astrid niederzulassen, doch ihr Vater hatte die Ehe verboten, und Astrid war ein gehorsames Mädchen gewesen. Also hatte Sharpe den Traum aufgegeben und war nach England zurückgesegelt. »Ihr Vater hat den Briten immer mit Informationen versorgt«, sagte Sharpe, »aber er hat sich sehr aufgeregt, als wir Kopenhagen besetzt haben.«

»Pumps sagt, er habe viele Geheimnisse gekannt.«

»Ja, das hat er.«

»Und jetzt kennt er keine mehr«, erklärte Caterina kalt, »und Astrid auch nicht.«

»Dieser Bastard«, knurrte Sharpe und dachte an Lord Pumphrey, »dieser verdammte Bastard.«

»Sie dürfen ihm nicht wehtun!«, forderte Caterina ernst. »Ich mag Pumps.«

»Sag Pumps, der Preis für die Briefe betrage tausend Guineas.«

»Tausend Guineas!«

»In Gold«, fügte Sharpe hinzu. »Sag ihm das, und sag ihm auch, dass er dir das Geld auf die Isla de León bringen soll.«

»Warum ausgerechnet dorthin?«

»Weil ich da sein werde«, antwortete Sharpe, »und du auch. Und solange ich dort bin, bist du auch vor diesem mörderischen Priester sicher.«

»Sie wollen, dass ich von hier weggehe?«, fragte sie.

»Du hast die Briefe«, sagte Sharpe, »und jetzt ist es an der Zeit, dass du sie zu Geld machst. Wenn du hierbleibst, wird jemand anderes sich das Geld verdienen, und ob es dir nun gefällt oder nicht, sie werden dich für die Briefe töten. Also sag Pumps, dass du tausend Guineas willst, und wenn du das nicht bekommst, dann würdest du mir von Astrid erzählen.«

»Sie haben sie geliebt, nicht wahr?«

»Ja«, antwortete Sharpe.

»Das ist nett.«

»Sag Lord Pumphrey, wenn er noch ein wenig länger leben will, dann soll er dir tausend Guineas zahlen. Verlang zuerst zweitausend, vielleicht bekommst du dann die tausend.«

»Und was, wenn er nicht zahlt?«

»Dann werde ich ihm die Kehle durchschneiden.«

»Sie sind wirklich ein böser Mann«, sagte Caterina und legte ihr Bein über Sharpes linken Schenkel.

»Ich weiß.«

Caterina dachte kurz nach und verzog dann reumütig das Gesicht. »Henry mag es, mich hier zu haben. Er wird sehr unglücklich sein, wenn ich auf die Isla de León gehe.«

»Macht dir das etwas aus?«

»Nein.« Caterina schaute Sharpe neugierig ins Gesicht. »Wird Pumps die tausend Guineas zahlen?«

»Vermutlich sogar mehr«, antwortete Sharpe und küsste Caterina auf die Nase.

»Und was wollen Sie?«, fragte sie.

»Was immer du mir geben willst.«

»Oh – das«, sagte sie.

Die Flotte brach auf, alle mit Ausnahme der spanischen Feluken, die nicht gegen die riesigen Brecher ankamen, die von dem Sturm übrig geblieben waren. Also kehrten sie,

verfolgt von den wirkungslosen Einschlägen französischer Mörsergranaten, wieder in die Bucht zurück. Die größeren britischen Schiffe hatten jedoch keine Probleme mit der schweren See, und so segelten sie nach Süden und verschwanden hinter dem Kap von Trafalgar. Der Wind wehte weiter aus Richtung Westen, und am nächsten Tag hatte sich das Meer wieder ein wenig beruhigt, sodass die Spanier ihnen folgen konnten.

San Fernando war so gut wie leer, nachdem der Großteil der Armee aufgebrochen war. Zwar gab es noch ein paar Bataillone auf der Isla de León, doch die bemannten die langen Verteidigungsanlagen an dem sumpfigen Ufer, das die Insel und die Stadt vor den Truppen Maréchal Victors schützte. Allerdings hatte diese Armee die Belagerungsstellungen zwei Tage nach dem Aufbruch der spanischen Feluken verlassen. Maréchal Victor wusste ganz genau, was die Alliierten vorhatten. General Lapena und General Graham würden mit ihren Truppen nach Süden segeln, nicht weit von Gibraltar landen und dann nach Norden marschieren, um die französischen Belagerungsanlagen anzugreifen, und Victor hatte nicht die geringste Absicht, sich von irgendwem in den Rücken fallen zu lassen. Also führte er den größten Teil seiner Armee nach Süden und suchte sich einen geeigneten Ort, um die Briten und Spanier abzufangen. Genau wie die Briten ließ auch er nur ein paar Mann zurück, um die eigenen Batterien zu verteidigen. Cadiz wartete.

Der Wind drehte auf Nord und kühlte ab. Der Schiffsverkehr in der Bucht von Cadiz war so gut wie zum Erliegen gekommen, mit Ausnahme von ein paar kleinen Fischerbooten und den Gefängnisschiffen ohne Masten. Dann und wann feuerten die französischen Forts auf der Halbinsel von Trocadero noch eine Mörsergranate ab, doch ohne Maréchal Victor in der Garnison schienen die Kanoniere ihren Enthusiasmus verloren zu haben.

Der Wind wehte stur weiter aus Richtung Norden, sodass kein Schiff nach Lissabon ablegen konnte, und Sharpe, der wieder auf die Isla de León zurückkehrt war, wartete wie alle anderen auch.

Eine Woche, nachdem das letzte alliierte Schiff losgesegelt war, lieh Sharpe sich zwei Pferde aus dem Stall von Sir Thomas Graham und ritt nach Süden an der Küste der Insel entlang, wo die See an dem endlosen Sand schäumte. Er war zu einem Ritt bis zum Ende des Strands eingeladen worden, und Caterina begleitete ihn. »Drück die Fersen runter«, erklärte sie ihm. »Drück die Fersen runter, und mach den Rücken gerade. Du reitest wie ein Bauer.«

»Ich bin ein Bauer. Und ich hasse Pferde.«

»Ich liebe sie«, sagte Caterina. Sie ritt wie ein Mann und so, wie man es ihr in Spanisch-Amerika beigebracht hatte. »Ich hasse Damensättel«, bemerkte sie. Sie trug eine Hose, ein Jackett und einen breitkrempigen Hut, der von einem Schal gehalten wurde. »Ich kann die Sonne nicht ertragen«, sagte sie. »Sie macht die Haut zu Leder. Du solltest mal die Frauen in Florida sehen! Sie sehen wie Alligatoren aus. Würde ich keinen Hut tragen, hätte ich ein Gesicht wie du.«

»Willst du damit sagen, dass ich hässlich bin?«

Caterina lachte, gab dem Pferd die Sporen und galoppierte an den Rand des Wassers. Die Hufe wirbelten das Wasser auf, wo die Wellen den Strand berührten. Dann ritt Caterina mit leuchtenden Augen wieder zu Sharpe zurück. Sie war am Tag zuvor in San Fernando eingetroffen. Sie war in einer Kutsche gekommen, die sie in einem Stall unmittelbar vor der Stadt gemietet hatte, nicht weit entfernt vom Königlichen Observatorium, und der Kutsche waren drei Packpferde mit Caterinas Kleidern, Kosmetika und Perücken gefolgt. Caterina hatte Sharpe mit einem schüchternen Kuss begrüßt und dann auf den Kutscher und die Pferdeführer gedeutet. »Die müssen noch bezahlt werden«, hatte sie

fröhlich erklärt und war in das Haus gegangen, das Sharpe gemietet hatte. Nun, da die Armee fort war, standen viele Häuser leer. Sharpe hatte die Männer bezahlt und dann reumütig auf die wenigen Münzen geschaut, die ihm geblieben waren.

»Ist der Botschafter unglücklich wegen dir?«, hatte Sharpe Caterina gefragt, nachdem er zu ihr ins Haus gegangen war.

»Henry ist sehr still. Er ist immer sehr still, wenn er unglücklich ist. Aber ich habe ihm gesagt, ich hätte Angst, in Cadiz zu bleiben. Das ist ja ein süßes Haus!«

»Henry wollte, dass du bleibst?«

»Natürlich wollte er, dass ich bleibe, aber ich bin hart geblieben.«

»Und Lord Pumphrey?«

»Er hat gesagt, er würde mir das Geld bringen.« Caterina hatte Sharpe ein bezauberndes Lächeln geschenkt. »Zwölfhundert Guineas!«

Sergeant Harper hatte Caterinas Ankunft mit ausdruckslosem Gesicht verfolgt.

»Sie wird eine Weile bei uns bleiben«, hatte Sharpe ihm erklärt.

»Was für eine Überraschung, Sir.«

»Und wenn dieser verdammte Priester auftauchen sollte, bring ihn um.«

Sharpe bezweifelte jedoch, dass Montseny sich auch nur in die Nähe der Isla de León wagen würde. Der Priester war geschlagen, und wenn der Mann auch nur einen Funken Verstand besaß, dann würde er den Kampf jetzt aufgeben. Die größte Hoffnung seiner Fraktion war nun ein Sieg Maréchal Victors über die alliierten Truppen, denn dann würde auch Cadiz fallen, und die Politiker in den Mauern der Stadt würden Frieden schließen wollen.

Doch darüber sollten sich andere den Kopf zerbrechen. Sharpe ritt einen langen Strand entlang. Im Osten lagen Sanddünen und jenseits davon die Marschen. Westlich von ihm war der Atlantik, und im Süden, wo der Strand bis zu einer Flussmündung reichte, waren spanische Soldaten in ihren himmelblauen Uniformen zu sehen. Von jenseits der Marschen hallte das Grollen von Geschützen herüber. Das waren die französischen Kanonen, die die britischen Batterien am Rand der Isla de León unter Beschuss nahmen. Das Geräusch erinnerte an Donner in der Ferne.

»Du siehst glücklich aus«, bemerkte Caterina.

»Das bin ich auch.«

»Warum?«

»Weil es hier sauber ist«, antwortete Sharpe. »Ich mag Cadiz nicht. Es gibt dort einfach viel zu viele schmale Gassen, viel zu viel Dunkelheit und viel zu viel Verrat.«

»Der arme Captain Sharpe«, verspottete Caterina ihn mit einem strahlenden Lächeln. »Magst du keine Städte?«

»Ich mag keine Politiker. All diese Advokaten, die Bestechungsgelder einstreichen und pompöse Reden schwingen.«

Zwei Feluken lagen in der Flussmündung vor Anker, und Beiboote transportierten Soldaten auf den Strand dahinter. Die Feluken waren bis zum Dollbord voll mit Balken, Ankern, Ketten und Planken, einfach mit allem, was man brauchte, um eine Brücke zu bauen. Echte Pontons hatten sie nicht, aber die Beiboote würden es auch tun. Die so entstehende Brücke würde zwar schmal sein, aber auch sicher – zumindest, wenn sie gut verankert war.

Capitán Galiana gehörte zu den Offizieren. Es war auch Galiana gewesen, der Sharpe auf den Strand eingeladen hatte, und nun ritt er dem Rifleman entgegen. »Wie geht es Ihrem Kopf, Captain?«

»Schon besser. Er schmerzt lange nicht mehr so sehr, wie er es einmal getan hat. Der Essig wirkt. Darf ich Ihnen Señorita Caterina Blazquez vorstellen? Capitán Fernando Galiana.«

Falls Galiana überrascht war, eine junge Frau ohne Gouvernante zu sehen, dann ließ er sich das zumindest nicht anmerken. Stattdessen verneigte er sich und lächelte Caterina zur Begrüßung an. »Was wir da tun«, sagte er als Antwort auf ihre erste Frage, »ist, eine Brücke zu bauen und sie am anderen Ufer mit einem Fort zu schützen.«

»Warum?«, fragte Caterina.

»Falls es General Lapena und Sir Thomas nicht gelingen sollte, die französischen Belagerungsschanzen zu erreichen, Señorita, dann benötigen sie die Brücke, um wieder in die Stadt zu gelangen. Ich vertraue zwar darauf, dass wir die Brücke nicht brauchen werden, aber General Lapena hielt es für besser, sie zu bauen.« Galiana warf Sharpe einen reumütigen Blick zu, als verabscheue er solch eine Maßnahme als Defätismus.

Caterina dachte über Galianas Antwort nach. »Aber wenn Sie eine Brücke bauen können, Capitán«, fragte sie, »warum ist die Armee dann auf Schiffen nach Süden gefahren? Warum sind sie nicht einfach hier übergesetzt und haben die Franzosen direkt angegriffen?«

»Weil dort drüben nicht genug Platz zum Kämpfen ist, Señorita. Wenn sie die Brücke überqueren, haben sie vor sich nur offenen Strand und links die kleine Bucht einer Flussmündung. Die Franzosen würden uns am Strand festnageln. Es wäre ein Gemetzel.«

»Sie sind nach Süden gesegelt«, erklärte Sharpe, »um landeinwärts zu marschieren und den Franzosen in den Rücken zu fallen.«

»Und du wünschst dir, du wärst an ihrer Seite?«, fragte Caterina Sharpe. Sie hatte ihm den Neid auf seine Kameraden deutlich angehört.

»Ja«, antwortete er dann auch.

»Für mich gilt das Gleiche«, warf Galiana ein.

»Es gibt da ein Regiment in der französischen Armee«, sagte Sharpe, »mit dem ich noch ein Hühnchen zu rupfen habe. Das 8. Linienregiment. Ich will sie unbedingt wiedersehen.«

»Vielleicht werden Sie das ja noch«, sagte Galiana.

»Nein, dafür bin ich am falschen Ort«, erwiderte Sharpe enttäuscht.

»Aber die Armee wird von dort aus vorrücken«, Galiana deutete landeinwärts, »und die Franzosen werden ihr entgegenmarschieren, und ich glaube, ein entschlossener Mann könnte um die französische Armee herumreiten und sich unseren Truppen anschließen. Oder sagen wir besser: ein entschlossener Mann, der sich im Land auskennt.«

»Das wären dann Sie«, sagte Sharpe, »nicht ich.«

»Ja, ich kenne das Land«, erklärte Galiana, »aber wer auch immer das Fort hier befehligt, wird den Befehl haben, niemanden ohne Passierschein über die Brücke zu lassen, egal ob Soldat oder nicht.« Er hielt kurz inne und schaute zu Sharpe. »Oder zumindest gilt das für Spanier. Engländer wird man wohl kaum aufhalten.«

»Wie lange dauert es noch, bis sie hier sind?«, fragte Sharpe.

»Drei, vier Tage?«

»Ich habe Befehl, das nächste Schiff nach Lissabon zu nehmen.«

»Jetzt segelt niemand mehr nach Lissabon«, sagte Galiana.

»Der Wind könnte drehen«, gab Sharpe zu bedenken.

»Das hat nichts mit dem Wind zu tun«, erwiderte Galiana, »sondern mit der Möglichkeit, dass General Lapena geschlagen werden könnte.«

Demnach zu urteilen, was Sharpe so gehört hatte, rechnete so gut wie jeder damit, dass Lapena, Doña Manolito, von Victor zerschmettert werden würde. »Und wenn er besiegt werden sollte?«, fragte er.

»Dann wird man jedes zur Verfügung stehende Schiff brauchen, um die Stadt zu evakuieren«, antwortete Galiana. »Deshalb wird man auch keinem Schiff gestatten, auszulaufen.«

»Und Sie rechnen mit einer Niederlage?«, hakte Sharpe brutal nach.

»Womit ich rechne«, antwortete Galiana, »ist, dass Sie mir den Gefallen zurückzahlen, den Sie mir schulden.«

»Ich soll Sie über die Brücke bringen?«

Galiana lächelte. »Ja, das ist der Gefallen, Sharpe. Bringen Sie mich über die Brücke.«

Und Sharpe glaubte, dass er Colonel Vandal vielleicht doch noch wiedersehen würde.

TEIL III

DIE SCHLACHT

KAPITEL 9

Es herrschte Chaos. Verdammtes Chaos. Da konnte man verrückt werden. »Damit war zu rechnen«, erklärte Lord William Russell ruhig.

»Gottverdammt noch mal!«, explodierte Sir Thomas Graham.

»Und tatsächlich«, fuhr Lord William fort und klang weiser, als er mit seinen einundzwanzig Jahren war, »haben wir auch genau damit gerechnet.«

»Und *Sie* sollen auch verdammt sein«, knurrte Sir Thomas. Erschrocken ob der Wut seines Reiters legte sein Pferd die Ohren an. »Verdammter Kerl!«, sagte Sir Thomas und schlug sich mit der Reitpeitsche auf den rechten Stiefel. »Nicht Sie, Willie, er. Er! Dieser verdammte Kerl!«

»Und welchen verdammten Kerl meinen Sie damit?«, fragte Major Hope, Sir Thomas' Neffe und Chefadjutant.

Sir Thomas erkannte das abgewandelte Zitat aus *Macbeth*, doch er war viel zu wütend, als dass er darauf eingegangen wäre. Stattdessen gab er seinem Pferd die Sporen, winkte seinen Adjutanten und ritt zur Spitze der Kolonne, wo General Lapena einen weiteren Halt befohlen hatte.

Es hätte alles so einfach sein können, so verdammt einfach. Wie geplant waren sie in Tarifa an Land gegangen und hatten sich mit den britischen Truppen aus Gibraltar vereinigt. Dann hätte die ganze Armee nach Norden marschieren sollen. Nur dass sie Tarifa nicht hatten verlassen können, weil die Spanier noch nicht da gewesen waren, und so hatte Sir Thomas zwei Tage lang gewartet und Proviant aufbrauchen müssen, der eigentlich für den Marsch bestimmt gewesen war. Und als Lapenas Truppen endlich angekommen waren, hatten ihre Boote es nicht gewagt, die Brandung zu durchqueren, sodass die spanischen Soldaten durchs Wasser hatten waten müssen. Sie waren völlig

durchnässt, zitternd und halb verhungert an Land gekommen. Sie waren nicht in der Verfassung für einen langen Marsch gewesen, und so hatten sie noch einen weiteren Tag verschwendet.

Aber es hätte immer noch einfach sein können. Sie mussten nur fünfzig Meilen weit marschieren, was selbst mit Geschützen und Tross nicht länger als vier Tage hätte dauern sollen. Die Straße folgte einem Fluss unterhalb der Sierra de Fates genau nach Norden, und jenseits der Hügel führte eine gute Straße über die Ebene nach Medina Sidonia, wo die alliierte Armee nach Westen schwenken und die französischen Belagerungstruppen bei der Stadt Chiclana angreifen würde. Oder zumindest hätte es so laufen sollen, aber das tat es nicht. Die Spanier führten die Marschkolonne an, und sie waren unendlich langsam. Sir Thomas, der an der Spitze der Briten ritt, welche die Nachhut bildeten, bemerkte Stiefel, die auseinandergefallen und einfach neben die Straße geworfen waren. Und einige müde Spanier hatten sich schlicht neben die weggeworfenen Stiefel gesetzt und beobachteten die vorbeiziehenden Rotröcke. Und vielleicht wäre auch das egal gewesen, wenn nur genug Spanier es nach Medina Sidonia geschafft hätten, barfuß hin oder her, um die französische Garnison von dort zu vertreiben.

Zu Beginn des Marsches hatte General Lapena genauso eifrig gewirkt wie Sir Thomas. Er verstand die Notwendigkeit, so rasch wie möglich nach Norden vorzurücken und nach Wesen zu schwenken, bevor Maréchal Victor eine Verteidigungsstellung aufbauen konnte. Die alliierte Armee sollte wie ein Sturm über das ungeschützte Hinterland der französischen Belagerungslinien hinwegfegen. Sir Thomas stellte sich vor, wie seine Männer durch die französischen Lager stürmten, ihre Artilleriestellungen zerlegten, die Magazine in die Luft jagten und die geschlagene Armee aus den Schanzen und

vor die Geschütze der britischen Garnison auf der Isla de León trieben. Das Einzige, was sie dafür brauchten, war Schnelligkeit, Schnelligkeit und noch mal Schnelligkeit. Doch am zweiten Tag hatte General Lapena beschlossen, seinen fußkranken Truppen eine Pause zu gönnen und nicht wie geplant die Nacht durchzumarschieren. Und selbst da hätte es noch funktionieren können, nur dass sich die spanischen Kundschafter im Sternenlicht verirrten und die Armee im Kreis marschierte. »Gottverdammt noch mal!«, hatte Sir Thomas geschrien. »Können die denn noch nicht einmal den Polarstern erkennen?«

»Da sind Sümpfe, Sir Thomas«, hatte der spanische Verbindungsoffizier versucht, Sir Thomas zu beruhigen.

»Gottverdammt noch mal! Marschieren Sie doch einfach die Straße lang!«

Aber sie waren der Straße nicht gefolgt, und so wanderte die Armee, hielt an, und die Männer hockten sich in die Felder, wo einige zu schlafen versuchten. Doch die Erde war feucht und die Nacht überraschend kalt, sodass nur wenige die Augen schließen konnten. Die Briten zündeten sich ihre Pfeifen an, und die Offiziersburschen führten die Pferde ihrer Herren herum, während sich die Kundschafter über den richtigen Weg stritten. Schließlich zeigten ihnen einige Zigeuner, die man in ihrem Lager neben einem Eichenhain geweckt hatte, den Weg nach Medina Sidonia. Die Soldaten waren zwölf Stunden lang marschiert, und als sie gegen Mittag biwakierten, hatten sie erst sechs Meilen zurückgelegt. Wenigstens war es der Kavallerie der King’s German Legion, die Sir Thomas unterstellt worden war, gelungen, ein halbes Bataillon französischer Furagiere zu überraschen. Sie hatten ein Dutzend Feinde erschlagen und doppelt so viele gefangen genommen.

Von neuer Kraft erfüllt, hatte General Lapena dann vorgeschlagen, schon am Nachmittag wieder loszumarschieren, doch die Männer waren von dem

sinnlosen Nachtmarsch erschöpft, und es waren noch nicht einmal alle Rationen ausgegeben. Also war Lapena mit Sir Thomas übereingekommen zu warten, bis die Männer gegessen hatten. Dann beschloss er, dass sie noch ein wenig schlafen sollten, bevor sie bei Einbruch der Nacht wieder losmarschierten. Doch zu diesem Zeitpunkt war Lapena selbst noch nicht fertig. Offenbar hatte ein französischer Offizier, der von der deutschen Kavallerie gefangen genommen worden war, verraten, dass Maréchal Victor die Garnison in Medina Sidonia auf mehr als dreitausend Mann verstärkt hatte. »Da können wir nicht hin«, hatte Lapena daraufhin erklärt. Er war ein schwermütiger Mann, ging leicht gebeugt und hatte einen nervösen Blick. »Dreitausend Mann! Die können wir zwar schlagen, aber zu welchem Preis? Verzögern, Sir Thomas, verzögern. Sie werden uns aufhalten, während Maréchal Victor uns ausmanövriert!« Mit weit ausholenden Gesten hatte er das Umfassungsmanöver beschrieben und schließlich das unvermeidliche Ende mit einem Schlag auf den Tisch betont. »Wir werden nach Vejer gehen. Heute noch!« Diese Entscheidung hatte er sogar mit einer gewissen Energie verkündet. »Von da können wir dann Chiclana aus dem Süden angreifen.«

Und das war sogar ein vernünftiger Plan. Der gefangene französische Offizier, ein bebrillter Capitaine mit Namen Brouard, trank zu viel von Lapenas Wein und enthüllte fröhlich, dass es in Vejer überhaupt keine Garnison gab. Sir Thomas wusste, dass von der Stadt aus eine Straße nach Norden führte, was hieß, dass die Armee dann von Süden gegen die französischen Belagerungsschanzen vorrücken würde anstatt von Osten, und obwohl er nicht mit der Entscheidung zufrieden war, erkannte er doch das Vernünftige des Plans.

Bis die geänderten Befehle weitergegeben waren, war es bereits Mittag, und nun herrschte Chaos in der Armee. Es

war zum Verrücktwerden. Das war Inkompetenz in Reinkultur.

Vejer war über die Ebene hinweg deutlich zu sehen, eine Stadt mit weißen Häusern auf einem Hügel am nordwestlichen Horizont. Doch die Kundschafter hatten die Armee erst einmal nach Südosten geführt. Sir Thomas war zu Lapena geritten und hatte ihn so diplomatisch wie möglich auf die Stadt aufmerksam gemacht. Also hatte die Armee wieder geschwenkt, doch das hatte Zeit gekostet, denn die spanische Vorhut hatte über eine Straße zurückmarschieren müssen, die von nachrückenden Truppen verstopft gewesen war. Doch schließlich waren sie in die richtige Richtung marschiert, aber jetzt standen sie schon wieder. Einfach so. Niemand rührte sich. Und keinerlei Erklärungen für den Halt kamen zu den Briten durch. Die spanischen Soldaten ließen sich am Straßenrand nieder und rauchten ihren feuchten Tabak.

»Dieser verdammte Kerl!«, fluchte Sir Thomas erneut, während er nach General Lapena suchte. Als der Haltebefehl gekommen war, war er ganz hinten gewesen, denn er mochte es, auf dem Marsch bei seinen Truppen auf und ab zu reiten. Er konnte viel an der Art erkennen, wie seine Männer marschierten, und er war mit seiner kleinen Streitmacht sehr zufrieden. Sie wussten, dass sie schlecht geführt wurden, und sie wussten auch, dass Chaos herrschte. Dennoch waren sie frohen Mutes. Die Cauliflowers waren die Letzten in der Kolonne, formell eher bekannt als das 47th Regiment of the Line. Auf ihren roten Röcken trugen sie die weißen Flicken, denen sie ihren Spitznamen zu verdanken hatten. Allerdings zogen die Offiziere der Cauliflowers es vor, die Männer aus Lancastershire »Wolfe’s Own« zu nennen in Erinnerung an den Tag, da sie die Franzosen unter dem Kommando von General Wolfe aus Kanada gejagt hatten. Die Cauliflowers, ein standhaftes Regiment aus der Garnison von Cadiz, wurden von zwei

Kompanien der Sweeps verstärkt, den Grünröcken des 3. Bataillons der 95th Rifles. Sir Thomas grüßte die Offiziere, indem er den Hut hob, und dann hob er ihn noch einmal für die Männer der beiden portugiesischen Bataillone, die mit ihnen aus Cadiz gekommen waren. Die Männer grinsten ihn an, und Sir Thomas nahm immer wieder den Hut ab und stellte zufrieden fest, dass die Caçadores, die portugiesische Leichte Infanterie, bester Laune waren. Einer ihrer Kaplane, ein Mann in schlammverschmierter Soutane und mit Muskete und Kreuz um den Hals, verlangte zu wissen, wann sie endlich die ersten Franzosen töten würden. »Bald«, versprach ihm Sir Thomas und hoffte, dass das auch der Wahrheit entsprach. »Sehr bald.«

Vor den Portugiesen marschierte ein Flankenbataillon aus Gibraltar, eine zusammengewürfelte Einheit aus Leichten und Grenadierkompanien sowie drei Bataillonen der Garnison von Gibraltar. Allesamt hervorragende Soldaten. Zwei Kompanien des 28th, ein Regiment aus Gloucestershire, zwei vom 82nd, das aus Lancastershire stammte, und zwei Flankenkompanien des 9th, dessen Jungs aus Norfolk stammten. Sie waren als »Holy Boys«, bekannt, denn auf ihren Kokarden war das Bild der Britannia zu sehen, was die Spanier irrtümlich für ein Abbild der Jungfrau Maria hielten. Wo auch immer die Holy Boys in Spanien marschierten, knieten die Frauen nieder und bekreuzigten sich. Den Jungs aus Gibraltar folgten die Faughs, das 87th, und Sir Thomas legte als Antwort auf Major Goughs Gruß den Finger an den Hut. »Das ist Chaos, Hugh, das reinste Chaos«, gab Sir Thomas zu.

»Wir werden da schon wieder Ordnung reinbringen, Sir Thomas.«

»Aye, das werden wir, das werden wir.«

Vor dem 87th war das 1. Bataillon des 67th, Männer aus Hampshire, die frisch aus England gekommen und beim Kampf um die Feuerflöße zum ersten Mal ins Gefecht

gezogen waren. Es war ein gutes Regiment, dachte Sir Thomas, wie auch die acht Kompanien des 28th, die davor warteten. Das 28th war auch wieder so ein tapferes Regiment vom Land. Sie waren aus Gibraltar gekommen, und Sir Thomas war froh, sie zu sehen, denn er erinnerte sich an die Männer aus Gloucestershire von La Coruña. Sie hatten hart gekämpft an jenem Tag. Viele von ihnen waren gefallen und hatten ihren Spitznamen Lügen gestraft: die Dandies oder die Silver-Tails. Ihre Offiziere bestanden darauf, besonders lange Schwalbenschwänze an ihren Mänteln zu tragen, und diese Schwalbenschwänze waren prachtvoll mit Silber bestickt. Das 28th zog es vor, die Slasher genannt zu werden, in Erinnerung an den Tag, da sie einem nervenden französischen Advokaten in Kanada die Ohren abgeschnitten hatten. Der Lieutenant Colonel der Slasher sprach gerade mit Colonel Wheatley, der alle Truppen auf der Straße dahinter befehligte, und als Wheatley Sir Thomas vorbeireiten sah, rief er nach seinem Pferd.

Major Duncan und zwei seiner Batterien mit je fünf Geschützen warteten auf der Straße vor den Silver-Tails. Duncan lehnte an einer Protze. Er hob die Augenbrauen, als Sir Thomas an ihm vorbeiritt, und erhielt zur Erwiderung ein kurzes Schulterzucken. »Wir werden dieses Chaos schon wieder entwirren!«, rief Sir Thomas und hoffte erneut, dass er recht behalten würde.

Vor der Artillerie marschierte die 1. Brigade, und Sir Thomas wusste ganz genau, wie glücklich er war, solch eine Einheit unter seinem Befehl zu haben. Es waren nur zwei Bataillone, aber sie waren stark. Das hintere war wieder einmal zusammengewürfelt. Es bestand aus zwei Kompanien der Coldstream Guards, zwei Riflemen-Kompanien und drei Kompanien des 3rd Guards Regiment of Foot. Schotten! Es waren die einzigen Schotten unter Sir Thomas’ Befehl, und Sir Thomas nahm den Hut für sie ab. Mit Schotten an seiner Seite konnte er die Tore der Hölle einreißen, und er hatte

einen Kloß im Hals, als er ihre roten Röcke mit den blauen Kragenspiegeln sah. Sir Thomas war sehr sentimental. Er liebte Soldaten. Einst hatte er geglaubt, jeder, der den roten Rock trug, sei ein Gauner und Dieb, Abschaum aus der Gosse, und nachdem er in die Armee eingetreten war, hatte er herausgefunden, dass er recht hatte, aber er hatte auch gelernt, sie zu lieben. Er liebte ihre Geduld, ihre Wildheit, ihre Ausdauer und ihre Tapferkeit. Wenn er frühzeitig sterben und zu seiner Mary in den Himmel kommen sollte, dachte Sir Thomas oft, dann wollte er inmitten dieser Männer sterben wie Sir John Moore, ein anderer Schotte, bei La Coruña. Als Erinnerung an diesen Tag hatte Sir Thomas Moores rote Schärpe behalten, an der noch immer das Blut des Helden klebte. Der Soldatentod, dachte er, war ein glücklicher Tod, denn auch wenn der Schmerz oft groß war, starb ein Mann hier in der besten Gesellschaft, die man sich vorstellen konnte.

Sir Thomas drehte sich im Sattel nach seinem Neffen um. »Wenn ich sterbe, John«, sagte er, »sorg dafür, dass mein Leib zu deiner Tante Mary gebracht wird.«

»Sie werden nicht sterben, Sir.«

»Begrab mich in Balgowan«, fuhr Sir Thomas fort und strich mit dem Finger über den Ehering, den er noch immer trug. »Ich habe Geld bereitgestellt, um meinen Leichnam nach Hause zu bringen. Du wirst feststellen, dass es mehr als reicht.« Er musste schlucken, als er an den Schotten vorbei und zum 2. Bataillon der 1st Foot Guards ritt, die die britische Kolonne anführten. Die 1st Foot Guards! Sie wurden Coal-Heavers genannt, denn vor einigen Jahren hatten sie Kohle zu ihren Offizieren getragen, um sie im kalten Londoner Winter zu wärmen. Es gab kein besseres Bataillon als sie. Die Gardisten wurden von Brigadier General Dilkes angeführt, der zum Gruß den Finger an den Dreispitz legte und sich den anderen Offizieren anschloss. Sir Thomas und seine Offiziere ritten an den spanischen

Soldaten vorbei und zu General Lapena, der untröstlich und hilflos neben der Straße im Sattel saß.

Lapena schaute Sir Thomas verzweifelt an. Er seufzte, als hätte er den Schotten erwartet und ärgere sich darüber. Lapena deutete auf Vejer in der Ferne, das weiß auf seinem Hügel leuchtete. *»Inundación«,* sagte Lapena langsam und deutlich, dann beschrieb er mit der Hand einen Kreis, als wolle er sagen, das sei ohnehin alles hoffnungslos. Sie konnten nichts tun. Es war ihr Schicksal zu scheitern. Alles war vorbei.

»Die Straße, Sir Thomas«, übersetzte der Verbindungsoffizier unnötigerweise, »ist überflutet. Der General bedauert das, aber es ist nun einmal so.« Der spanische General hatte keineswegs sein Bedauern geäußert, doch der Verbindungsoffizier hielt es für angemessen, das hinzuzufügen. »Das ist wirklich traurig, Sir Thomas. So traurig.«

General Lapena starrte Sir Thomas wehleidig an, und irgendetwas in seinem Gesicht schien zu sagen, das sei alles die Schuld des Schotten. *»Inundación«,* wiederholte er und zuckte mit den Schultern.

»Die Straße«, stimmte Sir Thomas ihm auf Spanisch zu, »ist in der Tat überflutet.« Die Straße ging mitten über einen See. Zwar führte sie dort über einen kleinen Damm, doch nach den heftigen Regenfällen der letzten Zeit stand der unter Wasser. »Sie ist überflutet«, sagte Sir Thomas geduldig, »aber ich wage zu behaupten, dass wir sie dennoch überqueren können, Señor.«

Er wartete nicht auf Lapenas Antwort, sondern trieb sein Pferd auf den Damm hinaus. Das Pferd watete durch das immer höher werdende Wasser. Allmählich wurde es nervös, warf den Kopf hin und her und rollte mit den Augen, doch Sir Thomas behielt es unter Kontrolle, während er den weißen Pfählen folgte, die den Verlauf der Straße markierten. Auf

halbem Weg durch die Flut, als das Wasser ihm bis zu den Steigbügeln reichte, drehte er sich im Sattel um und schrie mit einer Stimme, die von den windigen, schottischen Jagdrevieren kräftig geworden war: »Wir sollten weitermarschieren! Haben Sie mich gehört? Vorwärts!«

»Die Geschütze schaffen das nicht«, erwiderte Lapena, »und sie können das überflutete Gebiet auch nicht umgehen.« Traurig deutete er nach Norden, wo sich das Marschland noch wesentlich weiter erstreckte.

Das wurde für Sir Thomas noch einmal wiederholt, als er zurückgeritten kam. Sir Thomas nickte und rief dann nach Captain Vetch, dem Pionieroffizier, der die Feuerflöße verbrannt hatte und der sich nun bei der Vorhut befand, um genau solch eine Einschätzung vornehmen zu können. »Klären Sie das Gebiet auf, Captain«, befahl Sir Thomas, »und berichten Sie mir, ob die Geschütze die Straße nehmen können.«

Captain Vetch ritt durch den überfluteten Bereich, und als er wieder zurückkam, erklärte er selbstbewusst, dass die Straße durchaus passierbar sei. Doch General Lapena bestand darauf, dass der Damm durch das Wasser beschädigt sein könnte und dass er erst gründlich untersucht werden müsse, und falls nötig, müsse man ihn eben reparieren, bevor irgendwelche Geschütze dort entlang geführt werden konnten. »Dann schicken Sie wenigstens die Infanterie rüber«, schlug Sir Thomas vor, und nach einer Weile kam man zögernd überein, dass die Infanterie den Marsch vielleicht wirklich riskieren könne.

»Führen Sie Ihre Jungs heran«, sagte Sir Thomas zu Brigadier General Dilkes und Colonel Wheatley. »Ich will beide Brigaden dicht am Ufer, nicht auseinandergezogen auf der Straße.« Zwar bestand keine unmittelbare Gefahr, sodass es egal gewesen wäre, wenn die Briten erst einmal zurückgeblieben wären, doch Sir Thomas hoffte, dass die

Spanier unter den Augen der Briten und Portugiesen ein wenig Eifer zeigen würden.

Die beiden Brigaden marschierten am Seeufer auf und ließen die Geschütze auf der Straße zurück, doch die Ankunft von Sir Thomas' Männern zeigte keinerlei Wirkung auf die Spanier. Deren Soldaten bestanden darauf, sich erst einmal Stiefel und Strümpfe auszuziehen, bevor sie vorsichtig die überflutete Straße betraten. Die meisten von Lapenas Offizieren hatten keine Pferde, denn auf den Feluken war nur für wenige Platz gewesen, und diese Offiziere verlangten nun, dass ihre Männer sie trugen. Alles ging schier unglaublich langsam, als hätten die Spanier Angst, dass sich plötzlich die Erde unter ihnen auftun und sie verschlucken würde.

»Gütiger Gott im Himmel«, seufzte Sir Thomas, während er zuschaute, wie eine kleine Gruppe der wenigen berittenen spanischen Offiziere, die schon halb auf dem Damm waren, nervös mit langen Stöcken im Wasser herumstocherte. »John!« Sir Thomas drehte sich zu seinem Neffen um. »Bestell Major Duncan meine besten Grüße und sag ihm, ich will die Geschütze hier haben. Sie werden noch heute Nachmittag diesen verdammten See überqueren.«

Major Hope ritt los, um die Geschütze zu holen. Lord William Russell saß ab, holte das Fernrohr aus seiner Satteltasche, legte es auf den Rücken seines Pferdes und suchte das Land im Norden ab. Es war Flachland, umrahmt von kahlen Hügeln, auf denen weiße Dörfer in der Wintersonne funkelten. Die Ebene war mit fremdartigen immergrünen Pflanzen übersät, die wie die Kinderzeichnung eines Baums aussahen. Die Stämme waren schwarz und die Kronen dicht und ausladend. »Ich mag diese Bäume«, bemerkte Lord William und schaute weiter durch sein Fernrohr.

»Sciadopitys verticillata«, sagte Sir Thomas in beiläufigem Ton. Dann sah er, dass Lord William ihn erstaunt und

ehrfurchtsvoll anstarrte. »Meine geliebte Mary hat auf unseren Reisen großen Gefallen an ihnen gefunden«, erklärte Sir Thomas. »Wir haben versucht, ein paar davon in Balgowan anzupflanzen, aber sie haben keine Wurzeln geschlagen. Dabei sollte man annehmen, dass Pinien in Perthshire angehen, diese aber nicht. Sie sind schon im ersten Winter eingegangen.« Er klang entspannt, doch Lord William sah, dass der General ungeduldig mit den Fingern auf dem Sattel trommelte. Lord William schaute wieder durch das Fernrohr und ließ seinen Blick über ein kleines Dorf wandern, das halb hinter einem Olivenhain verborgen war. Dann hielt er inne.

»Wir werden beobachtet, Sir Thomas«, sagte er.

»Aye, das kann ich mir denken. Maréchal Victor ist kein Narr. Dragoner, stimmt's?«

»Ein ganzer Trupp von ihnen.« Lord William versuchte, sie besser in den Fokus zu bekommen. »Aber wirklich viele sind es nicht. Vielleicht zwanzig.« Er konnte die grünen Uniformen der Kavalleristen deutlich vor den weißen Häusern erkennen. »Und ja, es sind Dragoner, Sir, und sie sind in einem Dorf zwischen zwei niedrigen Hügeln. Drei Meilen entfernt vielleicht.« Auf einem Dach blitzte etwas, und Lord William nahm an, dass ein Franzose sie ebenfalls durch ein Fernrohr beobachtete. »Wie es aussieht, beobachten sie uns.«

»Und sie werden ihre Beobachtungen melden«, sagte Sir Thomas düster. »Sie werden Befehl haben, uns in Ruhe zu lassen, Willie. Sie sollen uns nur im Auge behalten, und ich wette das Herzogtum Ihres Vaters gegen die Hütte eines meiner Wildhüter, dass Maréchal Victor sich bereits auf dem Marsch befindet.«

Lord William suchte die Hügel zu beiden Seiten des Dorfes ab, doch nirgends war ein Feind zu sehen. »Sollen wir Doñ a Manolito Bescheid sagen?«, fragte er.

Dieses eine Mal protestierte Sir Thomas nicht gegen die Verwendung des Spitznamens. »Lassen wir ihn lieber in Frieden«, sagte er leise und schaute zu dem spanischen General. »Wenn er erfährt, dass grüne Männer ihn verfolgen, nimmt er vermutlich die Beine in die Hand und rennt weg. Das haben Sie mich nicht sagen gehört, Willie.«

»Ich bin der Inbegriff der Diskretion, Sir«, erwiderte Lord William. Dann schob er das Fernrohr wieder zusammen und verstaute es in der Satteltasche. »Aber wenn Victor auf dem Marsch ist, Sir …«, fügte er hinzu und dachte darüber nach, was das implizierte.

»Dann wird er uns den Weg versperren«, vollendete Sir Thomas den Satz. Er klang schon wieder ein wenig fröhlicher. »Und das heißt, dass wir werden kämpfen müssen. Und wir *müssen* kämpfen. Wenn wir fliehen, dann werden diese Advokaten in Cadiz sagen, die Franzosen könnten nicht geschlagen werden. Sie werden um Frieden betteln, uns aus Cadiz werfen und die Froschfresser einladen. Wir müssen kämpfen, Willie, und wir müssen den Spaniern zeigen, dass wir auch siegen können. Schauen Sie sich all die Männer an.« Er deutete auf die Rot-und Grünröcke. »Das sind die besten Männer der Welt, Willie, die besten! Also lassen Sie uns eine Schlacht provozieren. Lassen Sie uns tun, weshalb wir hergekommen sind!«

Die spanische Infanterie, die darauf wartete, den Damm zu überqueren, musste von der Straße springen, um die beiden britischen Batterien vorbeizulassen. Als General Lapena sah, wie seine Männer auseinandergetrieben wurden, ritt er zu Sir Thomas und verlangte entrüstet zu wissen, warum die zehn Geschütze mit ihren Protzen die Marschordnung gebrochen hatten.

»Sie brauchen sie am anderen Ufer«, antwortete Sir Thomas ermutigend, »für den Fall, dass die Franzosen kommen, während Ihre tapferen Männer noch mit der Überquerung beschäftigt sind.« Er deutete zu dem

vordersten Geschützzug auf dem Damm. »Schneller!«, brüllte er dem Geschützführer zu. »Treiben Sie die Kerle an!«

»Jawohl, Sir!« Der Lieutenant grinste.

Eine Kompanie Riflemen wurde als Eskorte mit den Geschützen geschickt. Sie nahmen ihre Munitionstaschen ab, wateten auf dem Damm und positionierten sich rechts und links von den Gespannen, um die Mannschaften zu beruhigen. Die erste Batterie unter Captain Shenley kam gut voran. Das Wasser reichte bis zu den Achsen der Geschütze, doch vier Neunpfünder und eine Fünfeinhalbzoll-Haubitze, jedes Geschütz von acht Pferden gezogen, schafften die Überfahrt ohne Missgeschick. Die Protzen mussten geleert werden, sodass das Wasser die zwanzig Pulverladungen, die sie jeweils trugen, nicht unbrauchbar machen konnte. Die Ladungen wurden auf die Trosswagen gelegt, die hoch genug waren und auch noch hundert zusätzliche Schuss Munition transportierten.

»Jetzt die zweite Batterie!«, befahl Sir Thomas. Jetzt war er wieder guter Stimmung, denn Shenleys Batterie trieb bereits die Spanier am anderen Ufer auseinander. Plötzlich hatten alle es eilig.

Dann rutschte das vorderste Geschütz der zweiten Batterie vom Damm. Sir Thomas sah nicht, was geschah. Später erfuhr er, dass eines der Pferde gestolpert war und dadurch das ganze Gespann nach links gezogen hatte. Die Pferdeführer hatten gegengelenkt, doch das Geschütz war in Bewegung geraten, von der Straße gerutscht und mit lautem Platschen in die Flut gestürzt. Die Kanoniere waren von der Protze gefallen, und das Gespann war abrupt zum Stehen gekommen.

General Lapena drehte langsam den Kopf und schaute Sir Thomas vorwurfsvoll an.

Die Kanoniere trieben die Pferde mit der Peitsche an, und die Pferde zogen, doch das Geschütz wollte sich nicht

bewegen.

Und jenseits der Ebene, hinter den Marschen, funkelte die Sonne auf Metall.

Dragoner.

Bei Einbruch der Nacht war alles vorbei – alles mit Ausnahme der Kämpfe, die über das Schicksal von Cadiz entscheiden würden. Doch der verräterische Teil endete, als Lord Pumphrey zu dem Haus kam, das Sharpe in San Fernando gemietet hatte. Er kam kurz nach Einbruch der Dunkelheit, und er hatte dieselbe Tasche dabei, die er auch in die Krypta der Kathedrale mitgenommen hatte. Und für Sharpe sah es so aus, als wäre Seine Lordschaft noch nervöser als damals, als er die Stufen hinabgestiegen war, an deren Ende Padre Salvador Montseny auf ihn gewartet hatte. Pumphrey schlich in den Raum, und seine Augen wurden ein wenig größer, als er Sharpe neben dem Kamin sitzen sah. »Ich dachte mir schon, dass Sie hier sein würden«, sagte er. Er rang sich ein Lächeln für Caterina ab, dann schaute er sich im Raum um. Er war klein und spärlich möbliert. Es gab nur einen dunklen Tisch und ein paar Stühle mit hohen Lehnen. Die Wände waren weiß verputzt und mit den Porträts von Bischöfen und einem alten Kreuz verziert. Das Licht stammte von einem kleinen Feuer im Kamin, und unter den schwarzen Balken, die die Decke stützten, hing eine flackernde Laterne. »Das ist nicht gerade der Komfort, den du so gern magst, Caterina«, bemerkte Lord Pumphrey leichthin.

»Im Vergleich zu dem Ort, an dem ich aufgewachsen bin, ist das hier der Himmel.«

»Ach ja. Jetzt, wo du es sagst …«, erwiderte Lord Pumphrey. »Ich habe ganz vergessen, dass du in einer Garnisonsstadt aufgewachsen bist.« Er warf Sharpe einen besorgten Blick zu. »Sie hat mir mal erzählt, dass sie sogar Ferkel kastrieren kann, Sharpe.«

»Sie sollten erst mal sehen, was sie mit Männern machen kann«, entgegnete Sharpe.

»Aber in der Stadt hättest du es doch so viel bequemer«, wandte sich Pumphrey wieder an Caterina und ignorierte Sharpes bissigen Kommentar. »Du hast jetzt nichts mehr von Padre Montseny zu befürchten.«

»Nicht?«

»Er ist beim Einsturz des Gerüsts in der Kathedrale verletzt worden. Wie ich gehört habe, wird er nie wieder laufen können.« Pumphrey schaute erneut zu Sharpe und wartete auf eine Reaktion. Doch es kam keine, und so lächelte er Caterina an, stellte die Tasche auf den Tisch, zog ein Taschentuch aus dem Ärmel, staubte den Stuhl ab und setzte sich. »Somit besteht der Grund nicht mehr, warum du die Stadt verlassen hast, meine Liebe. Cadiz ist sicher.«

»Was ist mit meinen Gründen für meinen Aufenthalt hier?«, fragte Caterina.

Kurz ruhte Pumphreys Blick wieder auf Sharpe. »Diese Gründe sind deine Sache, meine Liebe. Aber komm wieder nach Cadiz zurück.«

»Sind Sie jetzt Henrys Zuhälter?«, fragte Sharpe verächtlich.

»Seine Exzellenz«, erwiderte Pumphrey mit aufgesetzter Würde, »ist in gewisser Weise erleichtert, dass Señorita Blazquez fort ist. Ich glaube, er hat das Gefühl, dass ein unglückliches Kapitel in seinem Leben nun vorüber ist. Es kann vergessen werden. Nein, ich wünsche lediglich, dass Caterina zurückkehrt, damit ich ihre Gesellschaft wieder genießen kann. Wir sind doch Freunde, oder etwa nicht?«, appellierte er an Caterina.

»Ja, wir sind Freunde, Pumps«, antwortete sie warmherzig.

»Dann muss ich dir als Freund sagen, dass diese Briefe nicht länger von Wert sind.« Er lächelte sie an. »Sie haben

im selben Augenblick ihren Wert verloren, da Montseny zum Krüppel geworden ist. Ich kann dir versichern, ansonsten wird niemand versuchen, sie zu veröffentlichen.«

»Warum haben Sie dann das Geld gebracht, Mylord?«, verlangte Sharpe zu wissen.

»Weil ich es schon aus der Schatzkammer genommen hatte, bevor ich von Padre Montsenys traurigem Schicksal erfahren habe, und weil es bei mir sicherer ist, wenn ich mein Haus verlasse, und weil Seine Exzellenz bereit ist, eine kleinere Summe für die Rückgabe der Briefe zu zahlen.«

»Eine kleinere Summe«, wiederholte Sharpe emotionslos.

»Allein aus der Güte seines Herzens heraus«, sagte Lord Pumphrey.

»Und wie klein ist diese kleinere Summe?«, fragte Sharpe.

»Einhundert Guineas?«, schlug Pumphrey vor. »Das ist wirklich sehr großzügig von Seiner Exzellenz.«

Sharpe stand auf, und Lord Pumphreys Hand zuckte zu seiner Jackentasche. Sharpe lachte. »Sie haben eine Pistole dabei! Wollen Sie wirklich gegen mich kämpfen?« Lord Pumphreys Hand erstarrte, und Sharpe trat hinter ihn. »Seine Exzellenz weiß einen Dreck über diese Briefe, Mylord. Sie haben ihm nichts erzählt. Sie wollen sie für sich selbst.«

»Das ist doch absurd, Sharpe!«

»Weil sie durchaus noch Wert besitzen, nicht wahr? Sie wären ein kleiner Hebel, um für immer Macht über die Familie Wellesley zu haben. Was macht Henrys ältester Bruder so?«

»Der Earl of Mornington«, antwortete Pumphrey steif, »ist unser Außenminister.«

»Natürlich ist er das«, sagte Sharpe, »ein wahrhaft nützlicher Mann, wenn man ihn in der Tasche hat. Wollen Sie deshalb die Briefe, Mylord? Oder wollen Sie sie Seiner Exzellenz verkaufen?«

»Sie haben wirklich eine blühende Fantasie, Captain Sharpe.«

»Nein. Ich habe Caterina, und Caterina hat die Briefe, und Sie haben das Geld. An Geld zu kommen ist ein Leichtes für Sie, Mylord. Wie haben Sie das noch genannt? Subventionen für die Guerilleros und Bestechungsgelder für die Abgeordneten? Aber das Gold ist jetzt für Caterina, was immer noch viel besser ist, als damit die Taschen verdammter Advokaten zu füllen. Und da ist noch eine andere Sache, Mylord.«

»Ja?«, fragte Lord Pumphrey.

Sharpe legte Pumphrey die Hand auf die Schulter und jagte Seiner Lordschaft so einen Schauder über den Rücken. Sharpe beugte sich vor und flüsterte Pumphrey heiser ins Ohr: »Wenn Sie sie nicht bezahlen, dann werde ich mit Ihnen machen, was Sie befohlen haben, das man mit Astrid tut.«

»Sharpe!«

»Das Durchschneiden einer Kehle«, sagte Sharpe, »ist zwar schwieriger, als Ferkel zu kastrieren, aber in etwa die gleiche Sauerei.« Er zog seinen Säbel ein paar Zoll heraus und ließ die Klinge über die Scheide kratzen. Dabei spürte er ein Zittern in Lord Pumphreys Schulter. »Eigentlich sollte ich das mit Ihnen machen, Mylord – um Astrids willen –, aber Caterina will das nicht. Und? Zahlen Sie ihr jetzt das Geld oder nicht?«

Pumphrey rührte sich nicht. »Sie werden mir nicht die Kehle durchschneiden«, erklärte er überraschend ruhig.

»Werde ich nicht?«

»Man weiß, dass ich hier bin, Sharpe. Ich musste zwei Militärpolizisten fragen, wo Sie untergekommen sind. Glauben Sie etwa, die haben mich vergessen?«

»Ich bin es gewohnt, Risiken auf mich zu nehmen, Mylord.«

»Deshalb sind Sie ja auch so wertvoll, Sharpe, aber Sie sind kein Narr. Wenn Sie einen Diplomaten Seiner Majestät töten, werden Sie selber sterben. Außerdem wird Caterina nicht zulassen, dass Sie mich umbringen. Das haben Sie selbst gesagt.«

Caterina schwieg. Sie schüttelte nur leicht den Kopf, doch ob sie damit Lord Pumphreys Aussage verneinen oder anzeigen wollte, dass sie seinen Tod nicht wollte, das wusste Sharpe nicht.

»Caterina will Geld«, sagte Sharpe.

»Das ist ein Motiv, das ich vollkommen verstehen kann«, erklärte Pumphrey und schob die Tasche in die Mitte des Tischs. »Du hast die Briefe?«, fragte er Caterina.

Caterina gab Sharpe die sechs Briefe, und Sharpe zeigte sie Seiner Lordschaft. Dann brachte er sie zum Feuer.

»Nein!«, rief Lord Pumphrey.

»Doch«, sagte Sharpe und warf sie auf das brennende Holz. Die Briefe fingen sofort Feuer, und das Licht der Flammen tanzte über Lord Pumphreys bleiches Gesicht. »Warum haben Sie Astrid umbringen lassen?«, fragte Sharpe.

»Um die Geheimnisse Großbritanniens zu bewahren«, antwortete Lord Pumphrey in hartem Ton, »denn das ist meine Pflicht.« Er stand unvermittelt auf, und plötzlich strahlte seine zerbrechliche Gestalt eine unerwartete Autorität aus. »Sie und ich, Captain Sharpe, wir sind uns sehr ähnlich. Wir wissen beide, dass es im Krieg wie im Leben nur eine Regel gibt: gewinnen. Das mit Astrid tut mir leid.«

»Nein, tut es Ihnen nicht«, widersprach Sharpe.

Pumphrey hielt kurz inne. »Sie haben recht. Tut es nicht.« Plötzlich lächelte er. »Sie spielen das Spiel wirklich gut, Captain Sharpe. Ich gratuliere Ihnen.« Er warf Caterina einen Kuss zu und verließ ohne ein weiteres Wort den Raum.

»Ich mag Pumps«, bemerkte Caterina, nachdem Seine Lordschaft gegangen war, »deshalb bin ich auch froh, dass du ihn nicht getötet hast.«

»Das hätte ich aber tun sollen.«

»Nein«, widersprach sie ihm mit fester Stimme. »Er ist wie du: ein Schuft. Und Schufte sollten loyal zueinander sein.« Sie spielte mit den Münzen, und das Licht von der Decke spiegelte sich auf dem Gold und warf einen gelben Lichtschein auf ihre Haut.

»Gehst du jetzt wieder nach Cadiz zurück?«, fragte Sharpe.

Caterina nickte. »Vermutlich«, antwortete sie und drehte eine Münze in den Fingern.

»Um dir einen Mann zu suchen?«

»Einen reichen Mann«, betonte sie. »Was soll ich denn sonst tun? Aber vorher würde ich gern noch eine Schlacht sehen.«

»Nein!«, erklärte Sharpe. »Das ist kein Ort für eine Frau.«

»Vielleicht.« Caterina zuckte mit den Schultern und lächelte Sharpe an. »Und? Wie viel willst du, Richard?«

»Was auch immer du mir geben willst.«

Sie schob einen großzügigen Haufen über den Tisch. »Du bist ein Narr, Captain Sharpe.«

»Da hast du wahrscheinlich recht.«

Und irgendwo im Süden marschierten zwei Armeen. Sharpe schätzte, dass er sie noch rechtzeitig erreichen konnte, doch Gold würde ihm da nichts nützen. Die Erinnerung an eine Frau war jedoch stets ein Trost. »Lass uns das Geld nach oben bringen«, sagte er.

Und das taten sie dann auch.

Einer von General Lapenas Adjutanten hatte die Dragoner gesehen. Er beobachtete, wie sie in Reihe aus dem Olivenhain und auf die Truppen am anderen Ende des

Damms zu ritten. General Lapena borgte sich ein Fernrohr und legte es einem seiner Adjutanten auf die Schulter. *»Dragónes!«* Er spie das Wort förmlich aus.

»Aber es sind nicht viele«, erklärte Sir Thomas schroff, »und sie sind noch verdammt weit weg. Grundgütiger, ist es denn wirklich so schwer, dieses verdammte Geschütz zu bewegen?«

Offensichtlich ja. Die Kanone, ein Neunpfünder mit sechs Fuß langem Rohr, steckte fest. Der größte Teil des Geschützes war unter Wasser. Nur die Spitze des linken Rads und der obere Teil des Verschlusses waren zu sehen. Ein Pferd strampelte verzweifelt, während ein Kanonier versuchte, den Kopf des Tieres über Wasser zu halten. Die Riflemen, die zur Sicherung an den Rändern des Damms postiert waren, hielten die anderen Pferde fest, doch die verängstigten Tiere drohten in Panik zu geraten, und dann würden Geschütz und Protze weiter ins Wasser rutschen.

»Macht die Protze los, verdammt!«, brüllte Sir Thomas, und als die Männer nicht sofort reagierten, trieb er sein Pferd auf den Damm hinaus. »Ich brauche ein Dutzend Männer!«, schrie er der nächstbesten Infanterieeinheit zu.

Ein Trupp Portugiesen folgte Sir Thomas, der neben die verunglückte Kanone ritt. »Was genau ist das Problem?«, verlangte er brüsk zu wissen.

»Da unten scheint so eine Art Abflusskanal zu sein, Sir«, antwortete ein Lieutenant. Er klammerte sich an das abgesoffene Rad und hatte offensichtlich Angst, dass das ganze Ding auf ihn drauf kippen würde. »Und das Rad hängt in diesem Kanal fest, Sir«, fügte der Lieutenant hinzu. Ein Sergeant und drei Kanoniere zogen an dem Geschütz und versuchten, die Aufhängung von der Protze zu lösen, doch mit jedem Ruck sackte die Kanone ein wenig tiefer. Schließlich gelang es ihnen jedoch, das Geschütz loszumachen, und die Protze schoss förmlich auf die Straße

zurück, als die Pferde keinen Widerstand mehr spürten. Das Geschütz blieb zurück. Es geriet gefährlich ins Kippen, und die Augen des Lieutenant wurden vor Angst immer größer, bis die Waffe schließlich wieder zur Ruhe kam. Allerdings war der Verschluss nun vollständig unter Wasser.

Sir Thomas schnallte seinen Waffengurt ab und warf ihn Lord William zu, der seinem Herrn pflichtbewusst auf den Damm gefolgt war. Dann gab Sir Thomas auch seinen Dreispitz ab, und der leichte Wind zerzauste ihm das weiße Haar. Er glitt aus dem Sattel und stand bis zur Brust in dem grauen Wasser. »Das ist ja nicht annähernd so kalt wie der Tay«, bemerkte er. »Los jetzt, Jungs.«

Das Wasser reichte Sir Thomas nun bis unter die Achselhöhlen. Er legte die Schulter an das Rad und grinste die Riflemen und Portugiesen an, die sich zu ihm gesellt hatten. Lord William fragte sich, warum Sir Thomas zugelassen hatte, dass das Geschütz von dem Gespann getrennt wurde, dann erkannte er, dass der General nicht gewollt hatte, dass einer seiner Männer unter die Räder geriet, wenn die Kanone plötzlich rausgerissen wurde. Das konnte man auch langsam und in Ruhe schaffen.

»Drückt mit dem Rücken!«, rief der General seinen Männern zu. »Drücken! Los!«

Das Geschütz bewegte sich. Der Verschluss tauchte wieder auf, dann die Spitze des rechten Rads. Ein Rifleman rutschte weg, tauchte unter und zog sich an einer Speiche wieder heraus. Die Kanoniere auf der Straße hatten ein Seil an das Geschütz gebunden und zogen wie Männer beim Tauziehen.

»Sie kommt!«, rief Sir Thomas triumphierend, und tatsächlich löste sich die Kanone aus dem Kanal und rollte auf den Damm. »Hängt sie wieder an«, befahl Sir Thomas. »Und dann bewegt euch!« Er wischte sich die Hände an der durchnässten Hose ab, während die Kanone wieder an der Protze befestigt wurde. Dann war das Knallen einer Peitsche

zu hören, und das Geschütz setzte sich wieder in Bewegung. Als ein portugiesischer Unteroffizier sah, dass der General ob seiner durchnässten Kleider Schwierigkeiten hatte, wieder in den Sattel zu kommen, eilte er herbei, um ihm zu helfen. »Vielen Dank«, sagte Sir Thomas. »Vielen Dank.« Er gab dem Mann eine Münze. »So macht man das, Willie.«

»Sie werden sich den Tod holen, Sir«, bemerkte Lord William ehrlich besorgt.

»Falls ja, dann weiß Major Hope, was er mit meiner Leiche machen soll«, erwiderte Sir Thomas. Er war durch und durch nass, grinste aber breit. »Das Wasser war kalt, Willie! Verdammt kalt! Sorgen Sie dafür, dass die Infanteristen sich umziehen können.« Er lachte. »Als ich noch ein kleiner Junge war, Willie, da haben wir mal einen Fuchs in den Tay gejagt. Ich war noch sehr klein, und die Hunde haben das Vieh einfach nur angebellt. Also habe ich mein Pferd in den Fluss getrieben und das Tier mit bloßen Händen gefangen. Ich habe gedacht, ich sei ein Held! Mein Onkel hat mir dafür den Hintern versohlt. ›Mach nie die Arbeit eines Hundes‹, hat er zu mir gesagt, aber manchmal muss man das einfach. Manchmal muss man das.«

Die Dragoner waren nach Norden geschwenkt. Sie waren nie auch nur auf eine Meile an die Truppen herangekommen, die den Damm überquerten, und als die Kavallerie der King’s German Legion gegen sie antrabte, galoppierten sie rasch davon.

Nun überquerte auch noch der Rest der spanischen Infanterie den Damm, aber wieder unglaublich langsam, und so war es bereits dunkel, als die Armee endlich ihren Marsch fortsetzen konnte. Die Straße stieg stetig an und führte geradewegs zu den Lichtern von Vejer, die auf dem Hügel funkelten. Die Armee näherte sich der Stadt von Norden. Sie folgte einer Straße und schlug ihr Lager in einer Reihe von Olivenhainen auf, wo Sir Thomas endlich seine nassen

Kleider loswerden konnte und sich vor ein Feuer kauerte, um sich zu wärmen.

Am nächsten Tag wurden Furagiere ausgeschickt. Sie kehrten alsbald mit einer Herde magerer Ochsen, schwangeren Schafen und widerspenstigen Ziegen zurück. Sir Thomas ärgerte sich. Er wollte weiter, und da er nichts anderes zu tun hatte, ritt er mit einer Abteilung der deutschen Kavallerie auf Aufklärung. Sie fanden heraus, dass es auf den Hügeln im Norden und Osten vor feindlichen Reitern nur so wimmelte. Ein Trupp spanischer Kavallerie trabte einen Bach entlang, um sich Sir Thomas' Männern anzuschließen. Ihr kommandierender Offizier war ein Capitán mit gelber Hose, gelber Weste und einem blauen Jackett mit roten Kragenspiegeln. Er legte die Finger an den Hut, um Sir Thomas zu begrüßen. »Sie beobachten uns.« Er sprach Französisch, da er annahm, dass Sir Thomas kein Spanisch verstand.

»Das ist ihre Aufgabe«, antwortete Sir Thomas auf Spanisch. Er hatte unmittelbar nach seiner Ankunft in Cadiz damit begonnen, die Sprache zu lernen.

»Capitán Sarasa«, stellte der Spanier sich vor und holte eine Zigarre aus seiner Satteltasche. Einer seiner Männer bot ihm Feuer an, und Sarasa beugte sich über die Flamme, bis die Zigarre richtig brannte. »Ich habe Befehl«, sagte er, »den Feind nicht anzugreifen.«

Sir Thomas hörte dem Mann seinen Frust deutlich an. Er wollte seine Männer die Hügel hinaufführen und sich mit den französischen Vedette messen. Eine Vedette war ein Kavalleriewachtposten, um den Feind zu beobachten. »Wessen Befehl ist das?«, fragte Sir Thomas leidenschaftslos.

»General Lapenas. Wir sollen die Furagiere beschützen, mehr nicht.«

»Aber Sie wollen lieber kämpfen, nicht wahr?«

»Deshalb sind wir nicht hier«, antwortete Sarasa ausweichend.

Sir Thomas mochte Sarasa. Er war jung, vermutlich noch nicht einmal dreißig, und er besaß eine Kampfeslust, die Sir Thomas wieder ein wenig Mut machte. Tatsächlich war er schon immer davon überzeugt gewesen, dass die Spanier kämpfen würden wie die Teufel, wenn man ihnen nur die Gelegenheit dazu gab – die Gelegenheit und eine ordentliche Führung. Vor drei Jahren, bei Bailen, hatte eine spanische Truppe gegen ein ganzes französisches Korps gekämpft und es zur Kapitulation gezwungen. Sie hatten sogar einen Adler erbeutet, und wenn Capitán Sarasa ein typisches Beispiel war, dann wollten sie auch kämpfen, doch in diesem speziellen Fall stimmte Sir Thomas sogar mit General Lapena überein. »Was liegt jenseits des Hügels dort, Capitán?«, fragte er.

Sarasa drehte sich zu dem nächstgelegenen Hügel um, wo zwölf Franzosen zu sehen waren. Mit Sarasas Reitern verfügte Sir Thomas nun über mehr als sechzig Mann. »Das wissen wir nicht, Sir Thomas«, gestand Sarasa.

»Vermutlich warten noch mehr auf der anderen Seite«, sagte Sir Thomas, »und wir könnten die Kerle da oben vertreiben, und wenn wir das tun, würden wir sie auf dem nächsten Hügel sehen. Wir würden sie jagen und jagen, und irgendwann wären wir dann fünf Meilen entfernt von hier, und die Furagiere wären tot.«

Sarasa zog an seiner Zigarre. »Ihr Anblick ist eine Beleidigung«, erklärte er voller Leidenschaft.

»Mich widern sie an«, sagte Sir Thomas, »aber wir kämpfen gegen sie, wo wir wollen oder wo wir müssen, nur *wann*, das können wir uns nicht immer aussuchen.«

Sarasa lächelte, als wolle er sagen, er habe die Lektion verstanden, und klopfte die Asche von der Zigarre. »Der Rest

meines Regiments, Sir Thomas«, sagte er, »hat den Befehl, die Straße nach Conil zu erkunden.«

»Conil?«, hakte Sir Thomas nach, und Sarasa nickte. Der Spanier beobachtete noch immer die Dragoner, doch er bekam durchaus mit, dass Sir Thomas eine Karte aus der Satteltasche holte. Es war eine schlechte Karte, aber sie zeigte Gibraltar und Cadiz und dazwischen Medina Sidonia und Vejer, die Stadt, die genau südlich von ihnen lag. Sir Thomas fuhr mit dem Finger in Richtung Westen von Vejer, bis er den Atlantik erreichte. »Conil?«, fragte er erneut und tippte auf die Karte.

»Conil de la Frontera.« Sarasa bestätigte den Ort, indem er seinen vollen Namen nannte. »Conil am Meer«, fügte er mit wütender Stimme hinzu.

Am Meer! Sir Thomas starrte auf die Karte. Conil lag in der Tat an der Küste. Zehn Meilen nördlich davon gab es ein Dorf mit Namen Barrosa, und von dort führte eine Straße in Richtung Osten und nach Chiclana, wo sich die stärksten französischen Belagerunswerke befanden, doch Sir Thomas wusste bereits, dass General Lapena diese Straße nicht nehmen wollte. Allerdings floss ein paar Meilen nördlich von Barrosa der Rio Sancti Petri, wo die spanische Garnison von Cadiz gerade eine Pontonbrücke baute. Wenn sie diese Brücke überquerten, war die Armee wieder auf der Isla de León und Lapenas Männer in Cadiz und in Sicherheit vor den Franzosen. »Nein«, sagte Sir Thomas wütend, und sein Pferd schnaubte nervös.

Die Straße nördlich von Vejer war die einzige, die sie nehmen konnten. Sie mussten die Kette der französischen Wachtposten durchbrechen und hart marschieren. Victor würde Chiclana natürlich verteidigen, aber indem sie sich östlich der Stadt hielt, konnte die alliierte Armee den Maréchal ausmanövrieren, aus seinen Stellungen locken und ihn so zwingen, sich ihr auf offenem Feld zu stellen. Doch was hatte der spanische General stattdessen geplant? Einen

Spaziergang am Meer! Wollte er sich wirklich wieder nach Cadiz zurückziehen? Sir Thomas konnte es kaum glauben, aber er wusste, dass man Chiclana von Barrosa aus nur schlecht angreifen konnte. Der Angreifer müsste über schlechte Bergpfade gegen einen Feind in vorbereiteten Stellungen vorrücken, und Lapena würde solch ein Risiko niemals auch nur in Erwägung ziehen. Doña Manolito wollte einfach nur nach Hause, und um dorthin zu gelangen, wollte er über eine Küstenstraße marschieren. Dann mussten die Franzosen nur noch gegen diese Straße vorrücken, und die Armee säße zwischen ihnen und dem Meer in der Falle. »Nein!«, sagte Sir Thomas erneut und wendete sein Pferd in Richtung des fernen Lagers. Er galoppierte los, zügelte sein Tier dann noch einmal und drehte sich zu Sarasa um. »Sie sollen nicht angreifen? Das ist Ihr Befehl?«

»Ja, Sir Thomas.«

»Aber wenn diese Bastarde Sie bedrohen, dann ist es natürlich Ihre Pflicht, sie zu töten, nicht wahr?«

»Ist sie das, Sir Thomas?«

»Und ob sie das ist, verdammt! Und ich bin sicher, dass Sie Ihre Pflicht tun werden, Capitán, aber verfolgen Sie sie nicht. Lassen Sie die Furagiere nicht im Stich. Nicht weiter als bis zur Hügelkuppe, haben Sie verstanden?« Sir Thomas ritt wieder los. Er nahm an, wenn einer der Franzosen auch nur die Hand hob, dann würde Sarasa angreifen. So würden wenigstens ein paar Feinde sterben, auch wenn Doña Manolito offensichtlich wollte, dass der Rest ewig lebte. »Dieser verdammte Bastard«, knurrte Sir Thomas vor sich hin. »Dieser gottverdammte Bastard.« Und er ritt, um den Feldzug zu retten.

»Ich habe letzte Nacht Ihre Freundin gesehen«, bemerkte Capitán Galiana Sharpe gegenüber.

»Meine Freundin?«

»Sie hat im Bachicas getanzt.«

»Oh, Caterina?«, fragte Sharpe. In ihrer gemieteten Kutsche und mit einer Tasche voller Geld war Caterina wieder nach Cadiz zurückgekehrt.

»Sie haben mir ja gar nicht gesagt, dass sie Witwe ist«, sagte Galiana tadelnd. »Sie haben sie *Señorita* genannt!«

Sharpe starrte Galiana offenen Mundes an. »Witwe?«

»Sie war ganz in Schwarz gekleidet und hat einen Schleier getragen«, berichtete Galiana. »Sie hat natürlich nicht wirklich getanzt, aber sie hat die Tänzer beobachtet.« Galiana und Sharpe standen auf einer Kiesfläche am Rand der Bucht. Der Nordwind wehte den Gestank der Gefängnisschiffe heran, die vor den Salinen vor Anker lagen. Zwei Wachboote ruderten langsam an den Schiffen vorbei.

»Sie hat nicht getanzt?«, fragte Sharpe.

»Wie könnte sie? Sie ist eine Witwe. Dafür ist es noch zu früh. Sie hat mir erzählt, dass ihr Mann erst seit drei Monaten tot ist.« Galiana hielt kurz inne. Offensichtlich erinnerte er sich daran, wie Caterina in einem Aufzug und auf eine Art über den Strand geritten war, der nicht gerade von Trauer kündete, aber er hatte beschlossen, das nicht zu erwähnen. »Sie war sehr freundlich zu mir«, sagte er stattdessen. »Ich mag sie.«

»Sie ist aber auch wirklich sehr liebenswert«, bemerkte Sharpe.

»Ihr Brigadier war ebenfalls dort«, sagte Galiana.

»Moon? Moon ist nicht mein Brigadier«, erwiderte Sharpe, »und ich nehme an, er hat auch nicht getanzt.«

»Er war auf Krücken«, sagte Galiana, »und er hat mir Befehle gegeben.«

»Ihnen? Er kann Ihnen keine Befehle geben. Ich hoffe, Sie haben ihm gesagt, er soll sich zum Teufel scheren.«

»Diese Befehle«, sagte Galiana. Er holte ein Stück Papier aus seiner Uniformtasche und gab es Sharpe, an den die

Befehle überraschenderweise adressiert waren. Das Papier war eine Tanzkarte, und die Worte einfach nur draufgekritzelt. Captain Sharpe und die Männer unter seinem Befehl sollten am Rio Sancti Petri Stellung beziehen, bis weitere Befehle eintrafen oder die Streitkräfte, die gegenwärtig unter dem Kommando von Lieutenant General Graham standen, wieder sicher auf der Isla de León eingetroffen waren. Sharpe las den Befehl ein zweites Mal. »Ich bin nicht sicher, ob Brigadier Moon mir überhaupt Befehle erteilen kann«, sagte Sharpe.

»In jedem Fall hat er es getan«, erwiderte Galiana, »und ich werde Sie natürlich begleiten.«

Sharpe gab die Tanzkarte zurück. Er schwieg und warf einen flachen Stein, der ein paarmal über das Wasser hüpfte, bevor er sank. Das nannte man »Streichen«. Ein guter Artillerist wusste, wie man Kanonenkugeln dazu bringen konnte, über den Boden zu hüpfen, um ihre effektive Reichweite zu erhöhen. Und wenn eine Kugel so über den Boden »strich«, dann wirbelte sie nicht nur Staub auf, sondern schlug auch eine blutige Schneise in die feindlichen Reihen.

»Das ist nur eine Vorsichtsmaßnahme«, sagte Galiana und faltete die Tanzkarte wieder zusammen.

»Gegen was?«

Galiana suchte sich einen Stein aus, warf ihn schnell und flach und schaute zu, wie er ein Dutzend Mal von der Wasseroberfläche abprallte. »General Zayas ist auf der anderen Seite des Sancti Petri an der Brücke«, sagte er. »Er hat vier Bataillone und den Befehl, jeden aufzuhalten, der aus der Stadt kommt und den Fluss überqueren will.«

»Das haben Sie mir bereits gesagt«, erwiderte Sharpe. »Aber warum sollte er das tun?«

»Weil es Leute in der Stadt gibt«, erklärte Galiana, »die man *Afrancesados* nennt. Wissen Sie, was das ist?«

»Leute, die auf Seiten der Franzosen stehen.«

Galiana nickte. »Und einige davon dienen leider als Offiziere in der Garnison. General Zayas hat nun den Befehl, diese Leute davon abzuhalten, dem Feind ihre Dienste anzubieten.«

»Lassen Sie die Bastarde doch gehen«, sagte Sharpe. »Dann müssen Sie auch weniger durchfüttern.«

»Aber britische Soldaten wird er nicht aufhalten.«

»Auch das haben Sie mir bereits gesagt, und ich habe gesagt, dass ich Ihnen helfen werde. Wieso brauchen Sie dafür dann die Befehle von dem verdammten Moon?«

»In meiner Armee, Captain«, antwortete Galiana, »kann ein Mann nicht einfach tun und lassen, was er will. Er braucht für alles einen Befehl. Schriftlich. Sie haben jetzt Ihre Befehle. Also können Sie mich über den Fluss bringen, und ich werde unsere Armee finden.«

»Und Sie?«, fragte Sharpe. »Haben Sie auch Befehle?«

»Ich?« Galiana schien die Frage zu überraschen. Dann hielt er kurz inne, weil einer der französischen Mörser auf der Trocadero-Halbinsel gefeuert hatte. Ein dumpfes Grollen hallte über die Bucht, und Sharpe wartete darauf, wo das Geschoss einschlagen würde, doch er hörte keine Explosion. Die Granate musste ins Meer gefallen sein. »Ich habe keine Befehle«, gab Galiana zu.

»Warum gehen Sie dann?«

»Weil die Franzosen besiegt werden müssen«, antwortete Galiana mit plötzlicher Leidenschaft. »Und Spanien muss sich selbst befreien! Wir müssen kämpfen! Aber ich bin wie Ihr Brigadier und die Witwe. Ich kann nicht an dem Tanz teilnehmen. General Lapena hat meinen Vater gehasst, und er verabscheut mich, und da er nicht will, dass ich mich auszeichne, hat er mich zurückgelassen. Aber ich werde nicht zurückbleiben. Ich werde für Spanien kämpfen!«

Sharpe schaute zu, wie sich der Mündungsrauch des Mörsers langsam auflöste und über dem Marschland verteilte. Er versuchte, sich vorzustellen, wie er mit der gleichen Leidenschaft verkündete, für Großbritannien kämpfen zu wollen, doch er konnte es nicht. Er kämpfte, weil das das Einzige war, wofür er gut war, weil er gut darin war, und weil er seinen Männern gegenüber eine Pflicht hatte. Dann dachte er an seine Riflemen. Es würde sie nicht gerade freuen, die Schenken von San Fernando verlassen zu müssen, aber sie würden die Befehle befolgen. »Ich …«, begann er, verstummte dann jedoch.

»Was?«

»Nichts«, sagte Sharpe. Er hatte sagen wollen, dass er seinen Riflemen nicht befehlen konnte, in eine Schlacht zu ziehen, die nicht die ihre war. Sharpe würde kämpfen, wenn er Vandal sah, doch das war etwas Persönliches. Aber seine Riflemen hatten mit niemandem hier ein Hühnchen zu rupfen, und ihr Bataillon war weit entfernt. Doch Galiana das alles zu erklären war viel zu kompliziert. Außerdem war es ohnehin eher unwahrscheinlich, dass er mit Galiana zur Armee ziehen würde. Er mochte den Spanier ja vielleicht über den Fluss bringen, aber wenn die alliierte Armee nicht in Sicht war, würde er seine Männer wieder zurückführen müssen. Der Spanier mochte ja durch das Land reiten und Lapena suchen, doch Sharpe und seine Männer hatten nicht den Luxus von Pferden. »Haben Sie das alles auch Moon erzählt?«, fragte er. »Dass Sie kämpfen wollen?«

»Ich habe ihm gesagt, dass ich mich General Lapenas Armee anschließen wolle, und wenn ich mit britischen Soldaten marschiere, würde Zayas mich nicht aufhalten.«

»Und dann hat er einfach so den Befehl geschrieben?«

»Zuerst nicht«, gestand Galiana, »aber er wollte auch etwas von mir, und so hat er meiner Bitte schließlich entsprochen.«

»Er wollte etwas von Ihnen?«, erwiderte Sharpe und dann lächelte er, als ihm klar wurde, was das gewesen sein musste. »Und Sie haben ihn der Witwe vorgestellt.«

»Genau.«

»Und er ist ein reicher Mann«, sagte Sharpe, »sehr reich sogar.« Er warf einen weiteren Stein und dachte bei sich, dass Caterina Moon bei lebendigem Leib die Haut abziehen würde.

Sir Thomas Graham fand General Lapena in ungewöhnlich heiterer Stimmung. Der spanische Oberbefehlshaber hatte sein Hauptquartier in einem Bauernhof eingerichtet, und da es für einen Wintertag recht sonnig war und das Haus den Hof vor Wind schützte, hatte Lapena beschlossen, draußen zu speisen. Er teilte sich den Tisch mit drei seiner Adjutanten und dem französischen Offizier, den sie auf dem Weg nach Vejer gefangen genommen hatten. Die fünf Männer hatten Brot und Bohnen, Käse und dunklen Schinken und einen Krug Rotwein. »Sir Thomas!« Lapena schien sich zu freuen, ihn zu sehen. »Wollen Sie sich nicht zu uns gesellen?« Er sprach Französisch. Er wusste, dass Sir Thomas Spanisch sprach, aber er zog Französisch vor. Immerhin war das die Sprache aller Gentlemen in Europa.

»Conil!« Sir Thomas war so wütend, dass er sich gar nicht erst die Mühe machte, höflich zu sein. Er sprang aus dem Sattel und warf die Zügel einem Offiziersburschen zu. »Sie wollen nach Conil marschieren?«, verlangte er vorwurfsvoll zu wissen.

»Ah, Conil!« Lapena schnippte mit den Fingern und bedeutete einem Diener, einen weiteren Stuhl aus dem Bauernhaus zu bringen. »Ich hatte mal einen Unteroffizier aus Conil«, sagte er. »Er hat immer vom Sardinenfang erzählt. Was für eine Ausbeute sie dort hatten!«

»Warum Conil? Haben Sie Hunger auf Sardinen?«

Lapena schaute Sir Thomas traurig an. »Ich glaube, Sie haben Capitaine Brouard noch nicht kennengelernt. Er hat uns natürlich sein Ehrenwort gegeben.« Der große, hagere Franzose, der noch immer seinen Degen trug, hatte ein kluges Gesicht. Seine wässrigen Augen waren halb hinter dicken Brillengläsern verborgen. Er stand auf, um sich vorzustellen, und verneigte sich vor Sir Thomas.

Sir Thomas ignorierte ihn. »Was ist der Sinn davon, nach Conil zu marschieren?«, verlangte er zu wissen, stützte die Hände auf den Tisch und beugte sich zu Lapena.

»Ah, das Hühnchen!« Lapena lächelte, als eine Frau ein Brathähnchen aus dem Bauernhaus brachte und auf den Tisch stellte. »Garay, würden Sie es bitte tranchieren?«

»Wenn Sie erlauben, Exzellenz«, bot Brouard sich an.

»Selbstverständlich, Capitaine«, sagte Lapena und übergab Messer und Gabel in einer großspurigen Geste an den Franzosen.

»Wir haben Schiffe angeheuert«, knurrte Sir Thomas und ignorierte den Stuhl, den man neben Lapena an den Tisch gestellt hatte, »und wir haben gewartet, bis unsere Flotte versammelt war. Wir haben gewartet, bis der Wind zu unseren Gunsten wehte, und wir sind nach Süden gesegelt. Wir sind in Tarifa gelandet, weil wir so in den Rücken der französischen Stellungen kommen konnten. Und jetzt marschieren wir nach Conil? Dafür hätten wir noch nicht einmal einen Tag gebraucht, geschweige denn Schiffe!«

Lapenas Adjutanten schauten Sir Thomas empört an. Brouard tat so, als würde er die Konversation ignorieren. Stattdessen konzentrierte er sich auf den Vogel, den er mit bemerkenswertem Geschick zerlegte. Er hatte ihn tranchiert und schnitt nun eine perfekte Scheibe nach der anderen ab.

»Manchmal ändern sich die Dinge nun einmal«, erklärte Lapena vage.

»Was hat sich denn geändert?«, verlangte Sir Thomas zu wissen.

Lapena seufzte. Er gab einem seiner Adjutanten ein Zeichen, der jedoch erst nach kurzem Nachdenken verstand, dass sein Herr und Meister eine Landkarte haben wollte. Geschirr wurde beiseitegeschoben und die Karte auf den Tisch gelegt. Sir Thomas fiel auf, dass diese Karte wesentlich besser war als die, mit denen die Spanier ihn versorgt hatten. »Wir sind hier«, sagte Lapena und legte eine Bohne auf eine Stelle unmittelbar nördlich von Vejer, »und der Feind ist hier.« Er legte eine weitere Bohne auf Chiclana. »Nun gibt es drei Straßen, über die wir uns dem Feind nähern können. Die erste und längste ist die in Richtung Osten durch Medina Sidonia.« Wieder legte er eine Bohne auf die Karte. »Aber wir wissen, dass die Franzosen dort eine Garnison haben. Stimmt das nicht, Monsieur?«, wandte er sich an Brouard.

»Eine ganz hervorragende Garnison sogar«, bestätigte Brouard und trennte mit dem Geschick eines Feldschers die Keule ab.

»Auf dieser Straße würden wir uns also zwischen Maréchal Victors Armee hier«, Lapena berührte die Bohne in Chiclana, »und der Garnison hier befinden.« Er deutete auf Medina Sidonia. »Der Garnison können wir jedoch aus dem Weg gehen, indem wir die zweite Straße nehmen. Die führt von hier aus nach Norden und nähert sich Chiclana von Süden her. Es ist eine schlechte Straße. Gewunden. Und sie führt in diese Hügel dort hinein.« Wieder deutete er auf die Karte. »Und die Franzosen werden dort Wachtposten haben. Stimmt das nicht, Monsieur?«

»Viele«, antwortete Brouard und löste das Gabelbein aus dem Fleisch. »Mon Général, Sie sollten Ihren Koch anweisen, das Gabelbein *vor* dem Braten zu entfernen. Das erleichtert einem hinterher die Arbeit ungemein.«

»Gut zu wissen«, sagte Lapena und schaute wieder zu Sir Thomas. »Diese Wachtposten werden Maréchal Victor über unseren Vormarsch informieren, und er wird uns mit einer weit überlegenen Streitmacht entgegentreten. Sir Thomas, diese Straße kann ich beim besten Willen nicht nehmen – nicht, wenn wir den Sieg haben wollen, für den wir beide beten. Aber glücklicherweise gibt es noch eine dritte Straße, eine Straße, die am Meer entlangführt. Hier«, Lapena hielt kurz inne und legte eine vierte Bohne auf die Küste, »ist ein Ort mit Namen …« Er zögerte, denn der Name stand nicht auf der Karte.

»Barrosa«, sagte ein Adjutant.

»Barrosa! Er heißt Barrosa. Von dort aus, Sir Thomas, führen Pfade durch die Heide bis nach Chiclana.«

»Und die Franzosen werden wissen, dass wir sie benutzen«, sagte Sir Thomas, »und sie werden auf uns vorbereitet sein.«

»Stimmt.« Lapena schien erfreut darüber zu sein, dass Sir Thomas etwas so Grundlegendes verstanden hatte. »Aber hier, Sir Thomas«, sein Finger wanderte zur Mündung des Rio Sancti Petri, »ist General Zayas mit einem ganzen Korps. Wenn wir …« Erneut hielt er inne.

»Barrosa«, sagte der Adjutant.

»Barrosa, jaja. Wenn wir also nach Barrosa marschieren, können wir uns mit General Zayas vereinen, und gemeinsam sind wir den Franzosen zahlenmäßig überlegen. In Chiclana haben sie was? Zwei Divisionen?« Die Frage stellte er Capitaine Brouard.

»Drei«, korrigierte ihn der Franzose. »Jedenfalls habe ich das zuletzt gehört.«

»Drei!« Lapena klang besorgt, winkte dann jedoch ab. »Zwei, drei, was macht das schon für einen Unterschied? Wir werden sie in der Flanke angreifen!«, erklärte Lapena. »Wir werden von Westen gegen sie vorrücken, wir werden sie vernichten, und wir werden einen großen Sieg erringen.

Bitte, verzeihen Sie mir meinen Enthusiasmus, Capitaine«, fügte er an Brouard gewandt hinzu.

»Sie vertrauen ihm?«, fragte Sir Thomas Lapena und nickte zu dem Franzosen.

»Er ist ein Gentleman!«

»Das war auch Pontius Pilatus«, erwiderte Sir Thomas. Er legte den Finger auf die Küstenlinie. »Wenn Sie diese Straße benutzen«, sagte er, »dann führen Sie unsere Armee genau zwischen die Franzosen und das Meer. Maréchal Victor wird nicht in Chiclana warten. Er wird sich auf uns stürzen. Wollen Sie zuschauen müssen, wie Ihre Männer in der Brandung ersaufen?«

»Und was schlagen Sie vor?«, fragte Lapena in eisigem Ton.

»Marschieren wir nach Medina Sidonia«, antwortete Sir Thomas. »Dann werden wir die Garnison entweder vernichten«, er hielt kurz inne, um die Bohne zu essen, die die Stadt markierte, »oder wir lassen sie hinter ihren Mauern verrotten. Wir müssen die Belagerungslinien angreifen und Victor zwingen, zu uns zu marschieren anstatt umgekehrt.«

Lapena schaute Sir Thomas staunend an. »Ich bewundere Sie«, sagte er nach kurzer Pause. »Das tue ich wirklich. Ihr Eifer ist eine Inspiration für uns alle.« Seine Adjutanten nickten in feierlichem Ernst, und selbst Capitaine Brouard nickte höflich. »Aber gestatten Sie mir, es noch einmal genauer zu erklären«, fuhr Lapena fort. »Wie Sie mir sicher zustimmen werden, befindet sich die französische Armee hier.« Er hatte sich eine Hand voll Bohnen genommen und legte sie nun halbmondförmig an der Bucht von Cadiz aus, wobei er die drei großen Forts auf der Halbinsel von Trocadero gesondert markierte. »Wenn wir von hier aus angreifen«, Lapena tippte auf die Straße von Medina Sidonia, »dann marschieren wir genau gegen ihr Zentrum. Ohne Zweifel würden wir gut vorankommen, aber der Feind wird an den Flanken gegen uns vorrücken. So laufen wir

Gefahr, umzingelt zu werden.« Er hob die Hand, um Sir Thomas’ Protest zuvorzukommen.

»Kommen wir aber von hier«, fuhr Lapena fort und deutete diesmal auf die Südstraße von Vejer, »dann werden wir natürlich in Chiclana zuschlagen, doch dann, Sir Thomas, dann wird nichts, absolut gar nichts die Franzosen davon abhalten, direkt gegen unsere rechte Flanke zu marschieren.« Er schob die Bohnen zu einem kleinen Haufen zusammen, um die Übermacht der Franzosen zu verdeutlichen. »Aber von Osten, von …« Er zögerte.

»Barrosa, Exzellenz.«

»Von Barrosa«, fuhr Lapena fort, »von Barrosa werden wir ihre Flanke angreifen. Und wir werden sie hart treffen!« Er schlug die Faust in die Hand, um zu verdeutlichen, wie er sich das vorstellte. »Sie werden natürlich trotzdem noch versuchen, gegen uns zu marschieren, aber jetzt müssen ihre Männer durch die Stadt! Das wird ihnen schwerfallen, und wir werden Victors Streitmacht vernichten, während sich seine Verstärkung noch durch die Straßen kämpft. So! Habe ich Sie überzeugt?« Er lächelte, doch Sir Thomas schwieg. Es war jedoch nicht so, als hätte der Schotte nichts dazu zu sagen, er wusste nur nicht, wie er das höflich hätte ausdrücken sollen. »Außerdem«, fuhr Lapena fort, »habe ich hier den Oberbefehl, und es ist mein fester Glaube, dass wir den Sieg, den wir beide herbeisehnen, am besten erreichen können, wenn wir an der Küste entlang marschieren. Das haben wir ja vielleicht noch nicht gewusst, als wir an Bord der Flotte gegangen sind, aber ist es nicht die Pflicht eines Feldherrn, flexibel zu sein?« Er wartete nicht auf eine Antwort, sondern klopfte auf den leeren Stuhl. »Essen Sie ein wenig mit uns, Sir Thomas. Am Mittwoch beginnt die Fastenzeit, und dann gibt es bis Ostern kein Hühnchen mehr. Und Capitaine Brouard hat es hervorragend tranchiert.«

»Scheiß auf das Hühnchen«, knurrte Sir Thomas auf Englisch und ging zu seinem Pferd.

Lapena schaute dem Schotten hinterher. Er schüttelte den Kopf, schwieg aber. Dann streckte Capitaine Brouard die Hand aus, zerdrückte die Bohne bei Barrosa mit dem Daumen und verschmierte die Masse entlang der Küstenlinie, sodass es wie Blut aussah. »Wie ungeschickt von mir«, lamentierte Brouard. »Ich wollte sie einfach nur beseitigen.«

Lapena kümmerte das nicht. »Es ist wahrlich eine Schande«, sagte er, »dass Gott in seiner Weisheit beschlossen hat, dass ausgerechnet die Engländer unsere Verbündeten sind. Sie sind ja so unangenehm.«

»Sie haben eben ein schlichtes Gemüt«, bekundete Capitaine Brouard sein Mitgefühl. »Ihnen fehlt das Feingefühl der Spanier und der Franzosen. Bitte, gestatten Sie mir, Ihnen etwas Huhn aufzulegen, Exzellenz. Hätten Sie gern ein wenig Brust?«

»Sie haben recht.« Lapena freute sich über das Verständnis des Franzosen. »Kein Feingefühl, nicht im Mindesten, keine …« Er hielt kurz inne und suchte nach dem richtigen Wort. »Keine Eleganz. Die Brust? Wie freundlich von Ihnen. Ich stehe in Ihrer Schuld.«

Lapena war fest entschlossen. Er würde die Straße nehmen, die ihn auf dem schnellsten Weg nach Hause brachte, nach Cadiz. Er würde nach Conil marschieren.

Am Nachmittag kam es zu einem weiteren Streit. Lapena wollte nachts marschieren, doch Sir Thomas protestierte, dass sie nun nahe am Feind seien und dass die Männer ihm frisch und ausgeruht gegenübertreten müssten und nicht erschöpft von einem Nachtmarsch durch unbekanntes Gelände. »Dann marschieren wir eben am Abend«, gab Lapena großzügig nach, »und schlagen um Mitternacht ein

Lager auf. Bei Sonnenaufgang sollten wir uns dann genügend ausgeruht haben, Sir Thomas.«

Doch Mitternacht ging vorbei wie auch der Rest der Nacht, und bei Sonnenaufgang marschierten sie immer noch. Die Kolonne hatte sich erneut verirrt. Die Männer hatten immer wieder angehalten, sich ausgeruht, waren geweckt worden, marschiert, hatten wieder angehalten, waren umgekehrt, hatten sich ein paar Minuten ausgeruht, waren geweckt worden und in ihren eigenen Spuren zurückmarschiert. Die Männer trugen Tornister, Munitionskisten und Waffen, und wann immer sie anhielten, wagten sie es nicht, ihr Gepäck abzuschnallen aus Angst, sofort wieder aufspringen zu müssen. Niemand ruhte sich wirklich aus, sodass sie bei Sonnenaufgang allesamt erschöpft waren. Sir Thomas ritt an seinen Männern vorbei, und sein Pferd schleuderte Sand empor, während er nach General Lapena suchte. Die Kolonne hatte wieder einmal angehalten. Die Rotröcke saßen neben dem Weg und schauten verärgert zu dem General hinauf, als wäre es seine Schuld, dass sie keine Ruhe bekommen hatten.

General Lapena und seine Adjutanten standen auf einer kleinen, bewaldeten Anhöhe, wo ein Dutzend Zivilisten miteinander stritten. Der spanische General nickte Sir Thomas zum Gruß zu. »Sie sind sich des Wegs nicht sicher«, sagte Lapena und deutete auf die Zivilisten.

»Wer sind die?«

»Unsere Führer natürlich.«

»Und sie kennen den Weg nicht?«

»Doch, tun sie«, antwortete Lapena, »nur kennen sie verschiedene Wege.« Lapena lächelte und zuckte mit den Schultern, als sei so etwas eben unvermeidlich.

»Wo ist das Meer?«, verlangte Sir Thomas zu wissen. Die Führer schauten Sir Thomas ernst an, und alle deuteten sie nach Westen. Offenbar waren sie zumindest einer Meinung,

was die Richtung zum Meer betraf. »Das ergibt durchaus Sinn«, sagte Sir Thomas bissig und nickte nach Osten, wo das Licht der Morgensonne über die Hügel kroch, »denn die Sonne hat nun einmal die Gewohnheit, im Osten aufzugehen, und das Meer liegt von hier aus immer im Westen, was übrigens heißt, dass Barrosa in dieser Richtung liegen muss.« Er deutete nach Norden.

Lapena schaute ihn beleidigt an. »In der Nacht, Sir Thomas, gibt es aber keine Sonne, an der wir uns orientieren könnten.«

»Das passiert eben, wenn man nachts marschiert«, knurrte Sir Thomas. »Man verirrt sich.«

Sie setzten den Marsch fort. Jetzt folgten sie den Pfaden über die Heide mit ihren kleinen Pinienwäldchen, und kurz nach Sonnenaufgang sahen sie das Meer. Der Weg führte nach Norden über den Sandstrand, an den die Wellen brandeten und schäumten, bevor sie wieder zurückflossen. Weit draußen auf See segelte ein Schiff in Richtung Süden. Nur die Toppsegel waren am Horizont zu sehen. Sir Thomas, der auf der Inlandflanke der Führungsbrigade ritt, trabte einen sandigen Hügel hinauf und sah drei Wachtürme an der Küste vor sich, Relikte einer Zeit, als maurische Piraten mordend und plündernd von Gibraltar aus das Land heimgesucht hatten. »Der vorderste, Sir Thomas, ist der Turm von Puerco«, erklärte der Verbindungsoffizier. »Und jenseits davon liegen die Türme von Barrosa und Bermeja.«

»Wo ist Conil?«

»Oh, an Conil sind wir in der Nacht vorbeimarschiert«, antwortete der Verbindungsoffizier. »Das liegt jetzt hinter uns.«

Sir Thomas schaute zu seinen erschöpften Männern, die stumm und entkräftet durch den Sand schlurften. Dann blickte er wieder nach Norden und sah jenseits von Bermeja den langen Isthmus, der nach Cadiz führte, das als ein

verschwommenes weißes Schimmern am Horizont zu erkennen war. »Wir haben unsere Zeit verschwendet, nicht wahr?«, fragte er.

»O nein, Sir Thomas. Ich bin sicher, General Lapena will angreifen.«

»Er marschiert nach Hause«, sagte Sir Thomas müde, »und Sie wissen es.« Er lehnte sich auf den Sattelknauf, und plötzlich fühlte er jedes einzelne seiner dreiundsechzig Jahre. Er wusste, dass Lapena jetzt nur noch so schnell wie möglich heim wollte. Doñ a Manolito hatte nicht die geringste Absicht, nach Osten zu schwenken und die Franzosen anzugreifen. Er wollte nur noch nach Cadiz, und dort würde er dann damit prahlen, trotz Maréchal Victor durch ganz Andalusien marschiert zu sein.

»Sir Thomas!« Lord William Russell galoppierte heran. »Dort, Sir!«

Lord William deutete nach Nordosten. Er gab Sir Thomas ein Fernrohr. Der General zog es aus und legte es auf Lord Williams Schulter. Dann sah er den Feind. Diesmal waren es keine Dragoner, sondern Infanterie. Eine ganze Masse an Infanterie, die halb zwischen den Bäumen versteckt war.

»Das sind die Truppen, die Chiclana abschirmen«, erklärte der Verbindungsoffizier selbstbewusst.

»Oder die Truppen, die uns abfangen sollen«, erwiderte Sir Thomas.

»Wir wissen, dass sie Truppen in Chiclana haben«, sagte der Verbindungsoffizier.

Sir Thomas konnte nicht erkennen, ob sich die Franzosen auf dem Marsch befanden oder nicht. Er schob das Fernrohr wieder zusammen. »Sie werden zu General Lapena gehen«, befahl er dem Verbindungsoffizier, »ihm meine besten Grüße übermitteln und ihm sagen, dass sich französische Infanterie auf unserer rechten Flanke befindet.« Der Verbindungsoffizier wendete sein Pferd, doch Sir Thomas

hielt ihn noch einmal zurück. Der Schotte schaute nach vorn. Ein Stück landeinwärts von Barrosa sah er einen Hügel mit einer Ruine auf der Kuppe. Wer diese Position hielt, hatte einen großen Vorteil auf seiner Seite. Wenn die Franzosen tatsächlich einen Angriff planten, dann war das eine der offensichtlichen Verteidigungspositionen. Sie mussten Victors Männer zwingen, bergauf zu kämpfen, sodass sie an den Hängen verrecken würden. Dann würde die Armee gegen Chiclana marschieren. »Sagen Sie dem General«, wandte sich Sir Thomas noch einmal an den Verbindungsoffizier, »dass wir bereit sind, auf seinen Befehl zu schwenken und anzugreifen. Gehen Sie!«

Der Verbindungsoffizier galoppierte davon. Sir Thomas schaute wieder zu dem Hügel über Barrosa und schätzte, dass der kurze und bis jetzt so desaströse Feldzug doch noch gerettet werden konnte. Doch dann war plötzlich in der Ferne Musketenfeuer zu hören. Der Wind trug das Geräusch mal lauter, mal leiser heran, und manchmal ging es auch im Rauschen der Brandung unter, doch es war unverkennbar. Sir Thomas stellte sich in den Steigbügeln auf und starrte nach vorn. Er wartete darauf, dass eine Qualmwolke verriet, wo genau gekämpft wurde, und schließlich sah er es. Es war jenseits des dritten Wachturms und nahe der Pontonbrücke, die in die Stadt führte. Das hieß, dass die Franzosen ihnen bereits den Weg abgeschnitten hatten. Sie versperrten ihnen den Weg nach Cadiz, doch schlimmer, viel schlimmer noch war, dass Maréchal Victor vermutlich bereits aus dem Landesinneren gegen ihre Flanke vorrückte. Der Franzose hatte die Alliierten genau da, wo er sie hatte haben wollen: zwischen seiner Armee und dem Meer. Sie waren ihm auf Gedeih und Verderb ausgeliefert.

KAPITEL 10

»Das ist nicht unser Kampf, Sir«, erklärte Harper.

»Ich weiß.«

Sharpes Eingeständnis überraschte den Iren, der nicht damit gerechnet hatte. »Wir sollten in Lissabon sein«, erwiderte er trotzdem.

»Aye, das sollten wir, und das werden wir auch sein, aber im Moment fährt kein Schiff nach Lissabon, und es wird auch keins fahren, bevor das alles nicht vorbei ist.« Sharpe nickte in Richtung Rio Sancti Petri. Es war gut eine Stunde nach Sonnenaufgang, und jenseits des Flusses, eine Meile den Strand entlang, waren blaue Uniformen zu sehen. Doch es waren nicht die hellblauen Uniformen der Spanier, sondern die dunkelblauen der Franzosen. Der Feind war aus der Heide gekommen, und sein plötzliches Erscheinen hatte General Zayas dazu veranlasst, seine Männer nach Bataillonen aufzustellen, die nun am Nordufer des Flusses warteten. Das Seltsame war nur, dass die Franzosen nicht gekommen waren, um das improvisierte Fort am Brückenkopf anzugreifen. Sie marschierten nach Süden, weg vom Fort. Eine Kanone im Fort hatte einen Schuss auf die Franzosen versucht, doch die Kugel war weit vor ihnen in den Sand geschlagen, und so hatte der Kommandant des Forts beschlossen, seine Munition zu sparen.

»Ich meine nur, Sir«, fuhr Harper fort, »nur weil Mister Galiana kämpfen will …«

»Ich weiß, was du meinst«, unterbrach Sharpe ihn harsch.

»Was zum Teufel machen wir dann hier, Sir?«

Sharpe zweifelte nicht an Harpers Tapferkeit. Nur ein Narr würde das. Es war nicht Feigheit, was den großen Iren protestieren ließ, sondern das Gefühl, dass hier etwas ganz und gar nicht stimmte. Es gab nur eine Erklärung dafür, warum die Franzosen mit dem Rücken zum Fluss standen:

General Lapena, der eigentlich landeinwärts marschieren sollte, um die französischen Belagerungsschanzen von hinten anzugreifen, hatte sich stattdessen für den Weg die Küste entlang entschieden. Und so stand die Armee jetzt etwas gegenüber, was für Sharpe wie vier oder fünf Bataillone französischer Infanterie aussah. Und das war Lapenas Kampf. Wenn die fünfzehntausend Mann unter Doña Manolitos Befehl die kleinere Streitmacht am Strand nicht zerschlagen konnten, dann konnten Sharpe und seine fünf Riflemen auch nicht helfen. Und es wäre unverantwortlich gewesen, wenn Sharpe diese fünf Leben riskiert hätte, und genau das meinte auch Harper, und Sharpe stimmte ihm zu. »Ich werde dir sagen, was wir hier tun«, erklärte Sharpe. »Wir sind hier, weil ich Capitán Galiana einen Gefallen schulde. Wir schulden ihm alle einen Gefallen. Wenn Galiana nicht wäre, würden wir jetzt alle im Kerker hocken. Deshalb bringen wir ihn jetzt über den Fluss, und sobald das erledigt ist, sind wir fertig hier.«

»Über den Fluss? Ist das alles, Sir?«

»Das ist alles. Wir führen ihn rüber, sagen jedem spanischen Bastard, der sich uns in den Weg stellen will, er soll in den Fluss springen, und dann sind wir fertig.«

»Warum müssen wir ihn denn rüberbringen?«

»Weil er uns darum gebeten hat. Weil er glaubt, dass sie ihn aufhalten werden, wenn wir ihn nicht begleiten. Und weil das der Gefallen ist, den wir ihm schulden.«

Harper schaute misstrauisch drein. »Und sobald wir ihn rübergebracht haben, Sir, können wir wieder in die Stadt zurück?«

»Vermisst du das Gasthaus?«, fragte Sharpe. Seine Männer lagerten nun schon seit zwei Tagen am Ende des Strands. Zwei Tage des Knurrens über die spanischen Rationen, die Galiana ihnen besorgt hatte, und zwei Tage, in denen sie die Annehmlichkeiten von San Fernando vermisst hatten.

Sharpe hatte durchaus Verständnis für seine Männer, doch insgeheim war er auch froh, dass sie sich so unwohl fühlten. Untätige Soldaten hatten nur Unsinn im Kopf, und betrunkene Soldaten kamen stets in Schwierigkeiten. Da war es schon besser, wenn sie vor sich hin knurrten. »Wenn wir ihn also erst einmal auf der anderen Seite haben«, sagte Sharpe, »dann kannst du mit den Jungs wieder in die Stadt zurück. Ich werde euch Befehle schreiben. Und ihr könnt eine Flasche von diesem *Vino Tinto* für mich bereitstellen.«

Harper, der nun hatte, was er wollte, schaute besorgt drein. »Für Sie bereitstellen? Sie kommen nicht mit?«

»Ich werde nicht lange wegbleiben. Bei Einbruch der Nacht sollte alles vorbei sein. Also geh jetzt und sag den Jungs, dass sie wieder zurück können, sobald wir Capitán Galiana über die Brücke gebracht haben.«

Harper rührte sich nicht. »Und was haben Sie vor, Sir?«

»Offiziell«, erklärte Sharpe und ignorierte die Frage, »haben wir alle den Befehl, hierzubleiben, bis Brigadier Moon uns etwas anderes sagt. Aber ich denke, es wird ihm nichts ausmachen, wenn ihr wieder zurückgeht. Schließlich wird er es ja auch nicht erfahren, oder?«

»Aber warum wollen Sie bleiben, Sir?« Harper blieb hartnäckig.

Sharpe berührte den Verband unter seinem Tschako. Die Kopfschmerzen waren verschwunden, und er nahm an, dass er den Verband auch wieder hätte abnehmen können, doch sein Schädel fühlte sich noch weich an, also hatte er ihn draufgelassen und ihn eifrig mit Essig durchtränkt. »Das 8. Linienregiment, Pat«, sagte er. »Deshalb.«

Harper schaute die Küste hinunter zu den Franzosen. »Die sind dort?«

»Ich weiß nicht, wo die Bastarde sind. Ich weiß nur, dass sie nach Norden geschickt worden sind. Aber sie konnten nicht nach Norden, weil wir die verdammte Brücke in die Luft

gejagt haben, also sind sie wahrscheinlich hierher zurückmarschiert. Und wenn sie wirklich hier sind, Pat, dann will ich Colonel Vandal Hallo sagen. Damit.« Er packte sein Gewehr.

»Dann wollen Sie …«

»Ich werde einfach ein wenig am Strand spazieren gehen«, unterbrach ihn Sharpe. »Ich werde nach ihm suchen, und wenn ich ihn sehe, dann werde ich ihn abknallen. Das ist alles. Mehr nicht, Pat, mehr nicht. Ich meine, das ist ja schließlich nicht unser Kampf, oder?«

»Nein, Sir, das ist er nicht.«

»Das ist also alles, was ich tun werde, und wenn ich den Scheißkerl nicht finden kann, dann komme ich wieder hierher zurück. Bestellt einfach schon mal eine Flasche Wein für mich.« Sharpe schlug Harper auf die Schulter, dann ging er zu Capitán Galiana, der auf einem Pferd auf ihn wartete. »Was ist da los, Capitán?«, erkundigte sich Sharpe.

Galiana hatte ein kleines Fernrohr und schaute in Richtung Süden. »Ich verstehe das nicht«, sagte er.

»Was verstehen Sie nicht?«

»Da sind spanische Truppen. Hinter den Franzosen.«

»General Lapenas Männer?«

»Warum sind die hier?«, wunderte sich Galiana. »Die sollten doch nach Chiclana marschieren!«

Sharpe schaute über den Fluss und den langen Strand entlang. Die Franzosen waren in drei Reihen aufmarschiert. Ihre Offiziere waren beritten, und ihre Adler funkelten in der Morgensonne. Doch plötzlich funkelten die Adler nicht mehr, sondern waren von Rauch umhüllt. Sharpe sah den Mündungsqualm der Musketen, und ein paar Sekunden später hörte er auch ihr Krachen.

Dann, nach dieser ersten schweren Salve, kehrte wieder Stille ein. »Warum sind die hier?«, fragte Galiana erneut,

und die Musketen feuerten ein zweites Mal. Diesmal waren es sogar noch mehr, und Schlachtenlärm hallte durch die Morgenluft.

Gut einhundert Schritte flussaufwärts von der Pontonbrücke zweigte ein kleiner Seitenarm in Richtung Süden vom Rio Sancti Petri ab. Dieser kleine Fluss hieß Almanza, und er war von Schilf und Sumpf umgeben, dem Jagdrevier der Reiher. Der Fluss, dessen Strömung von den Gezeiten bestimmt wurde, floss landeinwärts, sodass eine Armee, die an der Küste entlang von Norden kam, sich irgendwann auf einem immer schmaler werdenden Streifen Land wiederfand, der am Rio Sancti Petri endete. Bei Ebbe war der Almanza eine Meile lang, bei Flut das Doppelte, und seine Existenz ermöglichte es einer zweiten Armee, auf dem schmalen Sandstreifen hinter die erste zu kommen und sie auf den Fluss zuzutreiben. Und die Falle wurde sogar noch tödlicher, wenn es einer weiteren Streitmacht gelang, den Almanza zu erreichen und der ersten Armee so den Rückzug zu der Pontonbrücke abzuschneiden.

Der Almanza selbst war nicht wirklich ein Hindernis. Abgesehen von seiner Mündung konnte man ihn überall durchwaten, und an diesem Tag, um neun Uhr am Morgen des 5. März 1811, hatte die Flut gerade erst eingesetzt, sodass die französische Infanterie ihn leicht überqueren konnte. Die Männer stapften durch die Marschen, rutschten das schlammige Ufer hinab und wateten durch das sandige Flussbett, bevor sie schließlich die Hügel hinaufstiegen und auf den Strand dahinter marschierten. Der kleine Fluss stellte zwar kein Hindernis für Menschen und Pferde dar, für Artillerie aber schon. Die Kanonen waren schlicht zu schwer. Um einen französischen Zwölfpfünder, das am weitesten verbreitete Geschütz im Arsenal des Kaisers, mitsamt Protze, Gespann und Mannschaft durch die Marschen zu bringen, brauchte man Pioniere, und als Maréchal Victor Général Villattes Division befohlen hatte, den Almanza zu

überqueren, hatten sie keine Zeit mehr gehabt, Pioniere herbeizuordern, ganz zu schweigen davon, dass sie es ohnehin nicht mehr geschafft hätten, einen Knüppeldamm über den Sumpf zu bauen. So war Villatte nun also gezwungen, Lapenas Armee ausschließlich mit Infanterie aufzuhalten.

Maréchal Victor war kein Narr. Bei Marengo und in Friedland hatte er sich einen gewissen Ruf verdient, und seit er nach Spanien gekommen war, hatte er zwei spanische Armeen besiegt, eine bei Espinosa, die andere bei Medellin. Sicher, bei Talavera hatte Lord Wellington ihm eine blutige Nase verpasst, doch Le Beau Soleil, die Schöne Sonne, wie seine Männer ihn nannten, betrachtete das schlicht als Laune des Schicksals. »Ein Soldat, der noch nie besiegt worden ist«, pflegte er zu sagen, »hat auch nie etwas gelernt.«

»Und was haben Sie von Lord Wellington gelernt?«, hatte Général Ruffin ihn daraufhin gefragt, ein Riese von einem Mann, der eine von Victors Divisionen befehligte.

»Ich habe von ihm gelernt, nie wieder zu verlieren, François!«, hatte Victor erwidert und gelacht. Claude Victor war eine freundliche Seele, offen und großmütig. Seine Soldaten liebten ihn. Einst war er selbst einer von ihnen gewesen. Sicher, er hatte bei der Artillerie gedient, was natürlich nicht dasselbe war wie bei der Infanterie, aber er war ein einfacher Soldat gewesen und er liebte seine Männer, erwartete aber auch von ihnen, dass sie genauso hart kämpften, wie er sie hart führte. Er war ein tapferer und guter Mann, das sagten alle von ihm. Le Beau Soleil. Und er war kein Narr. Er wusste, dass Villattes Infanterie den vorrückenden Spaniern ohne Artillerieunterstützung nicht standhalten konnte, aber sie konnten Lapena zumindest lange genug auf dem schmalen Strand aufhalten, bis sich Victors andere beiden Divisionen, die von Laval und Ruffin, in den Rücken der Alliierten geschlichen hatten. Dann würde die Falle zuschnappen. Die alliierte Armee würde in den

schmalen Durchgang getrieben werden, der am Rio Sancti Petri endete. Villattes Männer würden unter dem wachsenden Druck zwar zurückweichen, doch dann würden sich die beiden anderen Divisionen wie Racheengel von hinten auf den Feind stürzen. Nur einer Hand voll Spaniern und Briten würde es gelingen, die Pontonbrücke zu überqueren, den Rest würden die Franzosen zusammentreiben und abschlachten, bis sich die Überlebenden ergaben. Das war unvermeidlich. Und es war auch so einfach! Die alliierte Armee war sich des Schicksals offenbar nicht bewusst, das sie erwartete, denn sie war immer noch in Marschordnung und verteilte sich auf drei Meilen Länge entlang der Küstenstraße. Der Maréchal hatte ihren Vormarsch von Tarifa aus beobachtet und war zu der Überzeugung gelangt, dass er es mit feindlichen Kommandeuren zu tun hatte, die nichts von ihrem Handwerk verstanden. Ja, das würde wirklich leicht werden.

Nun hatte Villatte den Almanza überquert und war in Position. Er war der Amboss, und Laval und Ruffin, die beiden Hämmer, waren bereit zum Angriff. Maréchal Victor ließ noch ein letztes Mal den Blick über die Heide und das von ihm gewählte Schlachtfeld schweifen, und ihm gefiel, was er sah. Zu seiner Rechten, nicht weit von Cadiz entfernt, floss der Almanza, den er mit Infanterie leicht überqueren konnte, aber nicht mit Artillerie. Also würde Villatte dort mit Musketen allein kämpfen müssen. Im Zentrum, südlich des kleinen Flusses, befand sich ein schmaler Landstrich Heide, der in einem dichten Pinienwald endete, der den Blick auf das Meer versperrte. Seine Kundschafter hatten berichtet, dass sich die feindliche Kolonne größtenteils auf der Straße verteilte, die durch den Wald und schließlich zum Strand dahinter führte. Deshalb würde Maréchal Victor nun Général Laval den Befehl geben, den Wald zu attackieren und zum Strand durchzubrechen. Allerdings bedrohte ein Hügel die Flanke des Angreifers, der ebenfalls den Blick auf das Meer

versperrte. Es war jedoch kein sonderlich hoher Hügel. Maréchal Victor schätzte, dass er nicht mehr als zweihundert Fuß über die umliegende Heide aufragte, aber er war recht steil und wurde von der Ruine einer alten Kapelle in einem kleinen Hain gekrönt. Erstaunlicherweise waren keine Soldaten auf dem Hügel zu sehen. Trotzdem glaubte Victor nicht, dass seine Feinde so dumm waren, ihn unbewacht zu lassen. Aber ob der Hügel nun besetzt war oder nicht, er musste ebenso eingenommen werden wie der Pinienwald. Dann würden Victors zwei Divisionen nach Norden in Richtung Ufer schwenken und die Reste der alliierten Armee ihrer Vernichtung in der schmalen Passage zwischen Meer und Fluss entgegentreiben. »Das wird die reinste Kaninchenjagd!«, versprach Victor seinen Adjutanten. »Die reinste Kaninchenjagd! Jetzt los! Beeilen Sie sich! Ich will die Kaninchen zu Mittag im Kochtopf haben!«

Sir Thomas hatte den Blick fest auf den Hügel mit der Ruine gerichtet. Er galoppierte über den holprigen Pfad, der sich um die Seeseite des Hügels wand, und entdeckte eine spanische Brigade, die dort marschierte. Die Brigade bestand aus fünf Bataillonen und einer Batterie, und sie stand unter dem Befehl von Sir Thomas, denn sie folgte dem Tross, und Lapena hatte eingewilligt, jede Einheit hinter dem Tross dem Kommando seines Verbündeten zu unterstellen. Sir Thomas befahl den Spaniern, den Hügel hinaufzumarschieren. »Sie werden dort oben die Stellung halten«, befahl er dem spanischen Offizier. Die Brigade war die Einheit, die dem Hügel am nächsten stand. Das war schlicht Zufall, und Sir Thomas hatte so seine Bedenken, die Rückraumsicherung der Armee einer ihm unbekannten spanischen Brigade anzuvertrauen. Er wendete sein Pferd, galoppierte durch den Sand und fand das Flankenbataillon aus Gibraltar. »Major Browne!«

»Zu Ihren Diensten, Sir Thomas!« Browne nahm den Hut ab. Er war ein stämmiger Mann mit rotem Gesicht und stets

gut gelaunt.

»Ihre Jungs sind doch standhaft, Browne, oder?«

»Jeder Kerl hier ist ein Held, Sir Thomas.«

Sir Thomas drehte sich im Sattel um. Er befand sich auf der Küstenstraße, die durch das armselige Dorf mit Namen Barrosa führte. Es gab dort einen Wachturm, der vor langer Zeit errichtet worden war, um die Küste vor Feinden vom Meer zu schützen. Sir Thomas hatte einen seiner Adjutanten hinaufgeschickt, doch der Blick landeinwärts von dort war mehr schlecht als recht. Überall in dieser Gegend reichten die Pinienwälder bis an die Küste heran, und die verbargen alles, was östlich von hier lag. Allerdings sagte der gesunde Menschenverstand Sir Thomas, dass die Franzosen den Hügel würden angreifen müssen. Schließlich war das der höchste Punkt an der Küste.

»Diese Teufel sind irgendwo da draußen«, sagte Sir Thomas und deutete nach Osten, »und unser Herr und Meister erzählt mir ständig, dass sie nicht hierherkommen würden. Das glaube ich aber nicht, Major, und ich will die Teufel nicht auf dem Hügel da. Sehen Sie diese Spanier?« Er nickte in Richtung der fünf Bataillone, die sich den Hang hinaufkämpften. »Verstärken Sie sie, Browne, und halten Sie den Hügel.«

»Sie können sich auf mich verlassen«, erwiderte Browne fröhlich. »Und Sie, Sir Thomas?«

»Wir haben den Befehl, nach Norden vorzurücken.« Sir Thomas deutete zum nächsten Wachturm an der Küste. »Man hat mir gesagt, dass es bei diesem Turm ein Dorf mit Namen Bermeja geben soll. Darauf werden wir uns konzentrieren. Verlassen Sie den Hügel nicht, bis wir alle dort sind, Browne.«

Sir Thomas klang verärgert. Lapena lief so schnell er konnte, und Sir Thomas zweifelte nicht daran, dass seine zwei Brigaden in Bermeja den Rückzug würden decken

müssen. Er hätte zwar lieber hier gekämpft, wo der Hügel seinen Männern einen Vorteil verschaffte, doch der Verbindungsoffizier hatte ihm die Befehle Doña Manolitos gebracht, und die waren eindeutig. Die alliierte Armee sollte sich nach Cadiz zurückziehen. Von einem Angriff auf Chiclana war noch nicht einmal mehr die Rede, stattdessen befanden sie sich nun unverhohlen auf der Flucht. Der gesamte Feldzug war umsonst gewesen! Das ärgerte Sir Thomas, doch er konnte sich einem direkten Befehl nicht offen widersetzen. Also würde er den Hügel halten, um den Rückraum der Armee zu schützen, während sie auf Bermeja zumarschierte.

Sir Thomas schickte seine Adjutanten aus, um General Dilkes und Colonel Wheatley mitzuteilen, dass sie weiter durch die Pinienwälder und damit im Verborgenen vorrücken sollten. Sir Thomas folgte ihnen. Er ritt aus dem Dorf und zwischen die Bäume, während Major Browne seine Kompanien auf den Hügel mit Namen Cerro del Puerco führte, was jedoch weder Browne noch seine Männer wussten.

Der Gipfel des Cerro del Puerco war eine breite, flache Kuppel. Auf der dem Meer zugewandten Seite stand die Ruine einer Kapelle inmitten einiger Bäume, und Browne sah, dass die fünf spanischen Bataillone genau vor der Ruine aufmarschiert waren. Browne war versucht, einfach an den Spaniern vorbeizumarschieren und rechts von ihnen in Position zu gehen, aber er nahm an, dass ihre Offiziere protestieren würden, wenn er diese Ehrenposition für sich beanspruchte. Also gab er sich damit zufrieden, sein kleines Bataillon links von der Linie aufzustellen. Dort saß Major Browne dann ab und ging vor seinen Männern auf und ab. Er hatte Grenadier-und Leichte Kompanien des 9th, des 28th und des 82nd Regiments unter seinem Kommando, Elitesoldaten aus Lancashire, Silver-Tails aus Gloucestershire und die Holy Boys aus Norfolk. Die Grenadierkompanien

bestanden aus großen, harten Männern, die sowohl aufgrund ihrer Körpergröße als auch wegen ihrer Kampfkraft für die schwere Infanterie rekrutiert worden waren, während die Leichten Kompanien als Plänkler dienten. Es war ein künstliches Bataillon, das extra für diesen Feldzug zusammengestellt worden war, doch Browne vertraute auf die Fähigkeiten seiner Männer. Er schaute zu den Spaniern und sah, dass sie ihre Artillerie im Zentrum positioniert hatten.

Die britisch-spanische Linie hatte sich auf der Seeseite des Cerro del Puerco aufgestellt, sodass man sie vom Inland aus nicht sehen konnte. Das hieß aber auch, dass die Alliierten die Franzosen nicht würden sehen können, wenn sie von Osten anrückten. Allerdings konnten sie hier auch nicht von feindlichen Geschützen unter Feuer genommen werden. Also ließ Browne seine Männer, wo sie waren. Aber er wollte auch sehen, ob irgendwer den Hügel bedrohte, und so winkte er seinem Adjutanten, und die beiden Männer suchten sich einen Weg durch das hohe Gras. »Wie geht es Ihren Geschwüren, Blakeney?«, erkundigte sich Browne.

»Es wird schon besser, Sir.«

»Geschwüre sind schon übel, besonders am Hintern. Und wenn man viel im Sattel sitzt, hilft das auch nicht gerade.«

»Sie sind nicht allzu schmerzhaft, Sir.«

»Lassen Sie sie vom Arzt aufschneiden«, schlug Browne vor, »dann fühlen Sie sich gleich wie ein neuer Mensch. Grundgütiger!«

Die beiden Männer hatten die Kuppe erreicht und konnten nun die ganze Heide in Richtung Chiclana einsehen. Der Ausruf des Majors galt dem Anblick von Infanterie in der Ferne. Er konnte die Bastarde nicht richtig erkennen, denn sie waren größtenteils hinter Bäumen und Bodenwellen verborgen, und deshalb wusste er auch nicht, in welche Richtung die blau uniformierten Teufel marschierten.

Bedrohlicher wirkten da schon die drei Schwadronen französischer Dragoner, die direkt auf den Hügel zuritten. »Glauben Sie, dass diese Franzmänner mit uns spielen wollen, Blakeney?«

»Sie scheinen zumindest in unsere Richtung zu kommen, Sir.«

»Dann sollten wir sie gebührend empfangen«, sagte Browne, machte auf dem Absatz kehrt und marschierte zu der Ruine zurück. Vor ihm standen nur eine Batterie mit fünf Kanonen und viertausend spanische und britische Musketen. Das waren mehr als genug, schätzte er, um den Hügel zu halten.

Hufgetrappel im Süden warnte ihn nur kurz vor, dann sah Browne, dass die alliierte Kavallerie zum Hügel gekommen war. Sie bestand aus drei Schwadronen spanischer Dragoner und zwei Schwadronen Husaren der King's German Legion, alle unter dem Befehl von General Whittingham, einem Engländer in spanischen Diensten. Whittingham ritt zu Browne, der noch immer zu Fuß unterwegs war. »Zeit zu gehen, Major«, sagte Whittingham kurz angebunden.

»Zu gehen?« Browne glaubte, er habe falsch gehört. »Ich habe Befehl, diesen Hügel zu halten! Und da unten sind zweihundertfünfzig Froschdragoner!«, sagte Browne und deutete nach Nordosten.

»Die habe ich schon gesehen«, erwiderte Whittingham. Sein Dreispitz warf tiefe Schatten auf das faltige Gesicht. Er rauchte eine dünne Zigarre, die er immer wieder abklopfte, obwohl eigentlich gar keine Asche da war. »Zeit, sich zurückzuziehen«, erklärte er.

»Ich habe den Befehl, den Hügel zu halten«, beharrte Browne auf seiner Aussage, »und zwar bis Sir Thomas das nächste Dorf erreicht hat, und das hat er noch nicht.«

»Sie sind weg!« Whittingham deutete zum Strand, wo gerade die letzten Trosswagen nördlich des Cerro del Puerco

durch den Sand rumpelten.

»Wir werden den Hügel halten!«, erklärte Browne trotzig. »So lauten nun einmal meine Befehle, verdammt noch mal!«

Plötzlich feuerte ein Geschütz keine fünfzig Schritt rechts von Browne, und Whittinghams Pferd trippelte seitwärts und warf aufgeregt den Kopf hin und her. Whittingham beruhigte das Tier und ritt erneut neben Browne. Er zog an seiner Zigarre und sah, dass die Dragoner, die im Osten aufgetaucht waren – oder zumindest die Helmbüsche der vordersten Schwadron –, von den spanischen Kanonieren mit einer Kugel begrüßt worden waren, die kreischend in den Himmel flog. Ein französischer Hornist gab Signal, doch der Mann war so überrascht oder nervös, dass er sich verspielte und noch mal von vorn beginnen musste. Das Signal führte jedoch nicht zu ungewöhnlicher Aktivität bei den Dragonern. Sie waren offenbar schlicht überrascht, sich einer derart großen Truppe gegenüberzusehen, und so blieben sie hinter einem kleineren Hügel in Deckung. Zwei spanische Bataillone schickten ihre Plänkler vor, und die Plänkler begannen, sporadisch zu schießen.

»Die Entfernung ist viel zu groß«, bemerkte Browne bissig. Dann schaute er stirnrunzelnd zu Whittingham hinauf. »Warum greifen Sie die Bastarde nicht an?«, fragte er. »Ist das nicht Ihre Aufgabe?« Whittingham hatte fünf Schwadronen, die Franzosen nur drei.

»Wenn Sie hierbleiben, werden Sie abgeschnitten werden«, sagte Whittingham und klopfte wieder seine Zigarre ab. »Abgeschnitten! Unsere Befehle sind klar und deutlich. Wir sollen warten, bis die Armee vorbeigezogen ist, und ihr dann folgen.«

»Und meine Befehle sind ebenfalls klar und deutlich«, erwiderte Browne. »Ich werde den Hügel halten!«

Die Spanier schickten weitere Plänkler voraus. Die offensichtliche Inaktivität der Dragoner machte den Leichten

Kompanien Mut. Die französische Kavallerie würde sich mit Sicherheit zurückziehen, dachte Browne, denn sie mussten doch wissen, dass sie eine ganze Brigade nicht von einem Hügel vertreiben konnten, besonders nicht, wenn diese Brigade auch noch von Artillerie und Kavallerie verstärkt wurde. Doch dann ritten einige der feindlichen Reiter in Richtung Norden los und zogen die Karabiner aus den Sattelholstern.

»Die Bastarde wollen doch tatsächlich kämpfen«, sagte Browne überrascht. »Na, mir soll es recht sein, bei Gott! Ihr Pferd pisst mir auf die Stiefel.«

»Tut mir leid«, sagte Whittingham und trieb sein Pferd einen Schritt vor. Er beobachtete die spanischen Leichten Kompanien. Ihr Musketenfeuer richtete keinen offensichtlichen Schaden an. »Ich habe den Befehl, mich zurückzuziehen«, erklärte er trotzig, »und zwar sobald die Armee den Hügel hinter sich gelassen hat. Das ist jetzt der Fall. Sie sind vorbei.« Er zog an seiner Zigarre.

»Sehen Sie das? Die Bastarde wollen sich auf ein Geplänkel einlassen«, sagte Browne. Er schaute an Whittingham vorbei zu einer Stelle, wo mindestens dreißig Dragoner abgesessen waren und in loser Formation gegen die Spanier vorrückten. »Das ist wirklich ungewöhnlich. Oder haben Sie so etwas schon gesehen?«, fragte Browne in beiläufigem Ton, als hätte er bei einem Spaziergang einen ungewöhnlichen Vogel entdeckt. »Ich weiß ja, dass Dragoner ursprünglich berittene Infanterie waren, aber heutzutage sieht man sie nur selten ohne Pferd.«

»Heute gibt es so etwas wie berittene Infanterie nicht mehr«, erklärte Whittingham und ignorierte die Tatsache, dass die Dragoner seine Worte gerade Lügen straften. »Das funktioniert einfach nicht. Das ist weder Fisch noch Fleisch. Sie können nicht hierbleiben, Browne«, fuhr er fort, klopfte erneut seine Zigarre ab, und diesmal fiel ihm sogar ein wenig Asche auf die Stiefel. »Unsere Befehle sind eindeutig.

Wir sollen der Armee nach Süden folgen und nicht hier herumstehen.«

Das spanische Geschütz, das geschossen hatte, wurde nun mit einer Kartätsche geladen und das Rohr auf die abgesessenen Dragoner gerichtet, die in Plänklerformation auf ihre Stellung zuhielten. Die Kanoniere wagten es jedoch noch nicht zu schießen, denn ihre eigenen Plänkler waren im Weg. Die Musketen feuerten völlig planlos. Browne sah zwei spanische Plänkler lachen. »Was die jetzt tun sollten, ist Folgendes«, sagte er. »Sie sollten den Bastarden wehtun und eine Attacke provozieren. Dann könnten wir den ganzen verdammten Haufen töten.«

Die abgesessenen Dragoner eröffneten das Feuer. Die Kugeln flogen nur ziellos in der Gegend herum und richteten keinerlei Schaden an, aber ihre Wirkung war außergewöhnlich. Plötzlich wurden überall bei den fünf spanischen Bataillonen Befehle gebrüllt. Die Leichten Kompanien wurden zurückgerufen, die Geschützmannschaften eilten vorwärts, und zu Major Brownes vollkommenem Erstaunen flohen sowohl die spanischen Infanteristen als auch die Artillerie. Freundlich hätte man das als »überstürzten Rückzug« bezeichnen können, doch Browne war nicht nach freundlich zumute. Die Kerle rannten einfach weg! Sie liefen so weit sie konnten, stolperten den Hang hinunter und stürmten an den armseligen Hütten von Barrosa vorbei in Richtung Norden.

»Grundgütiger!«, rief Browne. »Herr Jesus im Himmel!« Die feindlichen Dragoner schienen genauso erstaunt zu sein wie Major Browne, doch dann rannten die abgesessenen Soldaten zu ihren Pferden zurück.

»Im Karree!«, brüllte Major Browne. Er wusste, dass ein einzelnes Bataillon in zwei Linien ein verführerisches Ziel für drei Schwadronen Dragoner darstellte. Sicherlich rissen sie bereits die schweren, geraden Säbel heraus. »Im Karree!«

»Sie dürfen nicht hierbleiben, Browne!«, schrie Whittingham zu ihm zurück. Seine Kavallerie war den Spaniern gefolgt, und nun galoppierte der General ihnen hinterher.

»Ich habe meine Befehle! Im Karree, Jungs!« Die Männer aus Gibraltar bildeten ein Karree. Es war ein kleines Bataillon mit knapp über fünfhundert Musketen, doch im Karree waren sie vor den Dragonern sicher. »Zieht die Hosen hoch, Jungs«, brüllte Browne, »und pflanzt die Bajonette auf!«

Die Dragoner waren alle wieder aufgesessen und kamen über den Kamm. Sie hatten die Säbel gezogen. Auf ihren Guidons, kleinen, dreieckigen Wimpeln, prangte ein goldenes N für Napoleon. Ihre Helme waren blank poliert. »Die sind wirklich schön anzuschauen, was, Blakeney?«, sagte Browne und zog sich wieder in den Sattel hinauf. General Whittingham war verschwunden, und wie es aussah, war das Flankenbataillon allein auf dem Cerro del Puerco. Die vordere Reihe des Karrees kniete nieder. Die Dragoner hatten drei Reihen gebildet. Sie beobachteten das Karree und wussten, dass die erste Salve ihre vorderste Linie niedermähen würde, doch sie fragten sich, ob sie die Rotröcke vielleicht trotzdem niederreiten konnten.

»Die wollen sterben, Jungs!«, rief Browne seinen Männern zu. »Und wenn sie das wollen, dann werden wir ihnen diesen Wunsch nicht verwehren! Im Gegenteil! Es ist unsere gottgegebene Pflicht, sie dabei zu unterstützen!«

Dann tauchte hinter der Kapellenruine eine einzelne Schwadron Husaren der King’s German Legion auf. Sie ritten in zwei Reihen, trugen graue Uniformen, blaue Mäntel und polierte Helme, und auch sie hatten die Säbel gezogen. Sie ritten Knie an Knie, und als sie an Brownes Karree vorbeikamen, fiel die erste Reihe in Galopp. Die Dragoner waren deutlich in der Überzahl, dennoch griffen die Deutschen an, und Browne hörte Metall auf Metall schlagen.

Die Dragoner, die noch nicht zur Attacke angeritten waren, wurden zurückgetrieben. Ein Pferd fiel, ein Dragoner galoppierte aus dem Gefecht, das Gesicht bis zum Schädel aufgeschnitten, und ein Husar ritt mit einem Säbel im Bauch zum Karree zurück. Fünfzig Yards vor Brownes erster Reihe fiel er aus dem Sattel, und sein Pferd raste sofort wieder ins Gefecht zurück, das inzwischen nur noch ein einziges Chaos war. Nachdem sie die erste Linie der Dragoner zurückgeworfen hatten, drehten die Husaren ab, und die Franzosen jagten ihnen hinterher, doch dann warf ein Hornsignal die zweite Reihe der Deutschen gegen die Franzosen, und die Dragoner wurden ein zweites Mal zurückgetrieben. Der erste Trupp formierte sich neu, und das reiterlose Pferd nahm seine Position in der Reihe ein. Ein Sergeant und zwei Männer der Holy Boys hatten den verwundeten Husaren ins Karree geholt. Der Mann lag offensichtlich im Sterben. Er starrte zu Browne hinauf und murmelte irgendetwas auf Deutsch. »Ziehen Sie den verdammten Säbel raus!«, brüllte Browne den Feldscher des Bataillons an.

»Das wird ihn umbringen, Sir.«

»Und was, wenn er drin bleibt?«

»Dann stirbt er.«

»Dann beten Sie für die Seele des armen Kerls, Mann!«, sagte Browne.

Die Husaren waren wieder zurückgekommen. Die Dragoner hatten sich zurückgezogen und drei Tote auf dem Hügel gelassen. Sie mochten der einzelnen deutschen Schwadron ja zahlenmäßig überlegen sein, aber solange die Deutschen in der Nähe der Rotrockinfanterie blieben, konnten die Dragoner nicht näher heran, und so hatte ihr Kommandeur sie wieder vom Hang heruntergeholt und wartete auf Verstärkung.

Und Browne wartete ebenfalls. Weit im Norden hörte er Musketenfeuer. Es waren Salven, doch das war nicht sein Kampf, also ignorierte er das Geräusch. Er hatte den Befehl, den Hügel zu halten, und er war ein sturer Mann, und so stand er unter dem blassen Himmel und der Wind wehte den Duft des Meeres heran. Der kommandierende Offizier der Husaren, ein Captain, bat höflich darum, in das Karree zu dürfen, und legte zum Gruß die Finger an den Helm. »Ich denke, die Dragoner werden Sie jetzt nicht mehr belästigen«, sagte er.

»Ich bin Ihnen sehr zu Dank verpflichtet, Captain …?«

»Dettmer«, antwortete der Mann. »Captain Dettmer.«

»Tut mir leid um Ihren Mann.« Browne nickte zu dem sterbenden Husaren.

Dettmer starrte ihn an. »Ich kenne seine Mutter«, seufzte er traurig und schaute wieder zu Browne. »Da rückt Infanterie an«, sagte er. »Ich habe sie während des Gefechts gesehen.«

»Infanterie?«

»Und es sind viele«, ergänzte Dettmer, »zu viele.«

»Dann lassen Sie uns mal nachsehen«, sagte Browne und befahl seinen Männern, eine Gasse freizumachen. Die beiden Offiziere ritten am Ostrand des Hügels hinauf, und Browne starrte auf die sich nähernde Katastrophe. »Grundgütiger!«, rief er. »Das ist wirklich nicht nett.«

Als er das letzte Mal nachgesehen hatte, war die Heide eine Wildnis aus Sand, Gras, Pinien und Dickichten gewesen. Infanterie hatte er nur in der Ferne gesehen, doch nun war die ganze Heide blau. Überall waren nur noch blaue Uniformen und weiße Brustgürtel zu sehen. Browne sah Bataillon über Bataillon von Franzosen, und ihre Adler funkelten in der Morgensonne, während sie auf das Meer vorrückten. »Grundgütiger!«, sagte Browne erneut.

Denn nur die Hälfte der französischen Armee marschierte auf den Pinienwald zu, der sie vor dem Meer verbarg. Die andere rückte gegen Browne und seine fünfhundertsechsunddreißig Musketen vor.

Sie kamen genau auf ihn zu. Tausende von ihnen.

Sharpe stieg die größte Sanddüne, die er sehen konnte, hinauf und richtete sein Fernrohr auf den Rio Sancti Petri. Er sah die Rücken der Franzosen am Strand und den Pulverrauch um ihre Köpfe, doch das Bild waberte, denn das Fernrohr wackelte. »Perkins!«

»Sir?«

»Mach dich mal nützlich und bring deine Schulter her.«

Perkins diente als Fernrohrständer. Sharpe beugte sich zum Okular. Doch selbst mit einem ruhigen Fernrohr fiel es ihm schwer zu erkennen, was da los war, denn die Franzosen waren in drei Linien aufmarschiert und ihr Pulverdampf verbarg alles, was sich jenseits von ihnen befand. Sie feuerten ohne Pause.

Sharpe konnte nicht die ganze französische Linie sehen, denn die Dünen verbargen die linke Flanke, aber er zählte mindestens tausend Mann. Auch sah er zwei Adler, und so vermutete er, dass sich hinter den Dünen noch mindestens zwei Bataillone verbargen.

»Sie sind langsam, Sir.« Harper war hinter ihn getreten.

»Ja, sie sind langsam«, stimmte Sharpe ihm zu. Die Franzosen feuerten als Bataillon, was hieß, dass der Langsamste die Feuergeschwindigkeit bestimmte. Er schätzte, dass sie noch nicht einmal drei Schuss die Minute schafften, doch das schien zu reichen, denn die Franzosen erlitten nur sehr geringe Verluste.

Langsam ließ Sharpe den Blick die Linie entlang wandern. Er sah nur sechs Leichen, die nach hinten gezogen worden waren, wo die Offiziere auf und ab ritten. Was die

spanischen Musketen betraf, so konnte er sie hören, aber nicht sehen. Nur ein-, zweimal, als sich der Pulverdampf ein wenig lichtete, erhaschte er einen Blick auf die Spanier in ihrem helleren Blau. Sharpe schätzte, dass sie gut dreihundert Schritt von den Franzosen entfernt standen. Auf diese Entfernung hätten sie auch spucken können. »Sie sind nicht nah genug dran«, murmelte Sharpe.

»Kann ich mal sehen, Sir?«, fragte Harper.

Sharpe verkniff sich einen wütenden Kommentar von wegen, das sei ja nicht Harpers Kampf, doch stattdessen machte er seinen Platz an Perkins Schulter frei. Er drehte sich um und schaute aufs Meer hinaus, wo sich die Wellen an einer kleinen Insel brachen, auf der die Ruinen einer uralten Festung standen. Ein Dutzend Fischerboote dümpelte unmittelbar hinter der Brandung. Die Fischer beobachteten den Kampf, und angezogen vom Schlachtenlärm, kamen weitere Zuschauer aus San Fernando. Ohne Zweifel würden bald auch die ersten Neugierigen aus Cadiz eintreffen.

Sharpe nahm das Fernrohr von Harper entgegen. Er schob es zusammen, und seine Finger glitten über die kleine Messingplatte, die außen in das Walnussholz eingelassen war. *In Dankbarkeit, AW, 23. September 1803* stand darauf zu lesen, und Sharpe erinnerte sich an Henry Wellesleys respektlose Bemerkung, dass das Fernrohr, eine Arbeit von Matthew Berge in London, nie das großzügige Geschenk gewesen war, für das Sharpe es gehalten hatte, sondern einfach etwas, das Lord Wellington nicht mehr hatte haben wollen. Nicht, dass das von Bedeutung gewesen wäre. 1803, dachte er. So lange war das schon her! Sharpe versuchte sich an den Tag zu erinnern, als Lord Wellington, damals noch Sir Arthur Wellesley, benommen am Boden gelegen und er ihn beschützt hatte. Er glaubte, fünf Mann bei dem Kampf getötet zu haben, sicher war er sich aber nicht.

Die spanischen Pioniere legten die Planken über die letzten dreißig Fuß der Pontonbrücke. Ursprünglich waren die Planken am Stadtufer zurückgehalten worden, damit niemand die Brücke überquerte, der nicht autorisiert dafür war, doch jetzt sah Sharpe zu seiner Zufriedenheit, dass General Zayas es offenbar doch für besser hielt, die Brücke fertigzustellen, und die drei spanischen Bataillone machten sich zum Übersetzen bereit. Zayas hatte offensichtlich beschlossen, die Franzosen von hinten anzugreifen. »Wir gehen bald los«, sagte Sharpe zu Harper.

»Perkins«, knurrte Harper, »geh zu den anderen.«

»Darf ich nicht auch mal durch das Fernrohr sehen, Sergeant?«, bettelte Perkins.

»Dafür bist du noch nicht alt genug. Und jetzt: Bewegung!«

Es dauerte seine Zeit, bis die drei Bataillone den Fluss überquert hatten. Die Brücke, die aus Beibooten und nicht aus echten Pontons bestand, war schmal und schwankte besorgniserregend. Als Sharpe und seine Männer sich zu Capitán Galiana gesellten, hatten sich schon fast einhundert Neugierige aus San Fernando oder Cadiz am Ufer versammelt, und einige davon versuchten, die Wachtposten zu überreden, sie über die Brücke zu lassen. Andere kletterten die Dünen hinauf und richteten Fernrohre auf die Franzosen. »Sie halten jeden davon ab, über die Brücke zu gehen«, bemerkte Galiana nervös.

»Was die Zivilisten betrifft, so stimmt das wohl«, erwiderte Sharpe. »Was wollen Sie eigentlich tun, wenn Sie erst einmal auf der anderen Seite sind?«

»Tun?«, sagte Galiana. Offenbar wusste er nicht, was er darauf antworten sollte. »Ich werde mich nützlich machen«, sagte er. »Alles ist besser, als nichts zu tun.«

Das letzte spanische Bataillon hatte inzwischen die Brücke überquert, und Galiana trieb sein Pferd voran. Ein gutes Stück vor der Brücke saß er ab, um das Tier am Zügel über

die unsicheren Planken zu führen, doch bevor er die Brücke erreichen konnte, stellten spanische Soldaten eine Barrikade auf den Weg und ein Offizier hob warnend die Hand.

»Er gehört zu mir«, erklärte Sharpe, bevor Galiana etwas sagen konnte. Der Offizier, ein großer Kerl mit breitem, unrasiertem Kinn, schaute Sharpe streitlustig an. Es war offensichtlich, dass er kein Englisch verstand, und er würde mit Sicherheit nicht zurückweichen. »Ich habe gesagt, er gehört zu mir«, wiederholte Sharpe.

Galiana sagte irgendwas auf Spanisch und deutete auf den Engländer. »Haben Sie Ihre Befehle?« Er wechselte wieder ins Englische und schaute zu Sharpe.

Sharpe hatte die Befehle vergessen. Galiana redete erneut auf den Offizier ein und erklärte ihm, Sharpe habe den Auftrag, Lieutenant General Sir Thomas Graham eine Nachricht zu überbringen. Die dazugehörigen Befehle seien auf Englisch, und das sprach der spanische Offizier doch sicherlich, oder? Und er, Galiana, sei Sharpes Verbindungsoffizier. Inzwischen hatte Sharpe seine Essenskarte herausgeholt, mit der er Anspruch auf Fleisch, Brot und Rum für fünf Riflemen aus den Lagern des Hauptquartiers in San Fernando hatte. Er hielt dem Spanier das Papier unter die Nase, der sich angesichts der feindseligen Riflemen und des eher sanftmütigen Galiana nun doch entschied, nachzugeben. Widerwillig gab der Offizier seinen Männern den Befehl, den Weg freizumachen.

»Ich habe Sie also doch gebraucht«, sagte Galiana. Er hielt die Zügel dicht am Kopf der Stute und klopfte ihr immer wieder den Hals, während sie vorsichtig über die schwankenden Planken gingen. Die Brücke war weit weniger robust als die, die Sharpe am Guadiana zerstört hatte. Sie erzitterte unter den Schritten und bog sich im Druck der Flut durch. Als sie sicher am anderen Ufer angelangt waren, saß Galiana wieder auf und führte Sharpe nach Süden, vorbei an

den Sandwällen des improvisierten Forts, das die Brücke schützen sollte.

General Zayas hatte seine drei Bataillone in einer Linie quer über den Strand aufgestellt, und nun rückten sie langsam vor. Den Männern auf der rechten Seite spülte dann und wann die Brandung über die Stiefel. Unteroffiziere bellten ihre Männer an, die Formation zu halten, und die spanischen Farben strahlten hell vor dem blassen Himmel. Aus der Ferne war der Schuss einer Kanone zu hören. Ihr Donnern verhallte, und über das stete Feuern der französischen Musketen hinweg glaubte Sharpe, andere Musketen weiter weg zu hören. »Ihr könnt jetzt wieder zurück«, sagte er zu Harper.

»Schauen wir erst mal nach, was die Jungs da machen«, erwiderte Harper und nickte zu den drei spanischen Bataillonen.

Die Spanier mussten nichts weiter tun, als aufzutauchen. Als General Villatte sah, dass seine Männer bald von hinten angegriffen werden würden, befahl er ihnen, sich nach Osten über den Almanza zurückzuziehen. Sie nahmen ihre Verwundeten mit. Die Spanier jubelten daraufhin ob ihres vermeintlichen Siegs und stürmten die Dünen hinauf, um den sich zurückziehenden Franzosen hinterherzujagen, die nun fast zwei zu eins in Unterzahl waren. Galiana stellte sich in den Steigbügeln auf. Er war fast außer sich vor Freude. Sicher, die vereinigte spanische Streitmacht konnte die Franzosen nun über den kleinen Fluss verfolgen und nach Chiclana zurücktreiben, doch just in diesem Augenblick eröffnete die Artillerie am anderen Ufer des Almanza das Feuer. Eine Batterie Zwölfpfünder war auf dem festen Untergrund im Osten stationiert worden, und ihre erste Salve bestand aus Granaten, die bei der Explosion den Sand emporschleuderten.

Der spanische Vormarsch geriet ins Stocken, als die Männer hinter den Dünen Deckung suchten. Die Geschütze schossen

ein zweites Mal, und nun rissen Kugeln blutige Lücken in die Reihen, die sich nicht schnell genug geduckt hatten. Die französische Infanterie hatte den Fluss inzwischen durchwatet und bildete eine neue Linie, um sich den Spaniern jenseits der ansteigenden Flut zu stellen. Die Geschütze verstummten, doch ihr Pulverdampf trieb weiter über das langsam steigende Wasser. Nun waren die Franzosen damit zufrieden zu warten. Die Truppe, die der alliierten Armee den Rückzug versperrt hatte, war vertrieben worden, doch ihre Geschütze konnten noch immer jeden unter Beschuss nehmen, der sich der Brücke näherte. Dann führten sie eine zweite Batterie heran und warteten darauf, dass die Kämpfe im Süden begannen, während sich die spanischen Bataillone damit zufriedengaben, den Feind vom Strand vertrieben zu haben, und es sich in den Dünen bequem machten.

Enttäuscht, dass seine Landsleute den Feind nicht über den Almanza verfolgt hatten, war Galiana zu einer Gruppe spanischer Offiziere geritten und kehrte nun zu Sharpe zurück. »General Graham steht südlich von hier«, berichtete er. »Und er hat Befehl, die Nachhut herzuführen.«

Gut zwei Meilen südlich von seinem Standort sah Sharpe Pulverdampf. »Noch kommt er aber nicht«, sagte er. »Also kann ich genauso gut zu ihm gehen. Ihr könnt jetzt wieder zurück, Pat.«

Harper dachte darüber nach. »Und was werden Sie tun, Sir?«

»Ich werde nur ein wenig am Strand spazieren gehen.«

Harper schaute zu den anderen Riflemen. »Will zufällig jemand mit mir und Mister Sharpe am Strand spazieren gehen? Oder wollt ihr lieber zurück und euer Glück bei diesem griesgrämigen Spanier an der Brücke versuchen?«

Die Riflemen schwiegen, bis weit im Süden eine weitere Kanone schoss. Dann runzelte Harris die Stirn. »Was passiert

da unten?«, fragte er.

»Das hat nichts mit uns zu tun«, antwortete Sharpe.

Harris war manchmal ein richtiger Kasernen-Advokat, und er wollte auch diesmal protestieren, das sei nicht ihr Kampf, doch dann sah er Harpers Blick und beschloss zu schweigen. »Wir machen nur einen Strandspaziergang«, sagte Harper, »und es ist ja auch ein schöner Tag dafür.« Er sah Sharpes fragenden Blick. »Ich habe an die Faughs gedacht, Sir. Die sind da unten, all die armen Jungs aus Dublin, und da dachte ich bei mir, dass sie vielleicht gern einen echten Iren sehen würden.«

»Aber wir werden nicht kämpfen, oder?«, verlangte Harris zu wissen.

»Was, glaubst du eigentlich, was du bist, Harris? Ein verdammter Soldat?«, giftete Harper. Er schaute gar nicht erst zu Sharpe. »Natürlich werden wir nicht kämpfen. Du hast Mister Sharpe doch gehört. Wir gehen ein wenig am Strand spazieren. Mehr tun wir nicht, verdammt.«

Und das taten sie dann auch. Sie gingen am Strand spazieren.

In der festen Überzeugung, dass sein Rücken von der Brigade gedeckt wurde, die er auf dem Cerro del Puerco postiert hatte, trieb Sir Thomas seine Männer über die Straße, die durch den Pinienwald am Rande des Strands führte. »Es ist nicht mehr weit, Jungs!«, rief Sir Thomas seinen Männern zu, als er an ihnen vorbeiritt. »Nicht mehr weit! Kopf hoch, Männer!« Alle paar Sekunden schaute er nach rechts. Er rechnete jederzeit damit, einen Reiter zu sehen, der ihm die Nachricht vom Vorrücken des Feindes brachte. Whittingham hatte Wachtposten auf der dem Strand abgewandten Seite des Waldes aufgestellt, doch bis jetzt war keiner dieser Männer aufgetaucht, und Sir Thomas nahm an, dass sich die Franzosen mit dem schmachvollen Rückzug der alliierten Armee zufriedengaben. Das Schießen

weiter vorn hatte aufgehört. Eine französische Streitmacht hatte dort den Strand blockiert. Jetzt waren sie jedoch vertrieben worden, und auch das Schießen im Süden war verstummt. Sir Thomas nahm an, dass das ohnehin nur ein Geplänkel gewesen war. Vermutlich war eine Kavalleriepatrouille der großen spanischen Brigade auf dem Cerro del Puerco zu nahe gekommen.

Sir Thomas blieb kurz stehen und betrachtete die Rotröcke, die an ihm vorbeimarschierten, und ihm fiel auf, wie die erschöpften Männer die Schultern strafften, wenn sie ihn sahen.

»Es ist nicht mehr weit, Jungs!«, machte er ihnen Mut. Oh, wie er diese Männer liebte. »Gott segne euch, Jungs«, rief er. »Es ist nicht mehr weit.« *Nicht mehr weit bis was*?, dachte er verdrießlich. Diese zu Tode erschöpften Soldaten waren die ganze Nacht durchmarschiert, vollgepackt mit Tornistern, Waffen und Munition, und wofür? Für nichts! All diese Qualen nur, um wieder auf die Isla de León zu fliehen.

Plötzlich waren im Norden Rufe zu hören. Ein Mann rief eine Herausforderung, und Sir Thomas schaute den Weg hinauf, doch er sah weder etwas, noch hörte er Schüsse. Einen Augenblick später erschien ein berittener Offizier der Silver-Tails, dicht gefolgt von zwei Reitern. Bei den beiden Reitern handelte es sich um schwer bewaffnete Zivilisten. Guerilleros, dachte Sir Thomas, zwei jener Männer, die den französischen Besatzungstruppen das Leben in Spanien zur Hölle machten. »Die wollen mit Ihnen reden, Sir«, sagte der Offizier der Silver-Tails.

Die beiden Guerilleros sprachen gleichzeitig, und sie sprachen schnell und aufgeregt. Sir Thomas musste sie erst einmal beruhigen. »Mein Spanisch ist nicht so gut«, sagte er zu ihnen. »Also sprechen Sie bitte langsam. Laaangsaaam.«

»Die Franzosen«, sagte einer von ihnen und deutete nach Osten.

»Von wo kommen Sie?«, fragte Sir Thomas. Einer der Männer erklärte ihm, dass sie zu einer größeren Gruppe gehört hatten, die die Franzosen die letzten drei Tage verfolgt hatte. Sechs Männer waren von Medina Sidonia losgeritten, und diese beiden waren die Einzigen, die noch lebten, denn kurz nach Sonnenaufgang hatten Dragoner sie überrascht. Mit den Dragonern auf den Fersen waren die beiden Guerilleros zum Meer geflohen und hatten dabei die ganze Heide durchquert. »Und da wimmelt es jetzt nur so von Franzosen«, sagte der zweite Mann.

»Und sie kommen hierher«, fügte der erste Mann hinzu.

»Wie viele sind es?«, fragte Sir Thomas.

»Alle!«, antworteten die beiden Männer im Chor.

»Dann wollen wir mal nachsehen«, sagte Sir Thomas und führte die beiden Männer und seine Adjutanten landeinwärts durch den Wald. Er musste sich unter den Ästen ducken. Der Wald war breit, dicht und dunkel. Piniennadeln bedeckten den sandigen Boden und dämpften das Geräusch der Hufe.

Der Wald endete abrupt und wich der welligen Heide, die sich bis zum Horizont erstreckte. Und alles, wirklich alles, war voll mit blauen Uniformen.

»Señor?«, sagte einer der Guerilleros und deutete auf die Franzosen.

»Grundgütiger«, knurrte Sir Thomas vor sich hin. Dann schwieg er eine Weile und beobachtete den vorrückenden Feind. Die beiden Guerilleros glaubten, der General sei so schockiert, dass es ihm die Sprache verschlagen habe, denn was er dort sah, war immerhin sein Untergang.

Doch Sir Thomas dachte nach. Ihm fiel auf, dass die Franzosen die Musketen über die Schultern geschlungen hatten. Sie konnten die feindlichen Truppen nicht sehen, also marschierten sie erst *Richtung* Schlacht, nicht direkt in den Kampf. Das war ein Unterschied. Männer, die zur Schlacht marschierten, hatten die Musketen vielleicht

geladen, aber nicht die Hähne gespannt. Ihre Artillerie war nicht aufgestellt, und das dauerte seine Zeit. Kurz gesagt, dachte Sir Thomas, diese Franzosen waren nicht kampfbereit. Sie rechneten zwar mit einem Kampf, aber noch nicht. Ohne Zweifel glaubten sie, erst jenseits des Waldes würde das Töten beginnen.

»Wir sollten General Lapena folgen«, sagte der Verbindungsoffizier nervös.

Sir Thomas ignorierte den Mann. Er dachte noch immer nach und trommelte mit den Fingern auf den Sattelknauf. Wenn er weiter nach Norden marschierte, dann würden die Franzosen die Brigade auf dem Hügel bei Barrosa abschneiden. Anschließend würden sie nach rechts schwenken und über den Strand angreifen, und Sir Thomas wäre gezwungen, sich zu verteidigen und seine linke Flanke offen zu lassen. Nein, dachte er, es war besser, diese Bastarde hier zu bekämpfen. Es würde kein leichter Kampf werden, im Gegenteil, aber das war immer noch besser, als weiter nach Norden zu ziehen und den Strand rot zu färben.

»Mylord«, wandte sich Sir Thomas ungewöhnlich formell an Lord William Russell, »bitte übermitteln Sie Colonel Wheatley meine besten Grüße und sagen Sie ihm, er soll seine Brigade herbringen. Sagen Sie ihm, er soll seine Plänkler so schnell wie möglich schicken! Ich will den Feind wenn möglich noch auf dem falschen Fuß erwischen, bevor der Rest der Brigade nachrückt. Die Geschütze sollen ebenfalls hierher. Genau hierhin.« Er deutete auf den Boden. »Beeilen Sie sich. Wir haben keine Zeit zu verlieren. James!« Er winkte einem anderen Adjutanten, einem jungen Captain im roten Rock mit den blauen Kragenspiegeln der 1st Foot Guards. »Meine besten Grüße an General Dilkes. Ich will seine Brigade ebenfalls hier sehen.« Er deutete nach rechts. »Er soll zwischen den Geschützen und dem Hügel in Position gehen. Befehlen Sie ihm ebenfalls, seine Plänkler vorzuschicken. Rasch! So schnell er kann!«

Die beiden Adjutanten verschwanden zwischen den Bäumen. Sir Thomas beobachtete noch kurz die näher kommenden Franzosen, die keine halbe Meile mehr entfernt waren. Er riskierte viel. Er wollte sie angreifen, solange sie noch unvorbereitet waren, aber er wusste, dass es dauerte, seine Bataillone durch den dichten Wald zu führen. Deshalb hatte er auch darum gebeten, die Leichten Kompanien vorauszuschicken. Die konnten sich dann auf der Heide verteilen und schon mal ein paar Franzosen töten. Sir Thomas konnte nur hoffen, dass die Plänkler die Franzosen lange genug aufhalten würden, bis der Rest der Bataillone in Stellung gegangen war und mit dem tödlichen Salvenfeuer beginnen konnte.

Er schaute zu dem Verbindungsoffizier. »Bitte, seien Sie so gut«, sagte er, »und reiten Sie zu General Lapena. Sagen Sie ihm, die Franzosen marschieren auf den Wald zu und dass ich beabsichtige, sie anzugreifen. Es wäre mir eine Ehre«, er wählte seine Worte sorgfältig, »wenn der General einige Truppen gegen die rechte Flanke des Feindes führen könnte.«

Der Spanier ritt davon, und Sir Thomas schaute wieder nach Osten. Die Franzosen rückten in zwei großen Kolonnen vor. Sir Thomas plante, sich der nördlichen Kolonne mit Wheatleys Brigade zu stellen, während General Dilkes und seine Gardisten die Kolonne angreifen würden, die dem Cerro del Puerco am nächsten war. Und das ließ ihn an die Spanier auf dem Hügel denken. Die Franzosen würden mit Sicherheit ihre südliche Kolonne schicken, um den Hügel einzunehmen. Das durfte Sir Thomas nicht zulassen, denn waren sie erst einmal dort oben, dann würden sie seine Flanke aufrollen. Er drehte sich nach Süden um und führte seine verbliebenen Adjutanten zum Cerro del Puerco.

Dieser Hügel, dachte er, während sie zwischen den Pinien hindurch ritten, war sein einziger Vorteil. Auf dem Hügel gab es spanische Geschütze, und diese Kanonen konnten auf die

Franzosen feuern. Der Hügel war eine Festung, die seine rechte Flanke schützte, und wenn es ihm gelang, die Franzosen in der Heide festzunageln, dann konnte die Brigade auf dem Hügel die Flanke des Feindes angreifen. Gott sei Dank, dachte Sir Thomas, gehörte der Hügel ihm.

Nur das stimmte nicht. Der Cerro del Puerco war aufgegeben worden, und im selben Augenblick, da Sir Thomas nach Süden ritt, stiegen die ersten französischen Bataillone den Osthang hinauf. Nun hielt der Feind den Cerro del Puerco, und die einzigen alliierten Truppen in der Nähe waren die fünfhundert Mann aus Gibraltar, und die hielten den Hügel nicht mehr, sondern formierten sich an dessen Fuß zu einer Marschkolonne. »Browne! Browne!«, schrie Sir Thomas, als er auf die Kolonne zutrabte. »Warum sind Sie hier? Warum?«

»Weil gerade die halbe französische Armee den Hügel heraufmarschiert, Sir Thomas.«

»Wo sind die Spanier?«

»Weggerannt.«

Sir Thomas starrte Browne einen Herzschlag lang an. »Nun, das ist zwar übel, Browne«, sagte er, »aber Sie müssen sofort kehrtmachen und angreifen.«

Major Browne riss die Augen auf. »Sie wollen, dass ich die halbe Armee der Froschfresser angreife?«, fragte er ungläubig. »Ich habe sechs Bataillone und eine Batterie gesehen! Und ich habe nur fünfhundertsechsunddreißig Musketen.« Browne, der von den Spaniern im Stich gelassen worden war, hatte beobachtet, wie Massen von Infanterie und Artillerie auf den Hügel zumarschiert waren, und er war zu dem Schluss gelangt, dass Rückzug besser war als Selbstmord. Es waren keine anderen britischen Truppen zu sehen gewesen, und niemand hatte ihm Verstärkung versprochen. Also hatte er sein Flankenbataillon im Norden vom Hügel hinab geführt. Und jetzt sagte man ihm, er solle

wieder zurückgehen. Er atmete tief durch. »Wenn es denn sein muss«, akzeptierte er sein Schicksal stoisch, »dann werden wir das tun.«

»Ja, es muss sein«, erwiderte Sir Thomas, »denn ich brauche diesen Hügel. Es tut mir leid, Browne, ich brauche ihn wirklich. Aber General Dilkes ist unterwegs. Ich werde ihn persönlich zu Ihnen hinaufbringen.«

Browne drehte sich zu seinem Adjutanten um. »Major Blakeney! Plänklerformation! Wieder den Hügel rauf! Wir werden die Bastarde vertreiben!«

»Sir Thomas?«, mischte sich ein Adjutant ein und deutete auf die Kuppe des Hügels, wo bereits das erste französische Bataillon zu sehen war. Die blauen Uniformen hoben sich deutlich vom Himmel ab, und das Bataillon war bereit, den Hügel hinunterzustürmen und sich den Weg durch den Wald zu erkämpfen.

Sir Thomas schaute zu den Franzosen hoch. »Plänkler werden sie nicht aufhalten, Browne«, sagte er. »Sie werden in Linie angreifen und Salven schießen müssen.«

»In Linie!«, brüllte Browne seine Männer an, die schon begonnen hatten, sich zu verteilen.

»Und die haben eine Geschützbatterie da oben, Sir Thomas«, fügte der Adjutant leise hinzu.

Sir Thomas ignorierte die Information. Es war egal, ob die Franzosen die gesamte kaiserliche Artillerie da oben hatten. Sie mussten angegriffen werden, und das hieß, dass die einzigen zur Verfügung stehenden Truppen sie lange genug beschäftigen mussten, bis General Dilkes mit seinen Gardisten kam. »Gott mit Ihnen, Browne«, sagte Sir Thomas, aber so leise, dass der Major ihn nicht hören konnte. Sir Thomas wusste, dass er Brownes Männer in den Tod schickte, aber sie mussten sterben, um den Gardisten Zeit zu verschaffen. Er schickte einen Adjutanten zu Dilkes. »Dilkes soll meinen letzten Befehl vergessen«, sagte Sir

Thomas, »und seine Männer stattdessen so schnell wie möglich herbringen. Gehen Sie!«

Sir Thomas hatte getan, was er tun konnte. Die Küste zwischen den beiden Dörfern Barrosa und Bermeja war das reinste Chaos, und die Franzosen griffen an zwei Stellen gleichzeitig an: einmal am Wald und einmal an dem für die Schlacht so wichtigen Hügel. Sir Thomas wusste, dass der Feind kurz vor dem Sieg stand. Ihm blieb nichts anderes übrig, als auf die Kampfkraft seiner Männer zu vertrauen. Seine beiden Brigaden waren weit in der Unterzahl, und eine davon musste auch noch einen Hügel erstürmen. Und wenn auch nur eine von beiden versagte, dann war die Armee verloren.

Hinter ihm, in der offenen Heide jenseits des Waldes, waren die ersten Musketenschüsse zu hören.

Und Browne trieb seine Männer den Hügel hinauf.

KAPITEL 11

Sharpe und seine Riflemen, die noch immer von Capitán Galiana begleitet wurden, gingen durch die spanische Armee, die sich größtenteils am Strand auszuruhen schien. Als die das Dorf Bermeja erreichten, stieg Galiana ab und führte sein Pferd zwischen den Hütten hindurch. General Lapena und sein Stab waren dort und suchten unter einem Gestell, auf dem Fischernetze zum Trocknen hingen, vor der Sonne Schutz. Es gab einen Wachturm in dem Dorf, und auf dem drängten sich nun spanische Offiziere und spähten mit ihren Fernrohren nach Süden. Musketenfeuer war von dort zu hören, aber nur gedämpft, und niemand in der spanischen Armee schien sich deswegen zu sorgen. »War das General Lapena?«, fragte Sharpe.

»Ja, das war er«, bestätigte Galiana säuerlich. Er führte sein Pferd noch immer am Zügel, um dem General nicht aufzufallen.

»Warum mag er Sie eigentlich nicht?«, fragte Sharpe.

»Wegen meines Vaters.«

»Was hat Ihr Vater denn getan?«

»Er war in der Armee, genau wie ich, und er hat Lapena zu einem Duell herausgefordert.«

»Und?«

»Lapena hat sich gedrückt. Er ist ein Feigling.«

»Worum ging es denn bei dem Streit?«

»Um meine Mutter«, antwortete Galiana knapp.

Südlich von Bermeja war der Strand leer, abgesehen von ein paar Fischerbooten, die auf den Sand gezogen waren. Die Boote waren blau, gelb und rot gestrichen und hatten große schwarze Augen am Bug. Das Musketenfeuer klang noch immer gedämpft, doch inzwischen konnte Sharpe Pulverdampf über den Pinien sehen, die hinter den Dünen

einen dichten Wald bildeten. Sie gingen schweigend weiter, bis Perkins eine halbe Meile hinter dem Dorf behauptete, er habe einen Wal gesehen.

»Was du da gesehen hast«, sagte Slattery, »war deine verdammte Ration Rum. Du hast sie gesehen und gesoffen.«

»Ich habe ihn gesehen, Sir, wirklich!«, wandte sich Perkins flehend an Sharpe, doch Sharpe war egal, was Perkins gesehen hatte oder nicht, und so ignorierte er ihn.

»Ich habe einmal einen Wal gesehen«, warf Harris ein. »Der war aber tot. Und gestunken hat der.«

Perkins schaute wieder aufs Meer hinaus in der Hoffnung, noch einmal zu sehen, was er für einen Wal gehalten hatte. »Also für mich«, bemerkte Harris, »sah es aus wie ein Wiesel.« Alle starrten ihn an.

»Er spielt wieder den Neunmalklugen«, seufzte Harper. »Ignorieren Sie ihn einfach, Sir.«

»Das war Shakespeare, Sergeant.«

»Mir ist egal, ob das der verdammte Erzengel Gabriel gesagt hat. Du willst nur angeben.«

»Es gab da mal einen Sergeant Shakespeare beim 48th«, sagte Slattery. »Was für ein Bastard! Er ist an einer Walnuss erstickt.«

»Man kann nicht an einer Walnuss sterben«, erklärte Perkins.

»Ist er aber. Sein Gesicht ist ganz blau geworden. Und das war auch gut so. Wie gesagt – was für ein Bastard.«

»Gott schütze Irland«, sagte Harper. Sein Ausruf galt nicht Sergeant Shakespeares vorzeitigem Ableben, sondern einer Kavalkade, die über den Strand auf sie zugestürmt kam. Die Maultiere des Trosses, der sich am Strand entlang zurückgezogen hatte, waren durchgegangen.

»Rührt euch nicht!«, sagte Sharpe. Regungslos standen die Riflemen dicht beieinander, und die Mulis galoppierten

rechts und links an ihnen vorbei. Capitán Galiana brüllte die hinterherlaufenden Maultiertreiber an und verlangte zu wissen, was passiert sei, doch die Männer liefen einfach weiter.

»Ich wusste gar nicht, dass du mal beim 48th warst, Fergus«, sagte Hagman.

»Drei Jahre, Dan. Dann ist das Regiment nach Gibraltar versetzt worden, aber ich war zu krank und bin in der Kaserne geblieben. Ich bin fast gestorben.«

Harris griff nach einem vorbeilaufenden Muli, doch das Tier wich ihm aus. »Und wie bist du dann zu den Rifles gekommen?«, fragte er.

»Ich war als Bursche bei Captain Murray«, antwortete Slattery. »Und als der zu den Rifles gegangen ist, hat er mich mitgenommen.«

»Was hat ein Ire denn beim 48th verloren?«, wollte Harris wissen. »Die sind doch aus Northamptonshire.«

»Sie haben in Wicklow rekrutiert«, antwortete Slattery.

Capitán Galiana war es gelungen, einen Maultiertreiber festzuhalten, und der erzählte ihm nun eine verwirrende Geschichte von einem überwältigenden französischen Angriff. »Er sagt, der Feind habe diesen Hügel da eingenommen«, übersetzte Galiana und deutete zum Cerro del Puerco.

Sharpe holte sein Fernrohr heraus, schnappte sich Harris wieder als Stütze und schaute zum Hügel. Er sah eine französische Batterie auf der Kuppe und mindestens vier Bataillone in blauen Uniformen. »Ja, die sind da oben«, bestätigte er. Er schaute zu dem Dorf zwischen Hügel und Meer und sah spanische Kavallerie. Und auch spanische Infanterie war dort, zwei-, dreitausend Mann, aber die marschierten über einen schmalen Weg in Richtung Norden und hatten gerade eine Rast zwischen den Dünen eingelegt. Weder die Kavallerie noch die Infanterie schien die

französische Besetzung des Hügels zu kümmern, und der Kampflärm kam nicht von den Hängen, sondern von jenseits des Pinienwaldes zu Sharpes Linker.

Sharpe bot Galiana das Fernrohr an, doch der schüttelte den Kopf. »Ich habe mein eigenes«, sagte er. »Und? Was machen sie?«

»Wer? Die Franzosen?«

»Warum greifen sie den Hügel hinab nicht an?«

»Keine Ahnung. Und was machen die Spanier da?«, erwiderte Sharpe.

»Nichts.«

»Und das heißt, dass sie nicht gebraucht werden, und das wiederum bedeutet vermutlich, dass jede Menge Soldaten nur darauf warten, dass die Froschfresser den Hügel hinunter kommen. Aber bis es so weit ist, wird erst einmal dort gekämpft.« Sharpe nickte in Richtung Wald. »Also werde ich auch dorthin gehen.« Die panischen Mulis waren schon längst an ihnen vorbei, und die Maultiertreiber liefen weiter in Richtung Norden und sammelten Brotlaibe ein, die aus den Lastsäcken der Tiere gefallen waren. Sharpe hob ebenfalls einen auf und brach ihn in zwei Hälften.

»Suchen wir nach dem Achten, Sir?«, fragte Harper, während sie zu dem Wald gingen.

»Ich schon, aber ich glaube nicht, dass ich sie finden werde«, antwortete Sharpe. Es war eine Sache, zu erklären, Colonel Vandal finden zu wollen, doch Sharpe bezweifelte, dass ihm das in dem Chaos auch gelingen würde. Er wusste noch nicht einmal, ob das 8. Linienregiment überhaupt hier war, und falls ja, konnte es Gott weiß wo sein. Was er jedoch wusste, war, dass sich einige Franzosen hinter dem Almanza befanden, von wo aus sie den Weg der Armee nach Cadiz bedrohten, und auf dem Hügel standen noch wesentlich mehr und offensichtlich weitere hinter dem Wald. Und da vom Wald geschossen wurde, war das die Richtung, in die

Sharpe gehen würde. Er überquerte den Strand, kletterte eine Düne hinauf und trat in den Schatten der Pinien.

Galiana, der keinen anderen Plan zu haben schien, als bei Sharpe zu bleiben, stieg erneut vom Pferd, denn die Äste waren zu niedrig.

»Ihr müsst nicht mitkommen, Pat«, sagte Sharpe.

»Das weiß ich, Sir.«

»Ich meine, das hier ist nicht unsere Angelegenheit«, erklärte Sharpe.

»Da gibt es immer noch Colonel Vandal, Sir.«

»Wenn wir ihn denn finden«, erwiderte Sharpe zweifelnd. »Um die Wahrheit zu sagen, Pat, ich bin hier, weil ich Sir Thomas mag.«

»Jeder redet gut von ihm, Sir.«

»Und das ist unser Handwerk, Pat«, erklärte Sharpe in etwas härterem Ton. »Dort drüben wird gekämpft, und wir sind Soldaten.«

»Dann geht uns das hier also doch etwas an, ja?«

»Natürlich, verdammt noch mal!«

Harper ging ein paar Schritte schweigend neben Sharpe her. »Sie wollten uns also nie wirklich zurückgehen lassen, oder, Sir?«

»Wärt ihr denn gegangen?«

»Ich bin jedenfalls hier, Sir«, erwiderte Harper, als wäre Sharpes Frage damit beantwortet.

Das Musketenfeuer jenseits des Waldes wurde immer heftiger. Bis jetzt hatte es sich nur nach einem Geplänkel angehört, doch nun war das ohrenbetäubende Donnern von Salven der Linieninfanterie zu hören, und hinter sich hörte Sharpe Trompeten und Trommeln, doch er erkannte die Melodie nicht, also mussten das die Franzosen sein. Dann verriet ein noch mal lauteres Donnern, dass die Geschütze

das Feuer eröffnet hatten. Kugeln fegten zwischen den Bäumen hindurch und rissen Nadeln und Zweige herunter. Die Franzosen schossen mit Kartätschen, und die Luft roch nach Harz und Pulverdampf.

Sharpe und seine Männer erreichten Furchen, die Protzen in den Boden gefahren hatten. Ein paar Maultiere waren an die Bäume gebunden und wurden von drei Rotröcken mit gelbem Kragenspiegel bewacht. »Seit ihr Hampshires?«, fragte Sharpe.

»Ja, Sir«, antwortete ein Mann.

»Was ist hier los?«

»Ich weiß es nicht, Sir. Uns hat man nur gesagt, wir sollen die Mulis bewachen.«

Sharpe ging weiter. Die Geschütze feuerten nun konstant. Die Linieninfanterie schoss rhythmisch ihre Salven, doch die beiden Seiten waren noch nicht in den Nahkampf übergegangen, denn nach wie vor waren die Plänkler dazwischen. Sharpe hörte das an den Geräuschen. Musketen-und Kartätschenkugeln schossen zwischen den Bäumen hindurch und rissen an den Ästen wie ein heftiger Wind.

»Die Bastarde zielen hoch«, bemerkte Harper.

»Das tun sie immer, Gott sei Dank«, erwiderte Sharpe.

Je näher sie dem Waldrand kamen, desto lauter wurde der Schlachtenlärm. Ein portugiesischer Plänkler, die braune Uniform schwarz von Blut, lag tot neben einem Baum. Offensichtlich war er dorthin gekrochen, denn er hatte eine Blutspur auf den Nadeln hinterlassen. In der linken Hand hielt er ein Kreuz, in der rechten noch immer das Gewehr. Fünf Schritte weiter lag ein Rotrock. Er zitterte und würgte, und deutlich war ein Einschussloch auf seiner Jacke zu sehen.

Dann ließ Sharpe die Bäume hinter sich …

… und was er fand, war ein Gemetzel.

Major Browne stieg zu Fuß den Hügel hinauf. Sein Pferd hatte er an eine Pinie gebunden. Der Major sang, während er den Hang hinaufmarschierte. Und er hatte eine schöne Stimme, mit der er in der Garnison von Gibraltar sogar schon mehrmals aufgetreten war. Er sang »Hearts of Oak«, ein altes Navylied, das die Seeleute in Gibraltar häufig sangen. Zwar passte es nicht so ganz für einen Angriff den Cerro del Puerco hinauf, aber der Major mochte es einfach. »Ich will euch hören!«, brüllte er, und die sechs Kompanien des eilig zusammengestellten Bataillons sangen aus Leibeskräften.

In der kurzen Stille, die auf den Refrain folgte, hörte der Major das verräterische Klicken von Hähnen, die auf der Hügelkuppe gespannt wurden. Er konnte vier französische Bataillone sehen, und er nahm an, dass weitere hinter ihnen standen, und die vier waren bereit zu töten. Eine Kanone wurde nach vorn gerollt, sodass ihr Rohr den Hang hinunter zeigte. Eine Kapelle spielte ein fröhliches Lied auf der Hügelkuppe, die ideale Musik zum Töten, und Browne schlug mit den Fingern auf dem Heft seines Degens unwillkürlich den Takt zu der französischen Melodie. »Kümmert euch nicht um diesen dreckigen, französischen Lärm, Jungs!«, brüllte er. *Nicht mehr lange*, dachte er, *nicht mehr lange*. Er wünschte nur, er hätte auch eine Kapelle, die ein ordentliches britisches Stück spielen konnte, doch die hatte er eben nicht, und so sang er aus voller Brust die letzte Strophe von »Hearts of Oak«. »Wir werden sie trotzdem das Fürchten lehren und sie an Land genauso fertigmachen wie zur See! Kopf hoch, Jungs! Und lasst uns mit einer Stimme singen! Für unsere Soldaten! Für unsere Seeleute! Für unsere Generäle! Für unseren König!«

Die Franzosen eröffneten das Feuer.

Die Hügelkuppe verschwand im Pulverdampf. Blitze zuckten aus dem Rauch hervor, und eine gewaltige Explosion erschütterte die Luft, denn auch das Geschütz

hatte gefeuert. Kugeln pfiffen über den Hang, und Browne, der seinen Männern dicht auf den Fersen folgte, hatte den Eindruck, als wäre die Hälfte von ihnen bereits zu Boden gegangen. Er sah Blut auf ihren Köpfen, hörte das Stöhnen, und er wusste, dass bald das Schreien beginnen würde. Dann brüllten die Linienführer im Zentrum: »Aufschließen! Aufschließen!«

»Rauf, Jungs, rauf!«, rief Browne. »Macht sie fertig!« Er hatte mit fünfhundertsechsunddreißig Musketen begonnen, nun hatte er nur noch etwas mehr als dreihundert, und die Franzosen verfügten über mindestens tausend mehr, und als er über einen am Boden zuckenden Körper stieg, sah Browne, dass der Feind schon wieder die Ladestöcke in die Läufe rammte. Es war ein Wunder, dachte er, dass er überhaupt noch am Leben war. Ein Sergeant fiel an ihm vorbei. Der Unterkiefer des Mannes war weggeschossen, und seine Zunge hing in einem Bart aus Blut. »Rauf, Jungs!«, rief Browne. »Rauf zum Sieg!« Eine weitere Kanone feuerte, und drei Männer wurden zurückgeschleudert, schlugen in die Reihen hinter ihnen und verschmierten das Gras mit Blut. »Auf zum Ruhm!«, schrie Browne. Und wieder schossen die französischen Musketen, und ein Junge neben Browne griff sich an den Bauch, riss die Augen auf, und Blut sickerte zwischen seinen Fingern hervor. »Vorwärts!«, brüllte Browne. »Vorwärts!« Eine Kugel riss seinen Dreispitz herum. Browne hatte den Säbel gezogen. Die Franzosen feuerten ihre Musketen ab, kaum dass sie geladen waren. Sie warteten nicht auf den Befehl zur Salve. Rauch quoll den Hügel herab, und Browne hörte, wie die Kugeln Fleisch trafen, und er wusste, dass er seine Pflicht erfüllt hatte. Mehr konnte er nicht tun. Seine überlebenden Männer suchten hinter den kleinsten Felsen oder Dickichten Deckung, und nun erwiderten sie das Feuer wie Plänkler. Zu mehr waren sie auch nicht mehr in der Lage. Die Hälfte von Brownes Männern war entweder tot oder verwundet. Sie lagen überall

auf dem Hügel verstreut, schleppten sich hinunter, verbluteten oder weinten vor Schmerz, und noch immer schlugen Musketenkugeln in ihre gebrochenen Reihen.

Major Browne ging hinter der Linie auf und ab. Dabei konnte von einer Linie eigentlich keine Rede mehr sein. Alle Ordnung war verloren, von Artillerie und Musketen zerschlagen, doch die Lebenden hatten sich noch nicht zurückgezogen. Stattdessen erwiderten sie das Feuer. Sie luden und schossen, und ihr Pulverdampf verbarg sie vor dem Feind. Ihre Münder glühten vom Salpeter in den Patronen, und die Funken aus den Pfannen brannten winzige Löcher in ihre Wangen. Verwundete bemühten sich nach besten Kräften, zur Linie aufzuschließen, und einmal dort, luden und schossen auch sie.

»Gut gemacht, Jungs!«, rief Browne. »Gut gemacht!« Er rechnete nicht mehr damit, diesen Hügel noch lebend zu verlassen, und das machte ihn traurig. Doch es war seine Pflicht, weiter die Linie auf und ab zu gehen und seinen Männern Mut zu machen, während er darauf wartete, dass eine Kugel seinem Leben ein Ende setzte. »Kopf hoch, Jungs!«, sang er. »Auf zum Ruhm!«

Ein Corporal fiel nach hinten, und das Hirn quoll aus seinem Schädel. Der Mann war mit Sicherheit tot, doch sein Mund zuckte noch, und Browne bückte sich und schloss ihm sanft die Lippen.

Blakeney, sein Adjutant, lebte noch, und wie Browne war auch er auf wundersame Weise unverletzt geblieben. »Unsere tapferen Verbündeten«, sagte Blakeney, berührte Browne am Ellbogen und deutete den Hang hinunter. Browne drehte sich um und sah, dass die spanische Brigade, die vom Hügel geflohen war, nun keine Viertelmeile entfernt rastete. Sie saßen einfach in den Dünen. Er drehte sich wieder um. Er glaubte nicht, dass die Spanier ihm noch zur Hilfe kommen würden. »Soll ich sie holen?«, schrie Blakeney über den Lärm der Schüsse hinweg.

»Glauben Sie denn, dass sie kommen würden?«

»Nein, Sir.«

»Und ich kann es ihnen nicht befehlen«, sagte Browne. »Dafür stehe ich im Rang nicht hoch genug. Außerdem sehen die Bastarde doch, dass wir Hilfe brauchen, und sie rühren sich trotzdem nicht. Lassen Sie die feigen Schweine einfach.« Er ging weiter. »Ihr haltet sie auf, Jungs!«, schrie er. »Ihr haltet sie auf!«

Und das stimmte. Die Franzosen hatten Brownes Angriff zerschlagen. Sie hatten die rote Linie gesprengt. Sie hatten das Flankenbataillon aus Gibraltar förmlich zerfetzt, und doch rückten sie nicht vor, um den Überlebenden mit ihren Bajonetten den Garaus zu machen. Stattdessen feuerten sie immer weiter, während die Männer aus Lancashire, die Holy Boys aus Norfolk und die Silver-Tails aus Gloucestershire das Feuer erwiderten. Major Browne schaute zu, wie sie starben. Ein Junge von den Silver-Tails taumelte zurück. Seine linke Schulter war von einem Granatsplitter weggerissen worden und sein Arm hing nur noch an ein paar Sehnen. Er brach zusammen, schnappte nach Luft und rief nach seiner Mutter. Browne kniete nieder und hielt dem Jungen die Hand. Er wollte die Wunde verschließen, doch sie war zu groß, und so sang der Major, der nicht wusste, was er sonst hätte tun sollen, dem Sterbenden etwas vor.

Und am Fuß des Hügels, dort wo der Pinienwald endete, trat General Dilkes' Brigade in zwei Linien an. Da war das 2. Bataillon der 1st Foot Guards, drei Kompanien des 2. Bataillons der 3rd Foot Guards, zwei Kompanien Riflemen und das halbe 67th Regiment of Foot, das irgendwie bei Dilkes gelandet war, und nun blieb den Männern nichts anderes übrig, als mit den Gardisten zu kämpfen. General Dilkes zog seinen Säbel und band sich die Schnur ums Handgelenk. Er hatte den Befehl, den Hügel zu nehmen. Er schaute hinauf und sah die Überlebenden von Brownes Einheit am Hang. Und er sah auch, dass die Männer

zahlenmäßig furchtbar unterlegen waren, und er bezweifelte, dass man die Franzosen jetzt überhaupt noch vom Hügel vertreiben konnte, aber er hatte seine Befehle. Sir Thomas Graham, der ihm diese Befehle erteilt hatte, war dicht hinter den bunten Farben der 3rd Foot Guards, den Schotten, und jetzt schaute er nervös zu Dilkes, als vermute er, Dilkes wolle den Angriff verzögern. »Vorwärts!«, knurrte Dilkes. »Die ganze Brigade vorwärts – Marsch!«

Ein Trommeljunge gab das Signal, atmete tief durch und spielte einen Marschrhythmus.

Die Männer kletterten den Hang hinauf.

Während sein Kollege, Général Ruffin, den Hügel attackierte, rückte Général Laval gegen den Pinienwald vor. Er hatte sechs Bataillone, insgesamt viertausend Mann, die auf breiter Front angriffen. Laval hielt zwei Bataillone hinter den vieren zurück, die in Kolonne vorrückten. Französische Bataillone bestanden nur aus sechs Kompanien, und eine Kolonne war für gewöhnlich zwei Kompanien breit und drei tief. Ihre Trommler trieben sie voran.

Colonel Wheatley wiederum verfügte über zweitausend Mann, um gegen die viertausend zu kämpfen, und erst einmal herrschte Unordnung. Seine Einheiten waren in Marschordnung gewesen, als sie den Befehl erhalten hatten, nach rechts zu schwenken und sich auf den Kampf vorzubereiten, und so war es erst einmal zu Verwirrung gekommen. Zwei Kompanien der Coldstream Guards marschierten mit Wheatleys Männern, doch es war keine Zeit mehr, sie nach Süden zu schicken, wo sie hingehörten, um Dilkes zu unterstützen. Also würden sie unter Wheatley in den Kampf ziehen. Die Hälfte des 67th aus Hampshire fehlte. Die fünf Kompanien hatten sich unter Dilkes’ Befehl wiedergefunden, während die verbliebenen fünf an ihrem richtigen Platz waren, nämlich bei Wheatley. Kurz gesagt, es herrschte Chaos, und in dem dichten Wald konnten die Bataillonsoffiziere ihre Männer nicht sehen, doch die

Kompanieoffiziere und Sergeants taten ihre Pflicht und führten die Rotröcke zwischen den Bäumen hindurch nach Osten.

Die Ersten, die den Wald verließen, waren vierhundert Riflemen und dreihundert portugiesische Plänkler. Viele ihrer Offiziere waren zu Pferd, und die Franzosen, offensichtlich überrascht, plötzlich Feinde aus dem Wald kommen zu sehen, glaubten, von Kavallerie angegriffen zu werden. Dieser Eindruck wurde noch verstärkt, als zehn Geschützzüge mit insgesamt achtzig Pferden links von den Franzosen aus dem Wald hervorbrachen. Sie folgten dem Weg, der nach Chiclana führte, doch kaum waren sie aus dem Wald heraus, da schwenkten sie nach rechts und wirbelten Sand und Staub auf. Die beiden französischen Bataillone, die ihnen am nächsten waren, sahen in dem Staub nur Pferde, und so bildeten sie ein Karree, um sich gegen die vermeintliche Kavallerieattacke zu verteidigen.

Die Kanoniere sprangen von den Protzen, lösten die Geschütze aus ihren Aufhängungen und richteten die Rohre aus, während die Pferde in den Schutz der Pinien zurückgeführt wurden. »Ladet Granaten!«, brüllte Major Duncan. Granaten wurden aus den Protzen geholt, und Offiziere schnitten die Lunten zurecht. Und sie schnitten sie kurz, denn die Franzosen waren schon sehr nah.

Die Froschfresser waren ebenfalls verwirrt. Zwei Bataillone hatten ein Karree gebildet, und der Rest zögerte noch, als die Briten das Feuer eröffneten. Kreischend flogen die Granaten die dreihundert Yards über die Heide, und jede zog eine Rauchfahne hinter sich her. Duncan, der ein Stück von den Batterien entfernt stand, damit ihr Mündungsrauch ihm nicht die Sicht versperrte, sah, wie blau uniformierte Männer von den Granaten beiseitegeschleudert wurden, die dann im Zentrum der Karrees explodierten.

»Gut! Gut!«, rief er, und im selben Augenblick eröffneten die Riflemen und Caçadores das Feuer, und die Franzosen

schienen unwillkürlich zurückzuzucken. Die vorderen Reihen der Kolonnen erwiderten das Feuer, doch die Plänkler waren entlang der gesamten französischen Front verstreut und stellten somit viel zu kleine Ziele für die unhandlichen französischen Musketen dar, während die Franzosen in enger Formation standen. Ein solches Ziel konnte man mit dem Gewehr so gut wie nicht verfehlen.

Die beiden Batterien auf der rechten Flanke der britischen Linien feuerten erneut, dann sah Duncan französische Gespanne, die über die Heide galoppierten. »Kugeln!«, rief er. »Nach rechts ausrichten!« Die Artilleristen verlagerten ihr Ziel. »Zerstört ihre Kanonen!«, befahl Duncan.

Die Franzosen erholten sich allmählich. Die beiden Bataillone, die ins Karree gegangen waren, hatten ihren Fehler erkannt und stellten sich nun wieder in Kolonne auf. Adjutanten ritten zwischen den Bataillonen hindurch und befahlen ihnen, vorzurücken, zu feuern und die offene Formation der Plänkler mit konzentriertem Salvenfeuer zu zerschlagen. Die Trommeln ertönten erneut, signalisierten den Angriff und hielten nur lange genug inne, damit die Männer *»Vive l’Empereur!«* schreien konnten. Der erste Ruf war noch verhalten, doch die Offiziere und Sergeants bellten ihre Männer an, lauter zu schreien, und beim nächsten Mal war es ein richtiger Kriegsschrei: *»Vive l’Empereur!«*

»Tirez!«, brüllte ein Offizier, und die vorderste Linie des 8. Linienregiments feuerte eine Salve gegen die portugiesischen Plänkler. *»Marchez! En avant!«* Jetzt war es an der Zeit, die Verluste hinzunehmen und die Plänkler zu zerschlagen. Die britischen Geschütze hatten ihr Feuer gegen die französische Batterie verlagert, also schlugen auch keine Granaten mehr in ihre Reihen. *»Vive l’Empereur!«* Die acht Reihen hinter der vordersten Linie stiegen über die Toten und Verwundeten. *»Tirez!«* Eine weitere Musketensalve. Viertausend Männer marschierten nun gegen siebenhundert. Die französische Batterie schoss

mit Kartätschen, um die Kolonnen zu unterstützen, und das Gras beugte sich unter der Wucht der Geschosse wie von einem starken Wind. Die portugiesischen Caçadores und die britischen Riflemen wurden zusammengetrieben und zurückgejagt. Immer weiter wichen die Plänkler zurück. Die französischen Musketen kamen immer näher, und ihre Geschütze deckten das Gelände so weit und tief wie möglich ab. Kurz kehrte Ruhe ein, als die französischen Kanoniere ihre Geschütze trotz des britischen Gegenfeuers hundert Schritt nach vorn verlagerten. Sie schossen erneut, und wieder wurden Plänkler zerfetzt. Die Franzosen rochen den Sieg schon, und die vier Bataillone in Front legten einen Zahn zu. Ihr Feuer kam unregelmäßig, weil man in Bewegung nur schwer nachladen konnte, und einige der Männer pflanzten bereits die Bajonette auf.

Die britischen Plänkler liefen fast bis zum Waldrand zurück. Duncans zwei Geschütze zur Linken erkannten die Gefahr, verlagerten ihr Ziel und feuerten Kartätschen auf das vorderste französische Bataillon. Blutüberströmt sanken die Franzosen nieder, als wäre ein Riese mit einer Sense durch ihre Reihen gefahren.

Dann, plötzlich, wimmelte es am Waldrand nur so von Soldaten. Die Silver-Tails bildeten die linke Flanke von Wheatleys Linie, und neben ihnen standen die beiden gestrandeten Kompanien der Coldstream Guards. Goughs Iren wiederum hatten rechts von den Gardisten Stellung bezogen. Dann folgte der Rest des 67th und schließlich, neben den Geschützen, folgten zwei Kompanien der Cauliflowers, des 47th.

»Nicht feuern!«, hallten Rufe den Waldrand entlang.

»Wartet noch!«, bellte ein Sergeant. Einige der Männer hoben ihre Musketen. »Wartet auf den Befehl!«

»Formation nach rechts schwenkt! Nach rechts!«

Es war eine Kakophonie von Stimmen, von Offizieren, die auf ihren Pferden schrien, und von Sergeants, die versuchten, ihre Männer zu sortieren, nachdem sie aus dem Wald gekommen waren. »Schaut euch das an, Jungs! Schaut euch das an! Oh, welch Freude am Morgen!« Major Hugh Gough, der auf einem rotbraunen Wallach saß, ritt hinter sein Bataillon. »Da kommt eine kleine Zielübung auf uns zu marschiert, meine Süßen!«, brüllte er. »Aber wartet noch! Wartet!«

Die neu eingetroffenen Bataillone hatten sich rasch sortiert. »Führt sie nach vorn! Nach vorn!«, schrien Wheatleys Adjutanten, und die zwei Reihen tiefe Linie rückte über die Heide auf die toten und sterbenden Plänkler zu. Eine französische Kanonenkugel schlug in das 67th. Ein Mann wurde in zwei Hälften gerissen, und sein Blut spritzte auf zwölf andere. »Formation schließen! Formation schließen!«

»Halt! Legt an!

»Vive l'Empereur!«

»Feuer!«

Nun drückten die unabänderlichen Regeln der Mathematik dem Kampf ihren Stempel auf. Die Franzosen waren gegenüber den Briten zwei zu eins in der Überzahl, doch die vorderen vier französischen Bataillone waren in neun Reihen aufgestellt und hatten damit zweiundsiebzig Mann pro Reihe. Und vier Bataillone mit je zweiundsiebzig Mann pro Reihe bildeten eine Linie von weniger als dreihundert Musketen. Sicher, die Männer in der zweiten Reihe konnten über die Schultern ihrer Kameraden hinweg feuern, aber auch so konnten Lavals viertausend Mann nicht mehr als sechshundert Musketen gegen die britische Linie einsetzen, wo jeder schießen konnte, und Wheatleys Linie war vierzehnhundert Mann stark. Die Plänkler, die den französischen Vormarsch lange genug aufgehalten hatten, rannten auf die Flanken.

Dann eröffnete Wheatleys Linie das Feuer.

Die Musketenkugeln schlugen in die Angriffsspitzen der Franzosen. Vom Pulverdampf verborgen, luden die Rotröcke nach. »Zugweise feuern!«, riefen die Offiziere, und die folgenden Salven kamen in Wellen. Nur jeweils ein halbe Kompanie feuerte zugleich, dann die andere Hälfte, sodass der Kugelhagel niemals aufhörte.

»Zielt tief!«, brüllte ein Offizier.

Kartätschen kreischten durch den Rauch. Ein Mann taumelte zurück. Er hatte ein Auge verloren und sein Gesicht war nur noch ein blutiger Klumpen, doch der Blutzoll in den französischen Reihen war noch wesentlich höher. Die britischen Kugeln richteten ein furchtbares Gemetzel unter ihnen an.

»Verdammt«, knurrte Sharpe. Er war an der rechten Flanke der britischen Linie aus dem Wald gekommen. Ein Stück rechts von ihm standen Duncans Geschütze, die bei jedem Schuss drei, vier Schritt zurücksprangen. Und neben den Geschützen kämpften die Reste der portugiesischen Plänkler, während links von Sharpe die britische Linie begann. Sharpe schloss sich den Portugiesen in ihren braunen Uniformen an. Die Männer sahen ausgemergelt aus, die Gesichter schwarz von Pulver und die Augen weiß. Es war ein neu aufgestelltes Bataillon, das noch nie im Kampf gewesen war, aber sie hatten ihre Arbeit gemacht, und jetzt feuerten die Rotröcke Salven. Doch die Portugiesen hatten auch schwere Verluste erlitten. Sharpe sah viel zu viele braune Leichen vor den französischen Bataillonen. Und er sah auch Grünröcke dort, alle links der britischen Linie.

Die französischen Bataillone verbreiterten ihre Front, aber das machten sie nicht gut. Jeder Mann versuchte, einen Platz zu finden, von wo aus er schießen konnte, oder suchte Deckung hinter seinen tapfereren Kameraden, während Unteroffiziere sie gleichzeitig hin und her schubsten.

Kartätschenkugeln kreischten Sharpe um die Ohren, und instinktiv schaute er hinter sich, um sicherzugehen, dass keiner seiner Männer getroffen worden war. Sie waren unverletzt, doch neben Sharpe kippte ein portugiesischer Plänkler nach hinten. Ein Geschoss hatte ihm die Kehle zerrissen.

»Ich habe ja gar nicht gewusst, dass Sie bei uns sind!«, rief eine Stimme. Sharpe drehte sich um und sah Major Duncan auf sich zureiten.

»Ja, ich bin hier«, erwiderte Sharpe.

»Können Ihre Gewehre diesen Kanonieren den Schneid abkaufen?«

Die sechs französischen Geschütze waren direkt an die Front verlegt worden. Zwei hatten Duncans Kugeln bereits ausgeschaltet, doch die anderen deckten die linke Flanke der Briten mit Kartätschen ein. Das Problem war nur, dass eine Kanone beim Feuern eine riesige dichte Rauchwolke erzeugte, die auf Entfernung sogar noch undurchdringlicher wurde. Und die Distanz war groß, selbst für ein Gewehr. Trotzdem rief Sharpe seine Männer nach vorn zu den Portugiesen und befahl ihnen, die französischen Kanoniere unter Beschuss zu nehmen. »Das ist alles ziemlich sicher, Pat«, sagte er zu Harper. »Mit Kämpfen hat das nichts zu tun.«

»Es ist uns stets ein Vergnügen, einen Kanonier zu erschießen, Sir«, erwiderte Harper. »Stimmt das nicht, Harris?«

Harris, der gerade noch so vehement seinen Unwillen bekundet hatte, zu kämpfen, spannte den Hahn. »In der Tat, Sergeant. Stets ein Vergnügen.«

»Dann gönn dir den Spaß. Knall einen verdammten Kanonier ab.«

Sharpe schaute zu der französischen Infanterie, doch außer Rauch konnte er nicht viel sehen. Allerdings erkannte er

zwei Adler und daneben die kleinen Fahnen an den Hellebarden der Männer, die mit dem Schutz der Adler betraut waren. Und er hörte, dass die Trommler noch immer den *pas de charge* spielten, obwohl der französische Angriff zum Stillstand gekommen war. Der Lärm war ohrenbetäubend. Eine gnadenlose Salve folgte auf die andere, und wenn Sharpe die Ohren spitzte, dann konnte er hören, wie Kugeln in Holz, Erde und Fleisch einschlugen, gemischt mit dem Schreien der Getroffenen. Und wie immer staunte er über den Mut der Franzosen. Sie wurden hart getroffen, und doch hielten sie stand. Sie duckten sich hinter die Toten, traten zur Seite, um Verwundete nach hinten zu lassen, und die ganze Zeit über feuerten sie eine Salve nach der anderen.

Eine Ordnung vermochte Sharpe beim Feind jedoch nicht zu erkennen. Die Kolonnen hatten sich aufgelöst, und die tiefe Reihe der Franzosen wurde immer breiter und breiter, je mehr Männer sich einen Platz zum Schießen suchten, doch noch immer war ihre Linie kürzer als die der Briten. Nur die Briten und Portugiesen kämpften in zwei Reihen. Die Franzosen bildeten immer drei, doch diese Linie war ohnehin nur ein ungeordneter Haufen, sechs, sieben Mann tief.

Ein drittes französisches Geschütz wurde getroffen. Eine Kugel zerschlug das Rad, und die Kanone kippte auf die Seite. »Guter Schuss!«, rief Duncan. »Eine Extraration Rum für die Schützen!« Er hatte keine Ahnung, welches seiner Geschütze den Schaden verursacht hatte, also würde er nach der Schlacht einfach allen eine Extraration geben.

Ein Windstoß blies den Rauch vor der französischen Batterie weg, und Duncan sah, wie ein Kanonier ein neues Rad herbeiholte. Hagman, der zwischen den Portugiesen kniete, entdeckte einen weiteren Kanonier, der gerade das nächste französische Geschütz zünden wollte, eine Haubitze. Hagman schoss, und der Kanonier verschwand hinter dem kurzen Rohr.

Die Briten hatten keine Musik, die sie hätte inspirieren können. Auf den Schiffen war kein Platz für Instrumente gewesen, aber die Musiker waren mitgekommen, und nun taten sie das, was sie immer in einer Schlacht taten: Sie bargen die Verwundeten und brachten sie zu den Ärzten zwischen den Bäumen zurück. Der Rest der Rotröcke kämpfte weiter. Sie taten, wozu sie ausgebildet waren, und das war das Schießen mit der Muskete. Laden, schießen – laden, schießen. Patrone rausholen, aufbeißen, etwas Pulver auf die Pfanne geben, Pfanne schließen, Muskete auf den Boden stellen, den Rest des Pulvers in den heißen Lauf schütten, Papier reinstoßen, um das Pulver im Lauf zu halten, und in dem Papier war die Kugel. Dann anlegen, Hahn spannen, sich daran erinnern, tief zu zielen, weil die Waffe wie ein Esel trat, auf den Befehl warten und abdrücken. »Fehlschuss!«, rief ein Mann. Damit meinte er, dass das Pulver auf der Pfanne gezündet hatte, das im Lauf aber nicht. Ein Corporal riss ihm die Muskete aus der Hand und gab ihm die eines Toten, dann legte er die Waffe mit der Fehlzündung ins Gras hinter sich. Andere Männer hielten kurz inne, um einen neuen Zündstein einzuspannen, doch die Salven als Ganzes hörten nicht auf.

Allmählich organisierten sich die Franzosen wieder, aber sie würden nie so schnell schießen wie die Rotröcke. Die Rotröcke waren Berufssoldaten, während es sich bei den Franzosen größtenteils um Wehrpflichtige handelte. Nach ihrer Einberufung waren sie in den Kasernen zwar ausgebildet worden, allerdings hatte man ihnen nie gestattet, mit echtem Pulver zu schießen. Wenn ein Brite dreimal feuerte, schoss ein Franzose nur zweimal, und so waren die Regeln der Mathematik schon wieder auf Seiten der Rotröcke.

All das änderte jedoch nichts an der Tatsache, dass die Franzosen den Briten zahlenmäßig deutlich überlegen waren, und je breiter ihre Linie wurde, desto mehr

gewährten die Götter der Mathematik ihre Gunst den Blauröcken. Immer mehr Soldaten des Kaisers konnten ihre Musketen in Anschlag bringen, und mehr und mehr Rotröcke wurden in den Wald zurückgetragen. Auf der linken Flanke der britischen Linie, wo es keine Artillerie zur Unterstützung gab, wurden die Silver-Tails hart getroffen. Inzwischen hatten Sergeants den Befehl über die Kompanien. Und sie standen einer zweifachen Übermacht gegenüber, denn Laval hatte eines seiner Reservebataillone nach vorn geschickt, um den Angriff zu verstärken. Die beiden Armeen standen sich wie zwei Boxer gegenüber. Jeder Schlag forderte Blut, doch keiner wollte zurückweichen. Es lief alles darauf hinaus, wer mehr Schmerzen ertragen konnte.

»Sie, Sir, Sie!«, schnappte eine Stimme hinter Sharpe. Besorgt drehte er sich um und sah einen Colonel zu Pferd, doch der Colonel schaute nicht zu Sharpe. Er funkelte Capitán Galiana an. »Wo zum Teufel sind Ihre Männer? Sprechen Sie überhaupt Englisch? Um Himmels willen, frag ihn doch jemand, wo seine Männer sind!«

»Ich habe keine Männer«, gestand Galiana rasch auf Englisch.

»Um Himmels willen, warum schickt General Lapena uns keine Verstärkung?«

»Ich werde ihn finden, Señor«, sagte Galiana. Endlich hatte er etwas Nützliches zu tun, und so sprang er aufs Pferd und galoppierte zum Wald.

»Sagen Sie ihm, dass ich ihn zu meiner Linken sehen will!«, brüllte der Colonel ihm hinterher. »Zu meiner Linken!« Der Colonel war Wheatley, der den Befehl über die Brigade hatte. Er ritt zum 28th zurück, den Dandys, den Silver-Tails und den Slashers, von denen mehr und mehr tot zu Boden sanken. Letztere waren das Bataillon, das den Spaniern in Bermeja am nächsten stand, doch Bermeja war mehr als eine Meile entfernt.

Lapena hatte dort neuntausend Mann. Sie saßen im Sand, die Musketen über den Knien, und aßen den Rest ihrer Rationen. Und eintausend Spanier beobachteten die Franzosen auf der anderen Seite des Almanza, doch die Franzosen dort rührten sich nicht. Die Kämpfe am Rio Sancti Petri hatten schon längst aufgehört, und ermutigt vom Schweigen der Waffen waren die Reiher wieder ins Schilf zurückgekehrt.

Sharpe hatte sein Fernrohr herausgeholt. Seine Riflemen feuerten noch immer auf die französischen Kanoniere, doch nur eines der feindlichen Geschütze war überhaupt noch unbeschädigt. Das war die Haubitze, und Duncan hatte die Mannschaft mit einer fein gezielten Kartätsche erledigt.

»Schaltet die nächstbesten von den Bastarden da aus«, sagte Sharpe zu seinen Männern und deutete auf die französische Linie, die er durch das Fernrohr beobachtete. Was er sah, waren Rauch und blaue Röcke. Er nahm das Fernrohr herunter.

Sharpe hatte das Gefühl, dass die Schlacht irgendwie zum Stillstand gekommen war. Natürlich ging das Schießen und Töten weiter, aber keine der beiden Seite versuchte, die Situation zu verändern. Beide Seiten dachten nach, warteten und töteten dabei, und Sharpe hatte den Eindruck, dass die Franzosen allmählich den Vorteil errangen, obwohl das Musketenfeuer der Rotröcke ihnen arg zugesetzt hatte. Sie hatten mehr Männer, also konnten sie es sich leisten, das Musketenduell zu verlieren, und ihr Zentrum rückte langsam vor. Allerdings schien das kein absichtliches Manöver zu sein, sondern mehr in der Tatsache begründet zu liegen, dass die Männer in den hinteren Reihen nach vorn drückten. Die linke Flanke der Franzosen steckte jedoch fest. Duncans Artillerie hatte sie festgenagelt und die französischen Geschütze aus dem Kampf genommen, doch die rechte Flanke der Froschfresser und ihr Zentrum lagen nicht unter Artilleriebeschuss.

Inzwischen waren sie über die Leichenberge hinweggestiegen, die von ihrer vordersten Reihe übrig geblieben waren, und sie wurden allmählich mutiger. Ihre Salven mochten nach britischem Standard zwar uneffektiv sein, aber sie forderten ihren Tribut. Die Franzosen hatten das Schlimmste ertragen, was die Rotröcke ihnen entgegenschleudern konnten, und nun rückten sie langsam gegen ihren geschwächten Feind vor.

Sharpe ging ein paar Schritte zurück und schaute hinter die britische Linie. Nirgends war auch nur ein Spanier zu sehen, und er wusste, dass die Briten keine Reserven mehr hatten. Wenn die Männer auf der Heide es nicht schafften, dann mussten die Franzosen gewinnen, und die Armee würde zerschlagen werden.

Sharpe kehrte wieder zu seinen Männern zurück, die inzwischen auf die französische Infanterie feuerten. Über den Köpfen der Franzosen war ein Adler zu sehen, und neben dem Adler ritt eine Gruppe Reiter. Sharpe richtete sein Fernrohr auf sie, und kurz bevor der Pulverdampf die Standarte wieder verdecken konnte, da sah er ihn.

Colonel Vandal.

Vandal schwenkte seinen Hut und trieb seine Männer vorwärts. Sharpe sah den weißen Federbusch auf dem Hut und den schmalen schwarzen Schnurrbart, und blinde Wut erfüllte ihn. »Pat!«, schrie er.

»Sir?« Sharpes Tonfall ließ Harper besorgt die Stirn runzeln.

»Ich habe den Bastard gefunden«, verkündete Sharpe und nahm das Gewehr von der Schulter. Bis jetzt hatte er nicht geschossen, doch nun spannte er den Hahn.

Und die Franzosen rochen den Sieg. Es würde ein hart erkämpfter Triumph sein, doch ihre Trommler mobilisierten den letzten Rest ihrer Kraft, und ein Ruck ging durch die Linie. *»Vive l’Empereur!«*

Mindestens dreißig Offiziere waren von San Fernando aus nach Süden geritten. Als Sir Thomas’ Streitmacht losgesegelt war, waren sie auf der Isla de León geblieben, und an diesem Dienstagmorgen waren sie von Musketenfeuer geweckt worden, und weil sie nicht im Dienst waren, hatten sie ihre Pferde gesattelt und waren nach Süden geritten, doch nur, um dort zu sehen, was jenseits des Rio Sancti Petri geschah.

Sie ritten am langen Strand der Isla de León nach Süden, wo sie sich einer Gruppe Neugieriger aus Cadiz anschlossen, die ebenfalls in Richtung Schlacht ritten. Sogar einige Kutschen fuhren durch den Sand. Nicht jeden Tag wurde eine Schlacht so nahe an einer Stadt ausgetragen, und das Schießen, das die Fenster in Cadiz hatte klappern lassen, hatte Dutzende von Schaulustigen auf die Landenge hinausgezogen.

Der griesgrämige spanische Offizier, der die Pontonbrücke bewachte, tat sein Bestes, um die Zivilisten davon abzuhalten, den Fluss zu überqueren, doch als ein offener Zweispänner auf ihn zuraste, konnte er nichts dagegen tun. Der Kutscher war ein britischer Offizier, sein Passagier eine Frau. Und der Offizier drohte dem Spanier mit der Peitsche, wenn er nicht sofort die Barrikade aus dem Weg räumte. Es war allerdings weniger die Drohung mit der Peitsche als vielmehr die aufwendigen Silberlitzen an der Uniform des Offiziers, was den Spanier nachgeben ließ. Mürrisch schaute er zu, wie der Zweispänner die wacklige Brücke überquerte. Er hoffte, das Gefährt würde wegrutschen und die Passagiere in den Fluss fallen, doch die beiden Pferde wurden von geschickten Händen gelenkt, und die leichte Kutsche erreichte sicher das andere Ufer. Die anderen Kutschen waren zwar zu groß für die Brücke, doch die Reiter folgten dem Zweispänner.

Was sie jenseits des improvisierten spanischen Forts fanden, das die Pontonbrücke bewachte, war ein Strand

voller spanischer Soldaten, die sich ausruhten. Kavalleriepferde waren im Sand gehobbelt, und ihre Reiter hatten sich die Hüte aufs Gesicht gelegt, um besser schlafen zu können. Einige spielten Karten, und Zigarrenrauch trieb über den Strand. Ein gutes Stück weiter vorn erhob sich ein Hügel über dem Dorf Barrosa, und dessen Kuppe war in eine andere Art von Rauch gehüllt, und weiterer Rauch stieg in einer schmutzigen Wolke über dem Pinienwald im Osten auf. Doch am Strand neben dem Fluss war alles ruhig.

Und es war auch ruhig in Bermeja, wo sich General Lapena mit seinem Stab an einem kalten Schinken gütlich tat. Überrascht schaute er zu, wie der Zweispänner an ihnen vorbei und über den Weg raste, der aus dem Dorf führte. »Das war ein britischer Offizier«, bemerkte er. »Aber der fährt in die falsche Richtung!«

General Lapena erhielt höfliches Lachen als Antwort darauf. Ein paar von seinen Stabsoffizieren war es jedoch peinlich, dass sie untätig hier herumsaßen, während die Briten kämpften. Das galt vor allem für General Zayas, dessen Männer Villattes Division vom Strand vertrieben hatten. Zayas hatte um die Erlaubnis gebeten, seine Truppen nach Süden verlegen und sich dem Kampf anschließen zu dürfen, eine Bitte, der noch zusätzliches Gewicht verliehen worden war, als Capitán Galiana eingetroffen war und Colonel Wheatleys Hilfeersuchen übermittelt hatte. Lapena hatte die Bitte jedoch kurz und knapp abgelehnt. »Unsere Verbündeten«, erklärte er großspurig, »decken lediglich unseren Rückzug. Und hätten sie ihre Befehle befolgt, dann müssten sie jetzt auch nicht kämpfen. Wir müssen jetzt allerdings hierbleiben, um ihnen einen sicheren Rückzug zu ermöglichen.« Er schaute Galiana streitlustig an. »Und was haben Sie eigentlich hier verloren?«, verlangte er wütend zu wissen. »Sind Sie nicht in der Stadt stationiert?«

Galiana, dessen Nervosität dafür gesorgt hatte, dass er sein Ersuchen ein wenig harsch, ja sogar unverschämt

vorgetragen hatte, wagte es noch nicht einmal zu antworten. Er schaute den General nur verächtlich an, wendete sein müdes Pferd und ritt in den Wald zurück. »Sein Vater war schon ein unverschämter Narr«, sagte Lapena, »und der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Man sollte ihm endlich einmal Disziplin beibringen. Ein Posten in Südamerika wäre nicht schlecht, irgendwo, wo es Gelbfieber gibt.«

Niemand sprach für einen Moment. Lapenas Kaplan goss Wein ein, doch General Zayas legte die Hand auf sein Glas. »Lassen Sie mich wenigstens über den Almanza angreifen«, versuchte er, Lapena zu überreden.

»Wie lauten Ihre Befehle, General?«

»Ich bitte Sie gerade darum«, erwiderte Zayas trotzig.

»Ihre Befehle«, sagte Lapena, »lauten, dass Sie die Brücke zu beschützen haben. Das ist Ihre Pflicht, und es ist das Beste, wenn Sie bleiben, wo Sie sind.«

Und so blieben die spanischen Truppen am Rio Sancti Petri, während der Zweispänner nach Süden raste. Der Kutscher war Brigadier Moon, der sich die Kutsche an einer Poststelle vor der Stadt geliehen hatte. Er hätte es zwar vorgezogen zu reiten, doch sein gebrochenes Bein machte das ausgesprochen schmerzhaft. Allerdings war der Zweispänner nur etwas angenehmer. Die Federn waren hart, und obwohl Moon sein verletztes Bein auf die Blende gelegt hatte, die verhinderte, dass ihm der Sand ins Gesicht flog, den die Pferde aufwirbelten, schmerzten die heilenden Knochen nach wie vor. Dann sah Moon einen Weg, der vom Pfad in den Wald führte. Er bog darauf ein in der Hoffnung, dass die Pferde mehr Halt darauf hatten, und das war auch so. Moon lenkte das Gespann in den Schatten der Bäume. Seine Verlobte klammerte sich an die Seiten der Kutsche und den Arm des Brigadiers. Sie nannte sich selbst die Marquesa de

San Augustin, verwitwet. »Ich werde Sie nicht dorthin bringen, wo die Kugeln fliegen, meine Liebe«, sagte Moon.

»Sie enttäuschen mich«, erwiderte sie. Sie trug einen schwarzen Hut, an dem ein ebenso schwarzer Schleier hing.

»Eine Schlacht ist kein Ort für eine Frau, besonders nicht für eine so schöne.«

Sie lächelte. »Ich würde gern einmal eine Schlacht sehen.«

»Und das werden Sie auch, meine Liebe, das werden Sie. Aber aus sicherer Entfernung. Ich hingegen werde wohl hinaufhumpeln und meinen Kameraden ein wenig zur Hand gehen.« Moon schlug auf die Krücken, die neben ihm lagen. »Aber Sie werden bei der Kutsche bleiben. Bleiben Sie in Sicherheit.«

»Bei Ihnen fühle ich mich immer sicher«, sagte die Marquesa. Nach der Hochzeit, so hatte der Brigadier ihr erklärt, wäre sie Lady Moon. »La Doñ a Luna«, sagte sie und drückte seinen Ellbogen, »wird bei Ihnen stets in Sicherheit sein.« Der Brigadier antwortete auf ihre liebevolle Geste mit einem lauten Lachen. »Was soll das denn?«, verlangte die Marquesa beleidigt zu wissen.

»Ich habe mich gerade an Henry Wellesleys Gesicht erinnert, als ich Sie ihm gestern Abend vorgestellt habe«, antwortete der Brigadier. »Er hat wie der Vollmond ausgesehen.«

»Also auf mich hat er einen sehr netten Eindruck gemacht«, bemerkte die Marquesa.

»Er war eifersüchtig! Das habe ich ihm deutlich angesehen. Dabei wusste ich gar nicht, dass er Frauen mag. Ich dachte immer, deshalb sei ihm die Frau weglaufen, aber gestern? Dass er *Sie* mag, war ihm deutlich anzusehen. Vielleicht habe ich den Mann doch falsch eingeschätzt.«

»Er war außerordentlich höflich.«

»Er ist ein verdammter Botschafter, da sollte er auch verdammt höflich sein. Dafür ist er ja da.« Der Brigadier verstummte. Er hatte einen Weg entdeckt, der nach Osten durch den Wald führte, und die Kurve war scharf, aber er meisterte sie gekonnt. Der beste Kutscher hätte nicht besser fahren können. Der Schlachtenlärm war inzwischen laut. Der Kampf konnte nicht mehr weit entfernt sein, also zügelte Moon die Pferde. Auf beiden Seiten des Weges lagen Verwundete.

»Schauen Sie nicht hin, meine Liebe«, sagte Moon. Da war ein Mann ohne Hose, der sich am Boden wand. Sein Gemächt war nur noch ein blutiger Fleischklumpen. »Ich hätte Sie nicht mitnehmen dürfen«, krächzte Moon.

»Ich will aber Ihre Welt kennenlernen«, erwiderte die Marquesa und drückte ihm erneut den Ellbogen.

»Dann müssen Sie mir ihren Schrecken verzeihen«, erwiderte Moon galant und zog dann die Zügel an, denn er war aus dem Wald herausgekommen. Die Linie der Rotröcke war nur noch hundert Schritt entfernt, und zwischen ihr und der Kutsche lagen überall Tote und Verwundete und weggeworfene Waffen. »Das ist weit genug«, erklärte der Brigadier.

Die Franzosen hatten das Rad eines Zwölfpfünders ersetzt und wuchteten das Geschütz nun wieder in seine ursprüngliche Position zurück, aber der kommandierende Offizier der Batterie wusste, dass er dort nicht würde bleiben können, denn die feindlichen Kanonen hatten ihn im Visier. Er war schon gezwungen gewesen, seine Haubitze in der vorgeschobenen Position aufzugeben, doch er dachte nicht daran, auch sein letztes Geschütz zu verlieren, das mit einer Granate geladen war. So befahl er dem Geschützführer, die Granate auf die Rotröcke abzufeuern und sich dann rasch zurückzuziehen. Der Zündstock wurde an das Luntenloch gehalten, das Pulver zündete, und die Kanone feuerte und hinterließ eine gewaltige Dampfwolke, in deren Schutz der

Batteriekommandeur seine letzte Waffe in Sicherheit bringen konnte.

Die Granate krachte in die Reihen des 67th, wo sie einem Corporal die Eingeweide herausriss und einem Private die linke Hand nahm. Dann fiel sie zwanzig Schritt hinter den Hampshiremen zu Boden. Die Zündschnur sprühte Funken wie verrückt, während das Geschoss weiter zu den Pinien rollte.

Moon sah die Granate kommen und trieb die Pferde nach rechts, weg von dem Geschoss. Er nahm die Zügel in die rechte Hand, in der er bereits die Peitsche hielt, und schlang den linken Arm um die Marquesa, um sie zu beschützen. Dann explodierte die Granate. Splitter pfiffen über ihre Köpfe hinweg, und einer bohrte sich in den Bauch eines der beiden Pferde. Voller Panik ging das Tier durch, als wäre der Teufel persönlich hinter ihm her. Das andere Pferd ließ sich von der Panik anstecken und war nun auch nicht mehr zu halten. Der Brigadier riss an den Zügeln, doch der Lärm, der Schmerz und der Gestank waren einfach zu viel für die Pferde, und so rannten sie verzweifelt und mit weit aufgerissenen Augen nach rechts. Sie entdeckten eine Lücke in der britischen Linie und galoppierten panisch hindurch.

Der leichte Zweispänner schwankte bedrohlich, sodass sich der Brigadier und die Marquesa nur noch festhalten konnten. Sie schossen durch die Lücke, und vor ihnen waren nur noch Rauch, Leichen und dahinter freier Raum und dann wieder Rauch. Erneut riss der Brigadier mit aller Kraft an den Zügeln, das linke Rad des Zweispänners blieb an einer Leiche hängen und die Kutsche kippte. Derartige Zweispänner waren auch so schon berüchtigt ob ihrer Unfallgefahr, und nun wurde die Marquesa hinausgeschleudert und der Brigadier folgte ihr. Er schrie, als sein geschientes Bein beim Sturz noch einmal gegen die Kutsche prallte. Seine Krücken flogen durch die Luft, und die Pferde rissen sich los und verschwanden irgendwo auf der

Heide. Moon und die Frau, von der er hoffte, dass sie einst Doñ a Luna werden würde, lagen dicht neben der aufgegebenen Haubitze auf der Flanke der französischen Kolonne.

Und die setzte sich nun ruckartig in Bewegung und schrie: *»Vive l'Empereur!«*

KAPITEL 12

Sir Thomas Graham machte sich große Vorwürfe. Hätte er drei britische Bataillone auf dem Cerro del Puerco stationiert, der Hügel wäre nie an die Franzosen gefallen. Doch nun war genau das geschehen, und Sir Thomas musste auf Colonel Wheatley vertrauen, dass er die lange Linie am Wald hielt, während Dilkes' Männer Sir Thomas' Fehler korrigierten. Wenn sie scheiterten, wenn die französische Division den Hügel herunterkam und nach Norden strömte, dann wären sie in Wheatleys Rücken, und ein Massaker wäre die Folge. Also mussten die Franzosen vom Hügel verjagt werden.

Général Ruffin hatte vier Bataillone auf der Hügelkuppe und zwei Grenadierbataillone in Reserve. Diese Männer waren schlicht die größten Männer der Infanterie und berühmt für ihre Wildheit im Kampf. Maréchal Victor wusste genauso gut wie Sir Thomas, dass der Hügel der Schlüssel zum Sieg war, und so war er zu Ruffin neben die Ruine der Kapelle geritten. Von dort konnte Victor sehen, wie Lavals Division auf den Wald vorrückte. Gut. Er würde sie kämpfen lassen und Ruffins Männer zur Unterstützung schicken. Eine spanische Infanteriebrigade rastete nicht weit vom Dorf entfernt, doch aus irgendeinem Grund nahmen sie nicht an den Kämpfen teil, während der Rest der spanischen Armee schon ein gutes Stück weiter nördlich stand und nicht die geringsten Anstalten machte, sich zu rühren.

Ruffins Front aus vier Bataillonen zählte knapp über zweitausend Mann. Wie die Franzosen auf der Heide waren sie in Kolonne angetreten, und unter ihnen am Hang lagen Hunderte von Leichen, die Überreste von Brownes Bataillon. Jenseits der Leichen wiederum waren Rotröcke, die offenbar den Cerro del Puerco zurückerobern wollten. »Fünfzehnhundert Hummer?«, schätzte Victor die Zahl der Neuankömmlinge.

»Das schätze ich auch, ja«, bestätigte Ruffin. Er war ein großer Mann, weit über sechs Fuß.

»Ich glaube, das ist die englische Garde«, sagte Victor. Er schaute durch sein Fernrohr auf Dilkes’ Brigade und sah deutlich die blauen Regimentsfarben der 1st Foot Guards. »Sie opfern ihre Besten«, fügte der Maréchal fröhlich hinzu. »Und wir werden ihnen dabei behilflich sein. Wir werden die Bastarde vernichten!«

Die Bastarde hatten begonnen, den Hügel hinaufzusteigen. Es waren vierzehnhundert, größtenteils Gardisten, dazu aber auch die Hälfte des 67th auf der rechten Flanke, dahinter die Hampshiremen und am nächsten zum Meer die Riflemen. Sie rückten langsam vor. Einige hatten schon mehr als eine Meile im Eilmarsch hinter sich, bevor sie den Hügel überhaupt erreicht hatten, und da sie vorher auch noch die ganze Nacht hindurch marschiert waren, waren sie nun zu Tode erschöpft. Sie folgten jedoch nicht dem Weg, den Major Browne genommen hatte, sondern stiegen näher am Strand den Hang hinauf. Dort war es wesentlich steiler, und die französischen Geschütze konnten ihre Rohre nicht so weit absenken. Und sie kamen in Linie, doch diese Linie löste sich in dem Gelände rasch auf, und die Briten verstreuten sich immer mehr am Hang.

Maréchal Victor nahm einen Becher Wein von seinem Adjutanten an. »Lassen Sie sie bis fast zum Gipfel kommen«, schlug er Ruffin vor. »Dort können die Kanonen sie dann zerlegen. Heizen Sie ihnen mit Kartätschen und Salven ein und rücken Sie dann vor.«

Ruffin nickte. Genau das hatte er ohnehin geplant. Der Hügel war steil, und nach gut drei Vierteln des Weges würden die Briten außer Atem sein, und genau dann würden die Franzosen mit ihren Geschützen und Musketen zuschlagen. Ruffin würde Löcher in ihre Reihen reißen und seine vier Bataillone anschließend mit dem Bajonett vorrücken lassen. Er würde die Briten hinwegfegen. Chaos

wäre die Folge, noch bevor sie den Fuß des Hügels erreichten, und dann konnten die Infanterie und die Dragoner sie auf dem Strand endgültig fertigmachen. Gleichzeitig konnte er dann die Grenadiere gegen die Südflanke der britischen Brigade schicken, dachte er.

Die Rotröcke stiegen weiter hinauf. Sergeants bemühten sich, die Linie zusammenzuhalten, doch das war hoffnungslos in diesem Terrain. Französische Voltigeure, Plänkler, waren ein Stück weit den Hang hinuntergegangen und feuerten auf die Angreifer.

»Erwidert das Feuer nicht!«, rief Sir Thomas. »Spart euch die Munition! Oben werden wir ihnen eine Salve geben! Nicht feuern!« Eine Kugel riss Sir Thomas den Hut vom Kopf, doch ohne das weiße Haar auch nur zu streifen. Er trieb sein Pferd vorwärts. »Seid tapfer, Jungs!«, rief er. »Rauf mit euch!« Er ritt zwischen den hinteren Reihen der 3rd Foot Guards, seinen geliebten Schotten. »Das ist unser Land, Jungs! Jagen wir die Bastarde in die Flucht!«

Major Brownes Männer – oder zumindest die, die überlebt hatten – waren noch immer auf dem Hügel und schossen nach oben. »Hier kommt die Garde, Jungs!«, schrie Browne. »Jetzt wette ich sogar wieder einen Pfifferling auf euch!« Er hatte zwei Drittel seiner Offiziere verloren und über die Hälfte seiner Männer, und er rief den Überlebenden zu, die Formation zu schließen und an die Flanke der 1st Foot Guards zu marschieren.

»Was für Narren«, bemerkte Maréchal Victor eher verwirrt als verächtlich. Fünfzehnhundert Mann wollten einen zweihundert Fuß hohen Hügel einnehmen, der von Artillerie und fast dreitausend Infanteristen gehalten wurde? Aber egal. Die Dummheit der Briten war seine Chance. »Geben Sie ihnen eine Salve, sobald die Artillerie gefeuert hat«, sagte er zu Ruffin, »und dann rennen Sie mit den Bajonetten den Hügel hinunter.« Er ritt zur Batterie. »Warten Sie, bis sie auf halbe Pistolenschussweite heran sind«, befahl er dem

kommandierenden Artillerieoffizier. Auf diese Entfernung konnten die Kanonen nicht vorbeischießen. Es würde ein Massaker werden. »Was haben Sie geladen?«

»Kartätschen.«

»Guter Mann«, sagte Victor. Er schaute auf die bunten Regimentsfarben der 1st Foot Guards, und vor seinem geistigen Auge sah er bereits, wie diese beiden Fahnen bei einer Parade durch Paris getragen wurden. Der Kaiser würde sehr zufrieden mit ihm sein. Die Fahnen der persönlichen Garde des Königs von England! Vermutlich würde der Kaiser sie als Tischtuch benutzen oder auch als Laken auf dem Bett, das er sich mit seiner neuen österreichischen Braut teilte. Victor konnte sich ein lautes Lachen nicht verkneifen.

Die Voltigeure stiegen inzwischen wieder den Hügel hinauf, denn die britische Linie rückte immer näher heran. *Sie sind fast da*, dachte Victor. Er würde sie bis fast auf den Gipfel kommen lassen, denn dann würden die Briten direkt vor den sechs Geschützen stehen. Victor warf einen letzten Blick in Richtung Norden zu Laval, und er sah, dass dessen Kolonnen immer dichter an den Wald heranrückten. In einer halben Stunde, dachte er, würde diese kleine britische Armee zusammenbrechen. Anschließend würde es noch einmal gut eine Stunde dauern, bis sich seine Truppen neu formiert hatten, um die Spanier am Strand anzugreifen. Wie viele Fahnen und Standarten würde er wohl nach Paris schicken? Ein Dutzend? Zwanzig? Vielleicht genug, um alle Betten des Kaisers neu zu beziehen.

»Jetzt, mon Maréchal?«, fragte der Artillerieoffizier.

»Warten Sie. Warten Sie«, antwortete Victor. Er wusste, dass ihm der Sieg gehörte, und so drehte er sich nun um und winkte den beiden Grenadierbataillonen zu, die er in Reserve hatte. »Vorwärts!«, rief er dem kommandierenden Offizier zu, Général Rousseau. Jetzt war nicht mehr die Zeit, um irgendjemanden in Reserve zu halten. Jetzt war die Zeit,

all seine Männer, alle dreitausend, gegen weniger als halb so viel Feinde zu werfen. Victor zupfte seinem Adjutanten am Ärmel. »Sagen Sie der Kapelle, ich will die *Marseillaise* hören!« Er grinste. Der Kaiser hatte die Marseillaise verboten. Er mochte ihren revolutionären Grundton nicht, doch Victor wusste, dass das Lied nach wie vor beliebt war. Es würde seine Soldaten inspirieren, den Feind abzuschlachten. Eine Zeile sang er vor sich hin, *»Le jour de gloire est arrivé«*, und dann lachte er, und der Artillerieoffizier schaute verwundert zu ihm hinauf. »Jetzt«, sagte Victor, »jetzt!«

»Tirez!«

Die Geschütze feuerten, und ihr Qualm versperrte die Sicht auf den Strand und auf die weiße Stadt in der Ferne.

»Jetzt!«, rief Général Ruffin den Bataillonskommandanten zu.

Musketen gruben sich in französische Schultern, und wieder erfüllte Rauch die Luft.

»Bajonette pflanzt auf!«, brüllte der Maréchal und wedelte sich mit dem Hut den Pulverdampf aus dem Gesicht. »Und vorwärts marsch, *mes braves*! Vorwärts!«

Die Kapelle spielte, die Trommler trommelten, und die Franzosen schickten sich an, ihre Arbeit zu beenden. Der Tag des Ruhms war gekommen.

Colonel Vandal war ein Stück nördlich von Sharpe. Der Colonel befand sich im Zentrum seines Bataillons, das die linke Flanke der französischen Linie bildete, und Sharpe, der bei Duncans Geschützen stand, war auf der rechten Flanke der britischen Linie, die immer noch weiter reichte als die größere, aber dicht gedrängte französische Formation. »Hier entlang!«, rief er seinen Riflemen zu und rannte hinter die beiden Kompanien des 47th, die inzwischen zu einer großen Kompanie zusammengeschmolzen waren, und von dort

weiter hinter das halbe Bataillon des 67th, das Vandal direkt gegenüberstand.

»Das ist wahrlich eine üble Arbeit!« Colonel Wheatley war wieder hinter Sharpe herangeritten. Diesmal richtete er seine Worte an Major Gough, der das 87th kommandierte, das sich nun zu Sharpes Linker befand. »Und keine verdammten Dons, die uns helfen«, fuhr Wheatley fort. »Wie geht es Ihren Jungs, Gough?«

»Meine Männer halten stand, Sir«, antwortete Gough, »aber ich könnte ein wenig mehr von ihnen gebrauchen. Viel mehr.« Er musste schreien, um den Lärm der Salven zu übertönen. Das 87th hatte vier Offiziere und über einhundert Mann verloren. Die Verwundeten lagen zwischen den Pinien, und ihre Zahl vergrößerte sich rasch, je mehr französische Kugeln ihr Ziel fanden. Die Unteroffiziere, deren Aufgabe es war, die Linie zusammenzuhalten, schrien den Männern zu, das Zentrum zu schließen, und so wurde das 87th immer kleiner. Aber sie erwiderten das Feuer, auch wenn ihre Musketen durch Pulverreste allmählich immer unzuverlässiger wurden und jede Patrone sich schwerer laden ließ.

»Es ist aber niemand mehr da«, sagte Wheatley, »es sei denn, die Spanier kommen.« Er ließ seinen Blick über die feindliche Linie schweifen. Das Problem war eigentlich recht einfach. Die Franzosen hatten viel zu viele Männer, also konnten sie jeden Verlust rasch ersetzen. Wheatley hingegen konnte das nicht. Mann gegen Mann konnte er gegen sie überleben, doch allmählich schlug die Übermacht der Franzosen durch. Wheatley konnte natürlich in der Hoffnung warten, dass Lapena ihm doch noch Verstärkungen schicken würde, aber wenn die nicht kamen, dann würden die Franzosen ihn nach und nach zermürben. Ein Prozess, der immer schneller wurde, je mehr die Linie schrumpfte.

»Sir!«, rief ein Adjutant, und als Wheatley sich zu ihm umdrehte, sah er den spanischen Offizier, den er geschickt

hatte, um Verstärkung zu holen.

Galiana zügelte sein Pferd neben Wheatley, und einen Herzschlag lang sah er viel zu aufgeregt aus, als dass er hätte sprechen können. Dann platzte es förmlich aus ihm heraus. »General Lapena weigert sich, sich zu bewegen«, berichtete er. »Es tut mir leid, Sir.«

Wheatley starrte den Spanier an. »Grundgütiger«, sagte er in überraschend sanftem Ton, dann schaute er wieder zu Gough. »Gough«, sagte er, »ich glaube, es ist an der Zeit, dass wir ihnen Stahl zu schmecken geben.«

Gough schaute durch den Rauch zu den Franzosen. Die Fahne des 87th flatterte, als eine Kugel sie durchschlug. »Stahl?«, fragte er.

»Wir müssen etwas tun, Gough, irgendwas. Wir können nicht einfach hier herumstehen und uns zusammenschießen lassen.«

Sharpe hatte Vandal aus dem Blick verloren. Da war viel zu viel Rauch. Er sah, wie sich ein Franzose über die Leiche eines portugiesischen Plänklers beugte und die Taschen des Toten durchwühlte. Sharpe kniete nieder, zielte und schoss, und als sich der Rauch verzog, sah er den Franzosen auf allen vieren, den Kopf gesenkt. Sharpe lud nach. Er war versucht, die Kugel nackt in den Lauf zu rammen und nicht umwickelt. Er glaubte, die Franzosen würden jeden Moment in den Sturmangriff übergehen, und das hieß, dass er jetzt noch so viele von ihnen wie möglich töten musste, und eine nackte Kugel konnte man rasch laden. Dass das ungenauer war, machte auf diese Entfernung ohnehin keinen Unterschied. Aber wenn er Vandal wiedersah, dann wollte er auf Nummer sicher gehen. Also holte er doch einen Lederflicken heraus, wickelte die Kugel hinein und lud sie erst dann in den Lauf. »Haltet nach ihren Offizieren Ausschau!«, befahl er seinen Männern.

Eine Pistole knallte neben Sharpe, und als er sich nach dem Geräusch umdrehte, sah er, dass Capitán Galiana vom Pferd gestiegen war und die kleine Waffe wieder lud. »Feuer!«, befahl der Lieutenant der Kompanie des 87th, neben der sie knieten, und die Musketen spien Rauch. Mit einem schwarzen Loch in der Stirn fiel ein Mann aus der vordersten Reihe nach hinten.

»Lasst ihn!«, brüllte ein Sergeant. »Er ist tot! Nachladen!«

»Bajonette pflanzt auf!« Der Ruf ertönte unmittelbar hinter dem 87th und wurde die ganze Linie entlang wiederholt. »Bajonette pflanzt auf!«

»Gott schütze Irland«, sagte Harper. »Das ist die pure Verzweiflung.«

»Eine wirkliche Wahl haben wir ja nicht mehr«, erklärte Sharpe. Allein dank ihrer Übermacht würden die Franzosen ohnehin gewinnen. Sie rückten immer weiter vor, und Colonel Wheatley konnte sich nun entweder zurückziehen oder angreifen. Sich zurückzuziehen hieße jedoch, die Niederlage zu akzeptieren, während er mit einem Angriff die Franzosen wenigstens noch einmal unter Druck setzen konnte.

»Schwerter, Sir?«, fragte Slattery.

»Schwerter«, antwortete Sharpe. Jetzt war nicht mehr die Zeit, um darüber nachzudenken, ob das nun sein Kampf war oder nicht. Die Schlacht stand auf Messers Schneide. Eine weitere französische Salve schlug in die rote Linie, dann fegten zwei Kartätschenladungen die blauen Männer hinweg, die die Salve abgefeuert hatten. Ein irischer Junge schrie furchtbar und wälzte sich vor der Linie hin und her, während er sich die blutigen Hände in den Schritt drückte. Ein Sergeant brachte ihn mit einem gnädigen Schlag auf den Kopf zum Schweigen.

»Vorwärts! Vorwärts!«, bellte ein Brigademajor.

»Das 87th rückt vor!«, schrie Gough. *»Faugh a ballagh!«*

»Faugh a ballagh!«, antworteten die Überlebenden des 87th und setzten sich in Bewegung.

»Ruhig, Jungs!«, rief Gough. »Ruhig!«

Doch das 87th wollte nicht mehr ruhig sein. Ein Viertel von ihnen war entweder tot oder verwundet, und in den Iren kochte die Wut auf die Männer, die sie in der letzten Stunde so heftig beschossen hatten, und so liefen sie immer schneller vor. Denn je schneller sie am Feind waren, desto eher würde dieser Feind auch sterben, und Gough konnte sie nicht mehr zurückhalten. Sie begannen zu rennen, und während sie rannten, stießen sie hohe Schreie aus, die an sich schon Furcht erregend genug waren, und ihre siebzehn Zoll langen Bajonette funkelten in der Sonne, die fast den Zenit erreicht hatte.

»Vorwärts!« Die Männer zu Sharpes Rechter hielten mit dem 87th Schritt. Duncans Kanoniere hatten ihre Geschütze noch einmal geladen, um die Flanke der Franzosen zu zerfetzen.

»Tötet! Tötet!« Ensign Keogh schrie so laut er konnte. In der einen Hand hielt er seinen schmalen Degen und in der anderen den Hut.

»Faugh a ballagh!«, bellte Gough.

Französische Musketen donnerten furchtbar nah, und Männer wurden zurückgeworfen, und Blut spritzte auf ihre Nachbarn, doch jetzt konnte der Angriff nicht mehr angehalten werden. Jetzt griff die ganze Linie der Rotröcke mit aufgepflanztem Bajonett an, denn stehen zu bleiben hieß zu sterben und Rückzug Niederlage. Inzwischen waren sie keine tausend mehr, und sie stürmten gegen eine dreifache Übermacht. »Auf sie! Auf sie!«, schrie ein Offizier der Cauliflowers. »Tötet sie! Tötet sie!«

Die vorderste Reihe der Franzosen versuchte zurückzuweichen, doch die Männer dahinter schoben sie nach vorn, und dann schlugen die Rotröcke zu. Bajonette

wurden nach vorn gestoßen. Musketen schossen auf weniger als ein Yard Entfernung. Ein Sergeant des 87th sang, als würde er seine Männer in der Kaserne ausbilden. »Stoßen! Zurück! Stehen! Stoßen! Zurück! Stehen! Nicht in die Rippen, du verdammter Narr! In den Bauch! Stoßen! Zurück! Stehen! In den Bauch, Jungs, in den Bauch! Stoßen!«

Ein irisches Bajonett steckte zwischen den Rippen eines Franzosen fest. Es wollte einfach nicht herauskommen, und in seiner Verzweiflung drückte der Ire den Abzug und war überrascht, dass seine Waffe noch geladen war. Der Feuerstoß und die Kugel rissen das Bajonett wieder heraus. »In den Bauch!«, schrie der Sergeant, denn im Bauch eines Feindes konnte sich ein Bajonett nicht so leicht verfangen wie zwischen den Rippen.

Die Offiziere, die noch immer auf ihren Pferden saßen, feuerten ihre Pistolen über die Tschakos ihrer Männer hinweg ab. Und die Männer stießen zu, sprangen zurück, stießen wieder zu, und einige waren so sehr im Rausch, dass es ihnen egal war, wie sie kämpften. Sie schlugen einfach mit den Kolben zu. »Reißt sie richtig auf, Jungs!«, brüllte der Sergeant. »Piekt sie nicht einfach nur! Macht richtig was kaputt! Stoßen! Zurück!«

Das hier waren die Geächteten von England, Irland, Wales und Schottland. Das hier waren die Trunkenbolde und Diebe, Männer aus der Gosse und den Gefängnissen. Sie trugen den roten Rock, weil niemand sonst sie wollte, oder weil sie so verzweifelt gewesen waren, dass sie keine andere Möglichkeit mehr gesehen hatten. Sie waren der Abschaum Großbritanniens, aber sie konnten kämpfen. Sie hatten schon immer gekämpft, doch in der Armee hatten sie gelernt, diszipliniert zu kämpfen, und hier hatten sie auch Unteroffiziere und Offiziere gefunden, die sie zu schätzen wussten. Natürlich wurden sie auch bestraft und sie verfluchten ihre Vorgesetzten, aber sie schätzten sie auch. Ja, sie liebten sie sogar, und jetzt kämpften Offiziere an ihrer

Seite, deren Einkommen fünftausend Pfund im Jahr überstieg, und die Rotröcke taten, was sie am besten konnten und wofür sie einen Schilling pro Tag bekamen: sie töteten.

Der französische Vormarsch war aufgehalten. Jetzt ging es keinen Schritt mehr vorwärts. Ihre vordersten Reihen starben, und die dahinter versuchten, vor diesen Wilden mit den blutüberströmten Gesichtern zu fliehen, die wie Dämonen kreischten.

»Faugh a ballagh! Faugh a ballagh!« Gough trieb sein Pferd zwischen den Männern hindurch und schlug mit seinem Säbel nach einem französischen Sergeant. Der Fahnentrupp folgte ihm. Dessen Sergeants trugen lange Partisanen, Halbpiken, um die Fahne zu beschützen, doch nun waren sie in der Offensive, und so rammten sie die langen schmalen Spitzen in den Feind.

Sergeant Patrick Masterson war einer dieser Pikeniere, und er war fast so groß wie Harper. Er stieß die Partisane in ein französisches Gesicht nach dem anderen und zwang sie zu Boden, sodass die Bajonette sie aufspießen konnten. So bahnte er sich einen Weg durch die erste französische Reihe. Ein Bajonett parierte seine Waffe, und Masterson zog sie zurück und stieß erneut zu, doch im allerletzten Moment verlagerte er den Stoß nach unten, sodass die Klinge durch Stoff, Haut und Fleisch in den Bauch des Feindes drang. Der Stoß war so hart, dass die Klinge bis zum Rückgrat in den Franzosen eindrang. Masterson trat die Leiche von der Klinge, stach erneut zu, und die Rotröcke strömten in die Lücke, die er für sie freigekämpft hatte.

Einige Franzosen lagen unverwundet auf dem Boden. Sie hielten die Hände über den Köpfen und beteten, dass die kreischenden roten Dämonen sie verschonen würden. Ensign Keogh schlitzte einem Franzosen mit dem Degen das Gesicht von einer Wange bis zur anderen auf, und als er die Klinge wieder herausriss, hätte er fast den Rotrock neben

sich getroffen. Keoghs Hut war weg. Er stieß den Kriegsschrei des 87th aus: *»Faugh a ballagh!«* – »Macht den Weg frei!« –, und die Klingen machten den Weg durch die dicht gedrängten Franzosen frei.

Überall an der Linie war es das Gleiche. Bajonette gegen Wehrpflichtige, Wildheit gegen plötzliches, Übelkeit erregendes Entsetzen. Die Schlacht hatte sich zugunsten der Franzosen entwickelt, als sie ihre Übermacht zum Tragen gebracht hatten, doch dann hatte Wheatley eine Entscheidung getroffen, und die Gesetze der Mathematik mussten sich den besser ausgebildeten und härteren Männern beugen. Die Rotröcke rückten vor, langsam, denn sie kämpften gegen den Druck des Feindes an und stolperten über die Leichen im vom Blut rutschigen Gras, doch sie rückten vor.

Dann erschien ein Zweispänner am Rand des Waldes, und Sharpe sah Vandal wieder.

Auf dem Cerro del Puerco rückten die Franzosen vor, um den Sieg für sich zu beanspruchen. Die vier Bataillone, die als Erste den Hügel erreicht hatten, traten auf der Kuppe in Linie an, und die beiden Grenadierbataillone eilten auf ihre linke Flanke. Général Rousseau, der kommandierende Offizier der Grenadiere, hatte nur eine Sorge, nämlich dass seine Männer zu spät kommen würden und den Sieg nicht mehr auskosten könnten.

Die Briten waren noch immer auf dem Hang und ihre Linie nach wie vor zerrissen. Sie waren von den Kartätschen schwer getroffen worden, doch die französischen Geschütze konnten nicht länger feuern, denn inzwischen versperrte ihre eigene Infanterie ihnen die Sicht auf die Rotröcke. Doch Victor wusste, dass er die Kanonen auch nicht mehr brauchen würde. Die Bajonette des Kaisers würden den Sieg besiegeln, und so spielten die Trommler den *pas de charge*, und die Adler wurden in die Höhe gereckt, als dreitausend Franzosen über die Nordflanke des Hügels strömten und

einen Triumphschrei ausstießen, während sie zum Sieg marschierten.

Sie standen den britischen Foot Guards gegenüber, einem halben Bataillon aus Hampshire, zwei Kompanien Riflemen und den Überresten des Flankenbataillons, das aus Gibraltar in die Schlacht gezogen war. Diese rot und grün uniformierten Männer waren zwei zu eins in der Unterzahl, sie waren die ganze Nacht über marschiert, und der Feind griff von oben an.

»Legt an!«, brüllte Sir Thomas Graham. Wundersamerweise hatte er den Einschlag einer Kartätsche überlebt, die drei Schotten unmittelbar vor ihm weggefegt hatte. Lord William Russell hatte ihm seinen zertrampelten Hut zurückgebracht, und den hielt Sir Thomas nun in die Höhe und deutete auf die beiden ungebrochenen Kolonnen, die mit aufgepflanzten Bajonetten den Hügel herabstürmten. »Feuer!«

Zwölfhundert Musketen und zweihundert Gewehre eröffneten das Feuer. Die Entfernung betrug größtenteils weniger als sechzig Schritt, und die Kugeln schlugen in die dreihundert Mann der ersten Reihe und brachten die französischen Kolonnen zum Stehen. Es war, als hätte ein Rachengel den Kopf der französischen Kolonnen mit einem gewaltigen Schwert abgeschlagen. Die vordersten Reihen versanken in Blut, und auch die folgenden Reihen fielen, und das Blutbad reichte aus, um die dritte und vierte Reihe ins Wanken zu bringen, als sie über die Toten stolperten. Die Rotröcke sahen nicht, was ihre Salven angerichtet hatten, denn der Pulverdampf ihrer eigenen Musketen war zu dicht. Nach wie vor rechneten sie damit, dass der Feind jede Sekunde mit aufgepflanzten Bajonetten durch den Rauch brechen würde, und so taten sie, wozu sie ausgebildet waren: Sie luden nach. Die Formation hatte sich während des Aufstiegs mehr oder weniger aufgelöst, und obwohl einige Offiziere ihren Kompanien zubrüllten, sie sollten zugweise schießen, feuerten die meisten einfach nur um ihr

Leben. Sie warteten nicht mehr auf irgendwelche Feuerbefehle, sondern schossen, luden nach und schossen.

In den Ausbildungsbüchern war das Abfeuern einer Muskete in zehn Schritte unterteilt. Es begann mit dem Herausholen der Patrone und endetet mit dem Feuerbefehl, und in einigen Bataillonen unterteilten die Ausbilder das sogar in bis zu siebzehn Schritte, die alle einzeln gelernt und gemeistert werden mussten. Einige Männer, einige wenige, hatten zu Beginn der Ausbildung schon gewisse Kenntnisse, was Feuerwaffen betraf. Größtenteils handelte es sich dabei um Jungen vom Land, die schon einmal mit einer Vogelflinte geschossen hatten, doch nun mussten sie erst einmal vergessen, was sie früher gelernt hatten. Ein Rekrut brauchte eine Minute, manchmal auch länger, um eine Muskete zu laden, doch wenn sie schließlich den roten Rock überstreiften, um für den König in den Kampf zu ziehen, konnten sie nach fünfzehn, zwanzig Sekunden schießen. Das war die wichtigste Fähigkeit von allen. Die Gardisten auf dem Hügel konnten zwar gut aussehen – besonders als Wache vor dem St. James Palast oder Carlton House –, doch wenn ein Mann eine Patrone nicht binnen zwanzig Sekunden aufbeißen und laden konnte, dann war er kein Soldat, und es waren noch fast tausend Gardisten auf dem Hügel, und die schossen nun um ihr Leben. Sie jagten eine Kugel nach der anderen in die Rauchwolke, und Sir Thomas Graham sah von seinem Pferd aus, dass sie den Franzosen auch wehtaten. Nein, sie taten ihnen nicht nur weh, sie brachten sie um.

Die Franzosen waren wieder in Kolonne vorgerückt. Das taten sie immer. Die Kolonne war dreihundert Mann breit und neun Reihen tief, und das hieß, dass die meisten Franzosen ihre Musketen nicht einsetzen konnten, während jeder Rot-und Grünrock freie Schussbahn hatte. Die Kugeln prasselten auf die Franzosen ein, und vor den Gardisten und

Hampshiremen flackerten kleine Feuer im Gras auf, wo brennendes Pulver von den Pfannen gefallen war.

Sir Thomas hielt den Atem an. Er wusste, dass dies der Moment war, in dem Befehle nutzlos waren, und jeder Versuch, den Männern Mut zuzusprechen, umsonst. Die Männer wussten, was sie taten, und sie taten es so gut, dass Sir Thomas schon glaubte, die vermeintlich sichere Niederlage doch noch in einen Sieg verwandeln zu können, doch dann hallte das laute Krachen einer geschlossenen Salve von der rechten Flanke zu ihm herüber, und Sir Thomas wendete sein Pferd. Auf der rechten Flanke angekommen, sah er, wie die ungebrochenen Reihen der französischen Grenadiere durch den Rauch ihrer Eröffnungssalve hindurch vorrückten, und die Scot Guards drehten sich zu diesem neuen Feind um, und die Riflemen, die in lockerer Formation an der dem Meer zugewandten Flanke des Hügels kauerten, schlossen ihre Reihen, um ihr Feuer auf die französischen Verstärkungen zu konzentrieren.

Sir Thomas sagte noch immer nichts. Er hielt den Hut in der Hand und schaute zu, wie die Grenadiere den Hügel herabkamen, und er sah, dass jeder der Franzosen nicht nur eine Muskete, sondern auch einen kurzen Säbel hatte. Das war die Elite des Feindes, die Männer, denen die härtesten Aufgaben zugeteilt wurden, und sie kamen frisch in den Kampf. Aber auch sie marschierten in Kolonne, und die rechte Flanke der britischen Linie hatte sich ohne einen Befehl von Sir Thomas oder eines anderen Offiziers halb in ihre Richtung gedreht, um ihnen zu zeigen, wie gut sie ausgebildet waren. Das halbe Bataillon des 67th stand unmittelbar vor den Grenadieren, die sich anders als die ersten vier Bataillone nicht von den ersten Treffern aufhalten ließen, sondern weiter angriffen.

So, das wusste Sir Thomas, sollte eine Kolonne kämpfen. Eine Kolonne war wie ein Rammbock, und auch wenn der Kopf des Rammbocks furchtbar bluten musste, so reichte die

Wucht seines Angriffs doch für gewöhnlich aus, um den Feind in die Flucht zu schlagen. Auf einem Schlachtfeld nach dem anderen im leidenden Europa hatten die Kolonnen des Kaisers das demonstriert und waren von Sieg zu Sieg marschiert. Und diese Kolonne, allesamt Elitesoldaten, marschierte einen Hügel herab und kam immer näher heran, und wenn sie durch die dünne Linie der Rot-und Grünröcke gebrochen war, würde sie nach rechts schwenken und Sir Thomas' Männer mit Säbeln und Musketenkolben niedermetzeln. Sir Thomas ritt hinter das 67th, bereit, mit dem Säbel zuzuschlagen und mit seinen Männern zu sterben, sollten die Grenadiere Erfolg haben, und dann gab ein Offizier den Befehl zum Feuern.

Rauch quoll vor Sir Thomas in die Höhe, immer mehr Rauch. Das 67th feuerte nun zugweise, und die Sweeps waren rechts davon. Sie machten sich nicht länger die Mühe, die Kugeln in Leder einzuwickeln, denn auf diese Entfernung konnten sie ihr Ziel ohnehin nicht verfehlen, und so feuerten sie fast so schnell wie die Rotröcke neben ihnen. Und zu Sir Thomas' Linker standen seine Schotten, und er wusste, dass die standhalten würden. Der Lärm des Musketenfeuers war ohrenbetäubend. Die Luft stank nach faulen Eiern. Irgendwo schrie eine Möwe, und weit hinter Sir Thomas donnerten Kanonen auf der Heide, aber er hatte keine Zeit, hinter sich zu schauen. Hier und jetzt würde die Schlacht entschieden werden, und plötzlich wurde ihm bewusst, dass er die Luft anhielt. Sir Thomas schaute zu Lord William und sah, dass seine Lordschaft mit großen Augen und völlig regungslos in den Pulverdampf starrte. »Sie können ruhig wieder atmen, Willie.«

»Herr im Himmel«, sagte Lord William. »Sie wissen doch, dass hinter uns eine spanische Brigade steht, nicht wahr?«, fragte er Sir Thomas.

Sir Thomas drehte sich um und sah die spanischen Soldaten am Strand. Sie machten keinerlei Anstalten, ihn zu

verstärken, und auch wenn sie jetzt noch den Befehl bekommen hätten, den Hügel hinaufzumarschieren, würden sie zu spät kommen. So lange würde der Kampf nicht dauern, und so schüttelte Sir Thomas nur den Kopf. »Die sollen verdammt sein, Willie«, sagte er. »Die sollen verdammt sein.«

Lord William Russell hielt eine Pistole in der Hand, bereit, auf den erstbesten Grenadier zu schießen, der durch den Rauch kam, doch die Grenadiere waren von dem Musketen- und Gewehrfeuer zum Stehen gebracht worden. Ihre ersten Reihen waren tot, und die Männer dahinter versuchten nun nachzuladen, um das Feuer zu erwidern, doch wenn eine Kolonne erst einmal zum Stillstand gekommen war, dann war sie einfach nur ein riesiges Ziel, und Sir Thomas' Männer schossen in ihr Herz, und auch wenn die Grenadiere Elitetruppen waren, so konnten sie doch nicht so schnell schießen wie die Rotröcke.

General Dilkes, dessen Pferd an Brust und Schulter blutete, ritt neben Sir Thomas. Er schwieg und blickte den Hügel hinauf, wo Maréchal Victor auf seinem Pferd saß und zuschauen musste, wie dreitausend Mann von Musketen aufgehalten wurden. Es gab auch nichts zu sagen. Jetzt lag alles in den Händen seiner Männer.

Links von der britischen Linie, hinter den 1st Foot Guards, kämpfte Major Browne mit den Resten seines Flankenbataillons. Weniger als die Hälfte seiner Männer, die den Hügel hinaufgeklettert waren, waren noch in der Lage zu schießen, und dennoch jagten sie eine Salve nach der anderen in die nächstbeste französische Kolonne, und in ihrem Eifer stiegen sie immer weiter den Hügel hinauf und in die Flanke der Kolonne.

»Diese Gauner muss man doch einfach lieben, nicht wahr?«, schrie Sir Thomas General Dilkes über den Lärm hinweg zu, und General Dilkes war von der Frage so sehr überrascht, dass er laut lachte. »Es ist wohl an der Zeit, dass

wir ihnen unsere Bajonette zu schmecken geben«, sagte Sir Thomas.

Dilkes nickte. Er beobachtete, wie die Rotröcke ihre mörderischen Salven abfeuerten, und er schätzte, dass er gerade gesehen hatte, wie seine Männer ein Wunder vollbracht hatten.

»Ich verbürge mich dafür, dass sie laufen werden«, sagte Sir Thomas und hoffte, dass er recht behalten würde.

»Bajonette pflanzt auf!« Dilkes fand seine Stimme wieder.

»Auf sie, Jungs!« Sir Thomas winkte mit seinem Hut und galoppierte die Linie entlang. »Auf sie! Werft sie von meinem Hügel! Rauf auf meinen Hügel!«

Und wie Hunde, die man losgelassen hatte, stürmten die Rotröcke mit aufgepflanztem Bajonett den Hügel hinauf, und Maréchal Victor hörte das Schreien, als die Klingen ihre grausige Arbeit begannen.

»Um Gottes willen, kämpft!«, sagte er zu niemandem Bestimmten, doch seine sechs Bataillone gerieten ins Wanken. Panik breitete sich in ihren Reihen aus. Die hintersten Männer, die, die sich am wenigsten in Gefahr befanden, wichen langsam zurück, und die vordersten Reihen wurden von den Rotröcken niedergemacht. Die Kapelle, die weit hinter den Kämpfenden stand und noch immer die verbotene *Marseillaise* spielte, fühlte die nahende Katastrophe, und die Musik geriet ins Stocken. Der Kapellmeister versuchte, seine Musiker wieder zur Ordnung zu rufen, doch das lauteste Geräusch war nun der heisere Kriegsschrei der Briten, und anstatt weiterzuspielen, rannten die Musiker einfach weg. Die Infanterie folgte ihnen.

»Die Geschütze«, sagte Victor zu einem Adjutanten. »Schaffen Sie die Geschütze vom Hügel!« Es war eine Sache, einen Kampf zu verlieren, aber etwas völlig anderes, zuzulassen, dass die geliebten Kanonen des Kaisers erbeutet wurden, und so zogen die Kanoniere die Geschütze ostwärts

vom Hügel. Zwei konnten sie jedoch nicht mehr retten, denn die Rotröcke waren schon zu nah, und sie gingen verloren. Maréchal Victor und sein Stab folgten den vier Geschützen, und die Reste des sechs Bataillone rannten um ihr Leben, über den Hügel und im Osten wieder hinab, und hinter ihnen kamen die Rot-und Grünröcke mit ihren Bajonetten, um sich den Sieg zu nehmen.

Général Rousseau, der die Grenadiere kommandierte, und Général Ruffin, der die besiegte Division befehligt hatte, wurden beide verwundet und zurückgelassen. Sir Thomas wurde ihre Gefangennahme gemeldet, doch er sagte nichts dazu. Er ritt einfach den Hügel hinauf und schaute von oben zu, wie der Feind floh, und er erinnerte sich an jenen Augenblick vor langer Zeit in Toulouse, da die Soldaten Frankreichs seine tote Frau beleidigt und ihr ins Gesicht gespuckt hatten. Bis dahin hatte Sir Thomas noch mit Frankreich sympathisiert. Er hatte geglaubt, ihre Ideale von Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit seien ein Vorbild für Großbritannien. Er hatte Frankreich geliebt. Doch das war vor neunzehn Jahren gewesen. Neunzehn Jahre, in denen Sir Thomas nicht vergessen hatte, wie die Franzosen seine tote Frau verspottet hatten, und so stellte er sich nun in den Steigbügeln auf, legte die Hände um den Mund und schrie: »Erinnert euch an mich!« Er schrie es auf Englisch, doch das war egal, denn die Franzosen liefen so schnell, dass sie ihn ohnehin nicht mehr hören konnten. »Erinnert euch an mich!«, schrie er erneut und strich mit dem Daumen über seinen Ehering.

Und nördlich von ihm, jenseits des Pinienwaldes, feuerte ein Geschütz.

Und Sir Thomas drehte sich um und gab seinem müden Pferd die Sporen. Denn die Schlacht war noch nicht gewonnen.

»Verdammte Scheiße«, sagte Sharpe. Der Zweispänner war an ihm vorbeigerast, an der Ecke der französischen Kolonne

vorbeigerumpelt und dann gut zwanzig Schritt weiter umgekippt. Die Frau mit dem schwarzen Schleier war offensichtlich unverletzt, denn sie half dem Brigadier auf die Beine, doch ein Dutzend Franzosen aus den hinteren Reihen der Kolonne hatten den Unfall bemerkt und rochen Beute. Ein Mann mit so viel Lametta hatte mit Sicherheit auch viel Geld. Also rannten sie los, um dem Kerl die Taschen zu durchwühlen. Sharpe zog seinen Säbel und lief los.

»Wir haben zu arbeiten, Jungs«, sagte Harper. »Kommt.«

Die Riflemen hatten sich auf die Flanke der Kolonne zu bewegt. Zwischen Rotröcken und Franzosen tobte ein übler Kampf, ein Kampf mit Bajonett und Kolben, doch Sharpe hatte Colonel Vandal auf seinem Pferd entdeckt. Vandal war mitten im dichtesten Gedränge der Franzosen, unmittelbar neben dem Adler des Regiments, und er schlug mit seinem Degen, doch nicht nach Rotröcken, sondern nach seinen eigenen Männern. Er schrie sie an, sie sollten kämpfen, töten, und seine Leidenschaft hielt die Männer auf der linken französischen Flanke zusammen, sodass diese sich als Einzige nicht zurückzog. Stattdessen kämpfte sie stur gegen die Iren, die sie von vorn angriffen. Sharpe hatte geglaubt, von der Seite würde er vielleicht ein freies Schussfeld haben, doch nun musste er erst einmal Brigadier Moon retten, der die verschleierte Frau zu beschützen versuchte. Moon zog sie neben sich zu Boden und suchte nach seiner Pistole, doch bei dem Sturz musste sie ihm aus der Tasche gefallen sein. Also zog er seinen neuen Degen, ein billiges Ding, das er in Cadiz gekauft hatte, und musste feststellen, dass die Klinge zerbrochen war. Just in diesem Augenblick schrie die verwitwete Marquesa, denn die Franzosen stürzten mit Bajonetten auf sie zu.

Dann tauchte links von Moon ein Mann in grüner Uniform auf. Er hielt einen schweren Kavalleriesäbel in der Hand, eine Waffe, die ebenso brutal wie unhandlich war, und mit dem ersten Hieb traf er einen Franzosen in den Hals, und

das Blut spritzte höher als der Adler auf seiner Stange. Der Kopf des Mannes fiel zurück, während sein Körper weiterlief. Sharpe drehte sich um, rammte einem zweiten Mann den Säbel in den Bauch und drehte die Klinge so schnell, dass sich das Fleisch nicht um die Waffe schließen konnte, dann stellte er dem Mann den Fuß auf den Bauch und riss den Säbel wieder heraus. Ein Bajonett drang durch seinen Mantel, doch dann war Capitán Galiana da und spießte den Franzosen mit seinem schmalen Degen auf.

Brigadier Moon, der noch immer die Hand der Marquesa hielt, schaute einfach zu. Sharpe hatte so schnell einen Mann getötet und einen zweiten zu Boden geschickt, wie man brauchte, um eine Fliege zu erschlagen. Jetzt stürzten sich zwei weitere Franzosen auf Sharpe, und Moon rechnete damit, dass der Rifleman dem wilden Angriff ausweichen würde, doch stattdessen trat Sharpe ihnen entgegen und schlug ein Bajonett beiseite, bevor er dem Mann die Klinge ins Gesicht rammte. Ein Stiefeltritt in den Unterleib ließ den Mann zusammenbrechen. Ein zweiter Franzose stieß mit dem Bajonett zu, und Moon war fest davon überzeugt, dass Sharpe das nicht überleben würde, doch der Rifleman sprang einen Schritt zur Seite und wirbelte zu dem neuen Angreifer herum. Moon sah die Wildheit in Sharpes Gesicht, und plötzlich hatte er Mitleid mit den Franzosen, die dem Mann gegenübertreten mussten.

»Bastard«, knurrte Sharpe und stieß hart und schnell zu, und der Franzose ließ seine Muskete fallen und klammerte sich an die Klinge, die in seinen Bauch gedrungen war. Sharpe riss sie im selben Augenblick wieder heraus, als Perkins dem Mann auch noch das Schwertbajonett in den Leib rammte. Jetzt war Harper neben Sharpe. Er drückte den Abzug seines Salvengewehrs, und es klang wie ein Kanonenschuss. Zwei Franzosen brachen blutüberströmt zusammen, und die anderen hatten genug und liefen zur Kolonne zurück.

»Sharpe!«, rief Moon.

Sharpe ignorierte den Brigadier. Er steckte seinen Säbel wieder weg und nahm das Gewehr von der Schulter. Dann kniete er sich hin und zielte auf Vandal. »Du Bastard«, sagte er, drückte ab, und Rauch quoll aus dem Lauf. Als sich der Pulverdampf verzog, lebte Vandal immer noch. Er saß nach wie vor auf seinem Pferd und drosch mit der flachen Seite seines Degens auf seine Männer ein, um sie gegen Goughs Iren zu treiben. Sharpe fluchte. »Dan!«, rief er nach Hagman. »Knall den Bastard ab!«

»Sharpe!«, rief der Brigadier erneut. »Das Geschütz!«

Sharpe drehte sich um. Dass es sich bei der verschleierten Frau um Caterina handelte, überraschte ihn nicht wirklich, aber er fragte sich, wie dumm man sein musste, um eine Frau in dieses Schlachthaus zu bringen. Dann schaute er zu der aufgegebenen französischen Haubitze und sah, dass die Lunte noch im Loch steckte. Das hieß, dass die Kanone geladen war. Sharpe suchte im Gras nach dem Zündstock, fand ihn aber nicht. Das halbe Bataillon des 67th, die beiden Kompanien der Cauliflowers und die überlebenden portugiesischen Caçadores rückten jenseits des Geschützes gegen Lavals letztes Reservebataillon vor, das dem unter Druck stehenden 8. Linienregiment zu Hilfe eilen wollte. Die Kanone, dachte Sharpe, wäre vielleicht nützlicher, wenn man sie auf das Reservebataillon richtete, doch dann erinnerte er sich an den armen Jack Bullen. »Sergeant! Die verdammte Kanone muss umgedreht werden!«

Harper, Galiana, Sharpe und Harris packten gemeinsam an und richteten die Haubitze auf das 8. Linienregiment. »Hier, Sharpe!« Der Brigadier warf ihm ein Zunderkästchen zu.

»Aus dem Weg!«, rief Sharpe den anderen Riflemen zu, schlug Funken und blies auf das getränkte Leinentuch in dem Kästchen, bis es brannte. Er zog das ganze Leinentuch heraus, verbrannte sich dabei die Finger und beugte sich

über das Rad der Lafette, um das brennende Tuch auf das Zündloch zu werfen. Als er das Pulver zischen hörte, sprang er weg.

Der Rückstoß warf die Haubitze zurück. Es war ein Sechs-Zoll-Geschütz, und es war mit einer Kartätsche geladen gewesen, und nun rissen die Kugeln mit der Wucht einer Bataillonssalve blutige Lücken in die französische Flanke. Doch da die Kanone nicht sonderlich weit entfernt stand, fächerten sich die Kugeln nicht auf, aber dort, wo sie trafen, richteten sie enormen Schaden an, und Sharpe, der zur Seite gesprungen war, sah, dass Vandal verschwunden war. Sharpe zog erneut den Säbel und wartete darauf, den Colonel wieder zu sehen. Hinter ihm feuerten die Männer des 67th, des 47th und die Portugiesen ihre Salven auf das Reservebataillon. Duncans Geschütze deckten es mit Granaten ein. Irgendwo heulte ein Mann wie ein Hund.

Colonel Vandal war auf dem Boden. Sein Pferd lag im Sterben und schrie, während es immer wieder mit dem Kopf auf den sandigen Boden schlug. Vandal selbst war benommen, doch er glaubte nicht, dass er verwundet war, und schließlich gelang es ihm, wieder aufzustehen. Doch dann musste er erkennen, dass die Rotröcke auf seinen Adler vorrückten.

»Tötet sie!«, schrie er, doch der Schrei war nur ein Krächzen. Ein riesenhafter Sergeant mit einer Partisane schlug auf die Sergeanten ein, die die französische Standarte verteidigten. »Tötet sie!«, schrie Vandal erneut. In diesem Augenblick stürzte sich ein junger, dürrer Rotrockoffizier auf die Standarte und schlug mit dem Degen nach Sous-Lieutenant Guillemain, der die Ehre hatte, den Adler des Kaisers zu tragen. Vandal stieß mit dem Degen nach dem dünnen Offizier, und spürte, wie die Degenspitze über die Rippen des Mannes schabte. Der Rotrock ignorierte den Stoß, griff mit der freien Hand nach der Standarte und versuchte, sie Guillemain aus der Hand zu reißen. Zwei

französische Unteroffiziere töteten den Mann, und Vandal sah, wie das Leben in den Augen des Rotrocks erlosch, noch bevor er den Boden berührte. Dann taumelte einer der französischen Sergeanten zurück. Sein Auge war nur noch ein blutiger Klumpen, und eine gewaltige Stimme brüllte ihm ins Gesicht: *»Faugh a ballagh!«*

Sergeant Masterson hatte gesehen, wie Ensign Keogh getötet worden war, und jetzt war Masterson wütend. Er hatte einen der Mörder mit der Partisane niedergestreckt und schlug nun nach dem zweiten. Er traf den Mann mit der Speerspitze, riss sie wieder heraus und rammte sie Guillemain in den Hals. Der Lieutenant gurgelte, spie Blut, und Vandal griff nach dem Adler, doch Masterson riss die Partisane zur Seite, sodass der sterbende Guillemain auf den Colonel fiel. Dann riss Masterson dem Franzosen die Standarte aus der Hand. Capitaine Lecroix brüllte vor Wut und schlug mit dem Säbel nach Masterson, doch ein Rotrock stieß Lecroix das Bajonett zwischen die Rippen, und ein anderer schlug ihm mit der Muskete auf den Kopf, und das Letzte, was Lecroix auf dieser Welt sah, war der riesige irische Sergeant, der die wertvolle Standarte schwang. Er schlug mit dem Adler nach den Männern, die vor ihm zu fliehen versuchten, und dann tauchte ein weiterer Schwarm von Rotröcken mit ihren Bajonetten an Mastersons Seite auf. »Stoßen!«, schrie ein Sergeant mit hoher, brechender Stimme. »Zurück! Stehen! Stoßen!«

Ein Welle von Franzosen versuchte, den Adler zurückzuerobern, doch die irischen Bajonette waren jetzt davor. »Stoßen! Zurück!«, schrie der Sergeant weiter, während Masterson hinter ihm

unzusammenhängendes Zeug bellte und den Adler über dem Kopf schwang. »Stoßen! Zurück! Macht das ordentlich!«

Zwei Männer packten Vandal an den Schultern und zogen ihn von den blutüberströmten Iren weg. Der Colonel war

nicht schwer verletzt. Eine Bajonett hatte ihn am Bein getroffen, aber er konnte ohnehin nicht mehr gehen, nicht mehr sprechen, ja noch nicht einmal mehr denken. Der Adler! Er trug einen Lorbeerkranz um den Hals, einen Kranz aus vergoldeter Bronze, den die Stadt Paris jenen Regimentern verliehen hatte, die sich bei Austerlitz ausgezeichnet hatten, und jetzt wedelte irgend so ein grobschlächtiger Bauerntölpel damit in der Luft herum! Wut kochte in Vandal hoch. Er würde den Adler nicht verlieren! Und wenn er bei dem Versuch sterben würde, er würde den Adler des Kaisers zurückholen.

Vandal schrie die beiden Männer an, ihn loszulassen, und rappelte sich auf. *»Pour l'Empereur!«*, schrie er und stürmte auf Masterson los. Er wollte sich einen Weg durch die Rotröcke freihacken, doch plötzlich waren da auch noch Feinde zu seiner Linken, und er drehte sich um, parierte einen Säbelhieb, stieß nach dem Mann, um ihn zu töten, und sah zu seiner großen Überraschung, dass es ein spanischer Offizier war, der seinerseits Vandal parierte und schnell erneut zustieß. Weitere Franzosen sprangen ihrem Colonel zur Seite. »Holt den Adler!«, schrie er sie an und schlug nach dem Spanier, in der Hoffnung, den Mann zurückzutreiben, damit er wieder die Rotröcke angehen konnte, die den Adler hatten. Der Hieb schnitt durch den Mantel und die gelbe Schärpe des Spaniers und verursachte eine blutende Wunde an dessen Bauch. Doch im selben Augenblick, da der Spanier zur Seite geworfen wurde, drosch ein großer, grün uniformierter Mann mit einer riesigen Klinge auf Vandals Degen ein und packte den Colonel schlicht am Kragen. Der grüne Mann riss Vandal aus dem Nahkampf heraus, brachte ihn zu Fall und trat dem Colonel gegen die Schläfe. Gewehre feuerten, dann trieben die Iren die letzten Franzosen zurück. Vandal versuchte, sich von seinem Angreifer wegzurollen, doch er wurde erneut

getreten, und als er den Blick hob, hatte er den großen Säbel an der Kehle.

»Na? Erinnern Sie sich noch an mich?«, fragte Captain Sharpe.

Vandal schwang den Degen, doch Sharpe parierte den Hieb mit Leichtigkeit. »Wo ist mein Lieutenant?«, verlangte er zu wissen.

Vandal hielt noch immer den Säbel in der Hand und bereitete sich darauf vor, erneut nach dem Rifleman zu schlagen, doch dann drückte Sharpe ihm den schweren Kavalleriesäbel an die Kehle. »Ich ergebe mich«, keuchte Vandal.

Der Druck ließ nach. »Geben Sie mir Ihren Degen«, forderte Sharpe.

»Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort«, erwiderte Vandal, »und nach den Regeln des Krieges darf ich meinen Degen behalten.« Der Colonel wusste, dass diese Schlacht verloren war. Seine Männer waren weg, und die Iren trieben sie mit ihren Bajonetten weiter ostwärts. Tatsächlich lief nun die gesamte französische Linie, und die Rotröcke jagten ihnen hinterher, wenn auch nicht weit. Sie waren die ganze Nacht hindurch marschiert und hatten den ganzen Morgen gekämpft, und sie waren zu Tode erschöpft. So folgten sie dem geschlagenen Feind nur, bis sie sicher waren, dass sich die Franzosen nicht mehr neu formieren würden. Dann ließen sie sich zu Boden sinken und staunten, dass sie noch am Leben waren. »Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort«, wiederholte Vandal.

»Ich habe gesagt, Sie sollen mir Ihren Degen geben«, knurrte Sharpe.

»Er kann seine Waffe behalten«, mischte sich Galiana ein. »Er hat uns sein Ehrenwort gegeben.«

Brigadier Moon schaute zu und zuckte unwillkürlich zusammen, als Sharpe den Franzosen noch einmal trat und

ihm mit dem schweren Kavalleriesäbel ins Handgelenk schnitt. Vandal ließ das mit Schlangenleder umwickelte Heft los, und Sharpe bückte sich, um die Klinge aufzuheben. Er schaute sich den Stahl an und erwartete dort einen französischen Namen eingraviert zu sehen, doch da stand »Bennett«.

»Den haben Sie gestohlen, Sie Schwein«, sagte Sharpe.

»Ich habe Ihnen mein Ehrenwort gegeben!«, protestierte Vandal.

»Dann stehen Sie auf«, befahl Sharpe.

Vandal konnte vor lauter Tränen kaum sehen, doch die galten nicht dem Schmerz, sondern dem Verlust des Adlers. Er stand auf. »Mein Degen!«, verlangte er und blinzelte.

Sharpe warf Brigadier Moon den Degen zu. Dann schlug er Vandal. Er wusste, dass er das nicht tun sollte, aber er war voller Wut und traf Vandal genau zwischen die Augen. Vandal fiel erneut zu Boden und schlug die Hände vors Gesicht. Sharpe beugte sich über ihn. »Erinnern Sie sich nicht, Colonel?«, fragte er. »Krieg ist Krieg, und da gibt es keine Regeln. Das haben Sie selbst gesagt. Also – wo ist mein Lieutenant?«

Nun erkannte Vandal Sharpe. Er sah den Verband unter dem verbeulten Tschako, und er erinnerte sich an den Mann, der die Brücke in die Luft gejagt und von dem er geglaubt hatte, ihn erschossen zu haben. »Ihr Lieutenant«, antwortete er mit zitternder Stimme, »ist in Sevilla, wo er ehrenvoll behandelt wird. Haben Sie gehört? Ehrenvoll! Und so müssen Sie auch mich behandeln.«

»Stehen Sie auf«, sagte Sharpe. Der Colonel stand auf und zuckte dann unwillkürlich zusammen, als Sharpe ihn herumdrehte, indem er an seinen goldenen Epauletten riss. Sharpe deutete nach vorn. »Schauen Sie gut hin, Colonel«, sagte er. »Da ist Ihre verdammte Ehre.«

Mit einem Lächeln so breit wie ganz Dublin paradierte Sergeant Masterson mit dem eroberten Adler umher. »Bei Gott, Jungs«, rief er. »Ich habe mir ihren Kuckuck geschnappt!«

Und Sharpe lachte.

Die HMS *Thornside* ließ den Felsen von Diamante hinter sich und schob sich nach Westen in den Atlantik hinein. Bald würde sie den Kurs ändern und zur Mündung des Tajo segeln, nach Lissabon. Am Ufer schaute ein einbeiniger Admiral ihr hinterher und schmeckte Galle im Mund. Ganz Cadiz pries nun die Briten, die einen Adler erbeutet und die Franzosen gedemütigt hatten. Alle Hoffnung auf eine neue Junta hatte sich ebenso in Luft aufgelöst wie auf einen vernünftigen Frieden mit dem Kaiser, denn in Cadiz breitete sich das Kriegsfieber aus, und Sir Thomas Graham war der Held der Stunde. Der Admiral drehte sich um und humpelte auf sein Haus zu.

Sharpe beobachtete, wie die Küste am Horizont verschwand. Er stand neben Harper. »Tut mir leid, Pat.«

»Das weiß ich, Sir.«

»Er war ein Freund.«

»Ja, das war er«, sagte Harper. Rifleman Slattery war gefallen. Sharpe hatte es nicht gesehen, aber während er und Galiana in die sich auflösende Kolonne vorgedrungen waren, um Vandal zu finden, hatte eine verirrte Musketenkugel Slattery am Hals erwischt, und er war auf Caterinas Röcken verblutet.

»Es war nicht unser Kampf«, sagte Sharpe. »Du hattest recht.«

»Es war aber auch ein Kampf, wie man ihn nur selten erlebt«, erwiderte Harper. »Und Sie haben Ihren Mann erwischt.«

Colonel Vandal hatte sich bei Sir Thomas Graham beschwert, dass Sharpe ihn nach seiner Gefangennahme verletzt habe. Außerdem habe Captain Sharpe ihn beleidigt und ihm seinen Degen gestohlen. Lord William Russell hatte Sharpe von der Beschwerde erzählt und den Kopf geschüttelt. »Das ist eine ernste Sache, Sharpe. Sie dürfen keinen Colonel verärgern, noch nicht einmal einen französischen. Überlegen Sie doch nur einmal, was sie mit unseren gefangenen Offizieren machen werden, wenn sie davon erfahren.«

»Ich habe das nicht getan«, hatte Sharpe stur gelogen.

»Natürlich nicht, mein Freund, aber Vandal hat nun mal Beschwerde eingereicht, und ich fürchte, Sir Thomas besteht auf einer Untersuchung.«

Doch die Untersuchung hatte nie stattgefunden. Brigadier Sir Barnaby Moon hatte seinen eigenen Bericht über den Vorfall geschrieben, und darin stand zu lesen, dass er bei der Gefangennahme des Colonels keine zwanzig Schritt von diesem entfernt gewesen war und somit habe er auch alles gesehen, was Captain Sharpe getan hatte. Und Captain Sharpe, so versicherte Sir Barnaby, sei ganz Offizier und Gentleman gewesen. Daraufhin hatte Sir Thomas Sharpe einbestellt und sich persönlich bei ihm entschuldigt. »Wir mussten die Beschwerde ernst nehmen, Sharpe«, hatte Sir Thomas gesagt, »aber wenn dieser elende Franzmann gewusst hätte, dass ein Brigadier sie beobachtet hat, dann hätte er sich seine Lügen verkniffen. Und natürlich mag Moon Sie immer noch nicht – das hat er mehr als deutlich gemacht –, also würde er Sie auch nie decken, sollte er auch nur die geringste Möglichkeit sehen, Ihnen Ärger zu bereiten. Vergessen Sie das Ganze einfach, Sharpe, und ich muss sagen, dass ich froh darüber bin. Ich wollte mir gar nicht vorstellen, dass Sie zu dem fähig sind, was Vandal behauptet.«

»Natürlich bin ich das nicht, Sir.«

»Aber Brigadier Moon, hm?« Sir Thomas hatte gelacht. »Moon und die Witwe! Ist sie wirklich eine Witwe? Eine echte meine ich und nicht irgendein Überbleibsel von Henry Wellesley?«

»Soweit ich weiß, ja, Sir.«

»Wie auch immer, jetzt ist sie jedenfalls eine Ehefrau«, sagte Sir Thomas amüsiert. »Lassen Sie uns einfach hoffen, dass er nie herausfinden wird, wer sie wirklich ist.«

»Sie ist äußerst liebreizend, Sir.«

Sir Thomas hatte ihn ein wenig überrascht angeschaut. »Sharpe«, hatte er gesagt, »ich wünschte, wir wären alle so großmütig wie Sie. Welch freundliche Worte von Ihnen.« Dann hatte Sir Thomas ihm nachdrücklich gedankt, und am folgenden Abend hatte ihm auch Henry Wellesley gedankt. Lord Pumphrey hatte sich an jenem Abend übrigens entschuldigen lassen. Er habe leider anderweitig zu tun, hatte er erklärt.

Selbst Sir Barnaby Moon hatte Sharpe gedankt, und das nicht nur für die Rückgabe seines geliebten Degens, sondern auch, weil Sharpe ihm das Leben gerettet hatte. »Meines und das von Lady Moon, Sharpe.«

»Es war mir eine Ehre, Sir.«

»Meine Lady besteht darauf, dass ich auch Ihren Männern eine angemessene Belohnung gebe, Sharpe«, hatte Moon gesagt und Sharpe ein paar Münzen in die Hand gedrückt, »aber ich gebe das mit Freuden. Sie sind wahrlich ein tapferer Mann, Sharpe.«

»Und sie ein glücklicher, Sir. Ihre Frau ist wirklich wunderschön.«

»Danke sehr, Sharpe«, hatte der Brigadier gesagt. »Danke sehr.« Er hatte sich beim Sturz mit der Kutsche noch einmal das Bein gebrochen, also würde er noch ein paar Tage länger in Cadiz bleiben müssen. Doch Sharpe und seine Männer

durften die Stadt verlassen. Und so segelten sie nun nach Portugal, nach Lissabon und zu der Armee, zu den Männern des South Essex und zu der Leichten Kompanie. Sie segelten nach Hause.

HISTORISCHE ANMERKUNG

Ich würde es hassen, glauben zu müssen, dass Sergeant Mastersons glorreiche Tat, die Eroberung des Adlers des 8. Linienregiments, in irgendeiner Weise nur mit Sharpes Hilfe möglich gewesen ist. Das war einzig und allein das Verdienst von Masterson und Ensign Keogh, und der arme Keogh ist bei dem Versuch gestorben. Ihr Adler war der erste, den die Briten bei den Kämpfen auf der Iberischen Halbinsel erbeutet haben (und das trotz *Sharpes Trophäe*), und Masterson wurde dafür in den Offiziersstand erhoben. Einem weiteren Mitglied der Familie Masterson, einem Nachkommen, wurde später das Victoriakreuz für seine Tapferkeit bei Ladysmith verliehen. Mastersons Name wird manchmal Masterman geschrieben (tatsächlich habe ich beide Schreibweisen schon auf ein und derselben Seite gesehen), aber Masterson scheint die korrekte zu sein. Für gewöhnlich wird er wie folgt zitiert: »Bei Gott, Jungs, ich habe mir ihren Kuckkuck geschnappt.« Und das hatte er auch.

Der Colonel des 8. französischen Linieninfanterieregiments war Colonel Autie, und er ist bei Barrosa gefallen. Ich wollte einen echten Mann, der heldenhaft gestorben ist, jedoch nicht zu meinem fiktionalen Schurken machen, also habe ich dem 8. stattdessen Vandal gegeben. Sous-Lieutenant Guillemain war tatsächlich der Standartenträger, und er ist bei der Verteidigung des Adlers gefallen. Nach der Schlacht wurde der Adler nach London gebracht und mit großem Trara dem Prinzregenten präsentiert. Anschließend kam er in das Royal Hospital in Chelsea, wo er 1852 gestohlen wurde. Die Stange ist immer noch da, doch den Adler hat man nie wiedergefunden.

Sir Thomas Graham war einer der liebenswertesten Generäle in den Kriegen auf der Iberischen Halbinsel. Seine

Lebensgeschichte, wie sie in *Sharpes Zorn* erzählt wird, ist wahr. Bis die Franzosen seine tote Frau beleidigt haben, war er ein Sympathisant Frankreichs und seiner Revolution, doch dann war er so von dem Bösen überzeugt, das sich hinter den schönen Worten der Revolution verbarg, dass er mit eigenem Geld ein Regiment aufstellte und zur Armee ging. Barrosa war seine größte Leistung, eine furchtbare Schlacht, in der die britische Infanterie mit Unterstützung von Major Duncans hervorragender Artillerie einen außergewöhnlichen Sieg errungen hat. Die Briten waren zahlenmäßig weit unterlegen, sie waren müde, General Lapena verweigerte ihnen die Unterstützung, und sie haben trotzdem gewonnen. Nachdem er schon bei Talavera von Wellington besiegt worden war, hätte Maréchal Victor eigentlich wissen müssen, welch verheerende Wirkung das britische Musketenfeuer hatte, trotzdem griff er wieder in Kolonnen an, sodass der Großteil seiner Männer nicht feuern konnte, und erneut erwies sich die zweireihige britische Linie als die überlegene Formation. Trotzdem stand die Schlacht lange auf Messers Schneide, und zu guter Letzt wurde sie mit dem Bajonett entschieden.

Die Spanier wiederum waren von General Lapenas Trägheit schockiert. Ihre Truppen waren mehr als kampfbereit gewesen, und sie konnten gut kämpfen. Das hatten sie 1808 bei Bailen bewiesen, als sie einen überwältigenden Sieg gegen die Franzosen errungen und auch einen Adler erobert hatten, und General Zayas und seine Männer hatten erst zwei Monate vor Barrosa tapfer bei Albuera gekämpft. Zayas hat seinen Verbündeten bei Barrosa helfen wollen, doch Lapena hat ihm die Erlaubnis verweigert. Als die spanische Regierung, die Junta, erkannte, welchen Dienst ihr Graham erwiesen hatte, bot sie ihm den Titel eines Duque del Cerro del Puerco an, doch Graham lehnte ab. Er hielt das für einen Bestechungsversuch, um ihn davon abzuhalten, sich weiter über Lapenas Verhalten zu äußern. Lapenas Spitzname war

in der Tat Doña Manolito, also hätte es vielleicht keine so große Überraschung sein sollen, dass er sich so verhielt. Eines nahm Graham jedoch aus der Schlacht mit: einen Hund. General Rousseau, der schwer verletzt worden war, als er die Grenadiere gegen die Garde geführt hatte, erlag noch auf dem Cerro del Puerco seinen Wunden. Sein Hund, ein Pudel, fand seinen toten Herrn und weigerte sich, ihm von der Seite zu weichen, oder anschließend auch von dem Grab, wo Rousseau beerdigt worden war. Graham adoptierte den Hund und schickte ihn nach Schottland. »Er scheint am besten Französisch zu verstehen«, schrieb er nach Hause. Nach der Schlacht wurde Graham Wellingtons Stellvertreter und diente ihm in dieser Funktion fast die gesamten Kämpfe auf der iberischen Halbinsel hindurch. Später wurde er dann Lord Lynedoch. Er wurde sehr alt und er hat nie wieder geheiratet. Jedem, der mehr über diesen außergewöhnlichen Schotten erfahren möchte, lege ich Antony Brett-James' Biografie *General Graham* ans Herz (Macmillan, London 1959). Beim Schreiben von *Sharpes Zorn* habe ich immer wieder auf Antony Brett-James' Buch zurückgegriffen sowie auf Dr. John Serverns *A Wellesley Affair* (University Press of Florida 1981), eine Studie zur anglo-spanischen Diplomatie zwischen 1809 und 1812.

Henry Wellesley war der Liebenswerteste der Wellesley-Brüder, und ich fürchte, ich habe ihn ein wenig verleumdet, indem ich ihm eine unangemessene Liebesaffäre angedichtet habe. Allerdings entspricht es durchaus der Wahrheit, dass er in Liebesdingen sehr gelitten hat. Seine Frau verließ ihn für Henry Paget, 2nd Earl of Anglesey, der als Marquis of Anglesey Wellingtons Kavallerie bei Waterloo führen sollte. Die Scheidungen von Henry Wellesley und Henry Paget (der sich von seiner ersten Frau scheiden ließ, um Wellesleys Frau zu heiraten) verursachten einen großen Skandal, und ich habe keinerlei Hinweis darauf, dass Henry Wellesley während seiner Zeit in Cadiz irgendwelchen

Anlass für Gerüchte gegeben hätte. Allerdings war er in der Tat ein ausgesprochen fähiger Diplomat, und Großbritannien brauchte so jemanden in Spanien (was 1811 in Cadiz bedeutete), denn die politische Situation war explosiv. Aus Gründen, die auch im Roman dargelegt werden, waren Großbritannien und Spanien bestenfalls widerwillige Verbündete, und es gab eine Reihe einflussreicher Spanier, die das Bündnis beenden und einen Vergleich mit Napoleon herbeiführen wollten. Das scheiterte jedoch nicht in geringem Maße dank Henry Wellesleys ruhiger Weisheit, und natürlich dank Sir Thomas Grahams Sieg bei Barrosa.

Wie Brigadier Moon und Caterina, so ist auch der Admiral ein fiktionaler Charakter. Der Kampf zu Beginn des Buches, der Angriff um die Pontonbrücke, ist ebenfalls erfunden, auch wenn er auf einem ähnlichen Gefecht basiert, dem Angriff General Hills auf eine Brücke über den Tajo bei Almarez im Mai 1812. Der Angriff auf die Feuerflöße fand jedoch wirklich statt, wenn auch wesentlich früher als im Roman beschrieben, doch General Graham hat nicht persönlich an dem Angriff teilgenommen, aber um ihn und Sharpe zusammenzuführen, habe ich mir in diesem Punkt gewisse Freiheiten erlaubt.

In Barrosa und der Umgebung gibt es heutzutage nicht mehr wirklich viel zu sehen. Die Spanier haben keinen Grund, der Schlacht zu gedenken, und dort, wo einst so viele britische, portugiesische und französische Soldaten gestorben sind, erstrecken sich nun Ferienanlagen. Maréchal Victor begann die Schlacht mit etwa siebentausend Mann, und über zweitausend davon sind entweder getötet oder verwundet worden, einschließlich Général Rousseau, der noch am Tag der Schlacht gestorben ist, und Général Ruffin, der auf dem Weg nach England seinen Wunden erlag. Graham begann mit über fünftausend Briten und Portugiesen und verlor vierzehnhundert davon. Das 28th hatte nach der Schlacht nur noch zwei Offiziere. Die 1st Foot

Guards, die Coal-Heavers, verloren zehn Offiziere und zweihundertzehn Mann. Doch keine Einheit erlitt so große Verluste wie John Brownes Flankenbataillon. Major Browne, der in der Tat »Hearts of Oak« gesungen hat, während er seine Männer den Hügel hinauf führte, hat jedoch auf wundersame Weise überlebt. Das 87th verlor fünf Offiziere (der arme Keogh war einer von ihnen) und einhundertachtundsechzig Männer. Jede Einheit erlitt schwere Verluste, und alle kämpften sie tapfer.

Ich muss Jonny Watt danken, der für mich die Altstadt von Cadiz erkundet hat, als ich zu krank war, um zu reisen. Er hat hervorragende Arbeit geleistet, und seinem Enthusiasmus ist die Beschreibung der Krypta zu verdanken, in der so viel Mord und Totschlag stattgefunden hat. Ich muss gestehen, dass Sharpe eigentlich keinen Grund hatte, in Barrosa zu sein, und ich glaube, hätte ich nicht die Hochzeit von Jonnys Bruder im nahe gelegenen Jerez de la Frontera besucht, ich hätte nie ein Interesse an der Schlacht entwickelt. Aber wir waren dort, und ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, mir noch ein Schlachtfeld des iberischen Feldzuges anzuschauen, und dass Sharpe mir dann folgte, war nur die logische Konsequenz. Jetzt ist er jedoch wieder in Portugal, wo er im Jahre 1811 auch hingehört, und Sharpe und Harper werden wieder marschieren.

SHARPES GESCHICHTE

Ich werde oft gefragt, wo Sharpe hergekommen ist, ob ich ihn einer realen Person nachempfunden habe, deren Erinnerungen ich gefunden habe, oder ob er auf einem Freund von mir basiert. Die Wahrheit ist jedoch, dass er von vorn bis hinten erfunden ist. Ich kann mich an eine frühe Geschichte mit ihm erinnern, obwohl er da noch nicht Sharpe hieß. Ich war damals Fernsehproduzent – was mir gefallen hat –, aber ich wollte immer Romanautor werden. Und seit ich als Kind Hornblower gelesen habe, habe ich nach einer Romanreihe gesucht, die für Wellingtons Armee das tat, was C.S. Forrester für Nelsons Navy getan hatte. Doch niemand hatte je so eine Serie geschrieben. Also bin ich eines verregneten Tages nach Belfast gefahren und habe einfach angefangen. Es führte nirgendwohin.

Dann, 1979, habe ich Judy kennengelernt, eine Amerikanerin. Amors Pfeil traf mich mit der Präzision einer Gewehrkugel von Daniel Hagman. Aus allen möglichen guten Gründen konnte Judy jedoch nicht weg aus den Staaten, und so beschloss ich, meine Arbeit beim Fernsehen aufzugeben und von Belfast nach Amerika zu ziehen. Das Problem war nur, dass die amerikanische Regierung mir in ihrer Weisheit eine Arbeitsgenehmigung verweigerte, also versprach ich Judy großspurig, dass ich mir meinen Lebensunterhalt als Schriftsteller verdienen würde, und das Einzige, was ich schreiben wollte, war diese Hornblower-als-Soldat-Serie. So stellte ich meine Schreibmaschine auf einen Küchentisch in New Jersey und begann erneut. Im Gegensatz zu meinem ersten Versuch in Belfast war die Situation nun ein wenig verzweifelter. Wenn Sharpe versagte, oder besser, wenn *ich* versagte, dann würde die wahre Liebe unweigerlich gegen die Wand fahren. Das wenige Geld, das ich besaß, würde nicht lange reichen, also war Schnelligkeit

das oberste Gebot, und das galt für *Sharpes Trophäe*. Was wusste ich von meinem Helden? Ich wusste, dass er ein Rifleman sein würde, denn das Gewehr gab es nur bei Wellingtons Truppen, und es würde ihm dem Feind gegenüber einen Vorteil verschaffen. Ich wusste, dass er nicht bei seinen geliebten 95th Rifles bleiben konnte, denn da wäre ich auf jene Gefechte beschränkt gewesen, an denen das Regiment tatsächlich teilgenommen hatte, und ich wollte ihm die Freiheit geben, überall hin zu gehen. Ich wusste, dass er aus dem Soldaten-in den Offiziersrang aufgestiegen sein sollte, denn so würde er auch Probleme in seiner eigenen Armee haben. Doch abgesehen von diesen beiden Dingen wusste ich nicht wirklich viel. Zu Beginn des Buches beschrieb ich ihn als groß und dunkelhaarig, was ja auch ganz in Ordnung war, doch dann kam Sean Bean, und ich habe versucht, seine Haarfarbe nie mehr zu erwähnen. Ich gab ihm eine vernarbte Wange, obwohl ich mich beim besten Willen nicht mehr daran erinnern kann, welche Wange ursprünglich die Narbe hatte, rechts oder links, und daher vermute ich, dass sich das von Buch zu Buch unterscheidet. Was ich ihm zu Beginn jedoch nicht gab, war ein Name, denn ich suchte nach etwas, das genauso einprägsam und einmalig war wie Horatio Hornblower. Die Tage vergingen. In der Küche stapelten sich die Seiten, und noch immer hieß er Lieutenant XXX. Ich stellte eine Namensliste zusammen, doch keiner von denen funktionierte, und allmählich ärgerte mich das. Es behinderte mich mehr und mehr beim Schreiben, und schließlich hatte ich die Nase voll, und so gab ich meinem Rifleman einfach einen zeitgenössischen Namen. Ich nannte ihn Richard Sharpe nach dem großen englischen Rugbyspieler Richard Sharp. Wenn mir etwas Besseres einfiel, dachte ich, konnte ich ihn ja immer noch ändern. Doch nach ein, zwei Tagen nannte ich ihn Gedanken bereits nur noch Sharpe.

Patrick Harpers Name war leichter zu finden. Unmittelbar bevor ich mit Sharpe begonnen habe, habe ich in Belfast gelebt und eine Liebe zu Irland entwickelt, die seitdem nicht mehr abgeebbt ist. Und ich hatte einen Freund in Belfast mit Namen Charlie Harper, und der wiederum hatte einen Sohn mit Namen Patrick. Das Problem war nur, dass die Familie Harper die Briten nicht sonderlich mochte, und dazu hatte sie auch einen Grund. Deshalb machte ich mir Sorgen, dass es ihnen nicht gefallen würde, wenn ich einen Soldaten in der britischen Armee nach ihrem Sohn benannte. Also habe ich sie erst einmal um Erlaubnis gebeten, und sie haben sie mir mit Freuden erteilt, und seitdem marschiert Harper an Sharpes Seite.

Das Buch war nach etwa sechs Monaten fertig, und ich hatte keine Ahnung, ob es gut war, aber ich fand einen Literaturagenten in London, und der fand einen Verleger, und so wurde *Sharpes Trophäe* im Jahre 1981 veröffentlicht. Ich selbst habe es seitdem nicht mehr gelesen, doch vor Kurzem hat mir ein Leser erzählt, wie er auf dieses erste Buch reagiert hat. »Zuerst dachte ich, es wäre wie jedes andere Buch«, hat er gesagt, »doch dann hat Sharpe Berry umgebracht, und ich wusste, dass es anders war. Andere Helden hätten das nie getan. Alle anderen sind Offiziere und Gentlemen, Sharpe nicht.« Sharpe war also von Anfang an ein Gauner. Berry war ein anderer britischer Offizier, der Sharpes Zorn erregt hat, und das ist niemals klug, vielleicht weil Sharpe so von Wut getrieben ist. Es ist die Wut einer unglücklichen Kindheit, die Wut eines Mannes, der sich jedes Privileg hat erkämpfen müssen, das anderen einfach so gegeben wurde, und diese Wut hat ihn stets getrieben. Darin unterscheidet er sich sehr von Hornblower, der stets edel und ehrenhaft war. Sharpe ist ein Gauner, ein Schurke gar, und er ist gefährlich, aber er ist auf unserer Seite.

»So einen Säbel hätte er niemals tragen können«, erklärte mir ein Experte nach der Veröffentlichung von *Sharpes*

Trophäe. Diese Art von Säbel, der Pallasch, war ein schwerer Kavalleriesäbel, der 1796 eingeführt wurde, ein Monstrum von einer Waffe, schlecht ausbalanciert und uneffektiv. Doch mir gefiel die Vorstellung, dass so ein großer Mann wie Sharpe ein regelrechtes Schlachtermesser schwang. Ich nahm ein wenig Geld, das ich nicht hatte, und leistete mir einen solchen Säbel (der Verkäufer versicherte mir, dass er tatsächlich bei Waterloo getragen wurde, und mir gefällt die Vorstellung), und ich stellte fest, dass man ihn durchaus tragen konnte. Ich schnallte ihn an einen Gürtel und er saß gut. Also war das in Ordnung, und seit diesem Tag trug Sharpe den Pallasch.

Die Geschichte der Belagerung von Badajoz im Jahre 1812 ist eine der großen Geschichten dieses Krieges. Ursprünglich wollte ich diese Geschichte schon im ersten Roman erzählen, aber ich dachte, als Anfänger mangele es mir noch an den Fähigkeiten dafür. Deshalb beginnt Sharpes Geschichte im Jahre 1809. Die Geschichte von Badajoz mit all ihren Schrecken, aber auch mit ihrem Heldenmut wird erst im dritten Band erzählt, *Sharpes Kompanie*. In diesem Buch wird auch der boshafte Sergeant Obadiah Hakeswill eingeführt. Ich habe keine Ahnung, wo er hergekommen ist. Eines Tages ist er mir einfach beim Autofahren eingefallen. Hakeswill. Ein fantastisch böser Name. Und er war auch ein wunderbarer Schurke. Aber warum war Hakeswills Hals so obszön entstellt? Weil er mal am Galgen gehangen und das überlebt hat. Ich erinnere mich daran, dass ich innegehalten habe, als ich das schrieb. Würde mir das jemand glauben? Überdehnte ich nicht nur Obadiahs Hals, sondern auch meine Glaubwürdigkeit? Fast hätte ich das wieder rausgenommen, aber irgendwie kam mir das für Obadiah richtig vor. Es passte einfach. Dann, Monate später, fand ich heraus, dass tatsächlich viele Leute den Galgen überlebten, und das Royal College of Surgeons war sogar verpflichtet gewesen, genauestens Buch über die Überlebenden zu

führen. Die Leichen Gehängter wurden an die Ärzte verkauft, um seziert zu werden, doch genügend von ihnen waren noch am Leben, sodass die Ärzte verpflichtet gewesen waren, sie wiederherzustellen. In der Folge davon wurden sie meist nach Australien verbannt. Somit war Obadiahs Geschichte also keinesfalls ungewöhnlich, sondern im Gegenteil eher alltäglich. Obadiah, der in der Fernsehserie so wunderbar von Pete Postlethwaite porträtiert wurde, war einer jener Charaktere, die aus dem Nichts kommen und ein Buch beleben. Ein anderer derartiger Charakter war Lucille, die Französin, mit der Sharpe den Rest seines Lebens verbringen sollte, und von allen Dingen, die Sharpe je getan hat, hat mich am meisten überrascht, dass er sich in Frankreich niederließ! Eigentlich hatte ich gedacht, dass Sharpe sich irgendwann mit einer anderen Frau auf dem Land in England niederlassen würde. Lucille war ursprünglich als Trostpreis für Sharpes engen Freund gedacht, William Frederickson, der viel für Sharpe ertragen, aber nie Glück in der Liebe gehabt hatte. Ich dachte, Lucille Castineau sei perfekt für »Sweet William«, doch perverserweise hat Sharpe sich in sie verliebt. Ich versuchte, das zu verhindern, doch wenn ein Charakter ein Eigenleben entwickelt, dann kann man als Autor nicht mehr viel tun, und so verliebten Sharpe und Lucille sich hoffnungslos ineinander, und der arme Frederickson war am Boden zerstört.

Es erstaunte mich zwar, dass Sharpe sich in Frankreich niederließ, doch es war unvermeidlich. Sharpe war stets ein Außenseiter, und in Großbritannien hätte er nach dem Krieg nie zufrieden sein können. Doch als britischer Soldat im Land des einstigen Feindes ist er genauso glücklich wie damals, als er frisch vom einfachen Soldaten zum Offizier aufgestiegen war und in der Offiziersmesse überlebt hat. Außerdem gefällt es ihm, ein Querkopf zu sein. Und er liebt Lucille. Ja, Sharpe, der Glückliche – allerdings bezweifle ich,

dass er sich auch noch glücklich fühlte, als der Kaiser von Elba entkam und er plötzlich am Waterloofeldzug teilnehmen musste. Die Dramatik dieses Feldzugs ist so groß, dass eine fiktionale Geschichte keinen Bestand daneben hat. Es ist nicht nur das Drama des Tages an sich, als es bis zum letzten Augenblick so ausgesehen hat, als müssten die Franzosen gewinnen, sondern auch das menschliche Drama der beiden größten Soldaten ihrer Zeit, die sich schlussendlich doch noch auf dem Schlachtfeld gegenüberstanden.

Niemand würde je bezweifeln, dass sich Napoleon seinen Platz im Pantheon der größten Feldherren aller Zeiten redlich verdient hat, doch meiner Meinung nach war Wellington der weit bessere Mann auf dem Schlachtfeld. Natürlich war Wellington nie ein Kriegspolitiker wie Napoleon. Er würfelte nicht über das Schicksal ganzer Völker. Er agierte auf einer bescheideneren Ebene, als Führer einer Armee, und es ist bemerkenswert, dass Wellington im Gegensatz zu Napoleon auf dem Schlachtfeld nie besiegt worden ist. Wellington hatte ein großes Talent für das Soldatenhandwerk, einen klaren Blick, einen entschlossenen Geist und ein intuitives Verständnis dafür, was seine Männer konnten und was nicht. Und seine Männer mochten ihn. Sie liebten ihn nicht, wie die französischen Soldaten Napoleon liebten, aber der Kaiser war auch ein Politiker, der genau wusste, wie er die Zuneigung seiner Männer gewinnen konnte. Sie beteten ihn an. Und Wellington? Wellington wollte nicht angebetet werden. Er hat selbst immer gesagt, dass er nicht wisse, wie er mit einem einfachen Soldaten sprechen sollte. Er war ein unverhohlener Snob, und doch mochten seine Männer ihn, denn er brachte ihr Leben nie unnötig in Gefahr. In der Schlacht beschützte er sie, für gewöhnlich indem er sie hinter einem Hang positionierte, wo der Feind sie nicht sehen konnte, und die Soldaten in seiner Armee wussten, dass er ihr Leben nicht einfach wegwerfen

würde. Nach Austerlitz beklagte ein französischer General die riesige Zahl gefallener Franzosen, worauf Napoleon ihm einen verächtlichen Blick zuwarf. »Die Frauen von Paris«, sagte Napoleon, »können diese Männer in einer Nacht ersetzen.« Wellington hätte so etwas nie gesagt.

Nur bei Belagerungen verlor Wellington seine Fähigkeit, die Verluste auf ein Minimum zu reduzieren. Der Festungskampf war nie seine starke Seite. In der Schlacht tat er sein Bestes, um seine Männer zu beschützen, weil er wusste, wie schwer es war, Verluste zu ersetzen. Deshalb setzte er sie erst im letztmöglichen Moment dem feindlichen Feuer aus. Er wurde einmal gefragt, was das größte Kompliment gewesen sei, das er je bekommen hatte, und er erzählte, wie er nach der Schlacht von Albuera die Verwundeten besucht hatte. Das war eine furchtbare Schlacht gewesen, bei der General Beresford den Oberbefehl über die Briten gehabt hatte, und sie hätte fast in einer Katastrophe geendet. Die britischen Verluste waren entsetzlich hoch. »Der Feind«, sagte der französische Kommandeur hinterher, »war schon geschlagen, aber er wusste es nicht.« Die Schlacht wurde schlussendlich doch noch gewonnen, aber zu einem ungeheuer hohen Preis, und zwei Tage später besuchte Wellington die Verwundeten. Wie üblich war er eher schmallippig, wenn er mit einfachen Soldaten sprach. Er kam in einen großen Raum in einem Konvent, wo Dutzende Rotröcke sich vor Schmerzen wanden. Später behauptete er, nicht gewusst zu haben, was er hätte sagen sollen, also räusperte er sich einfach und erklärte lahm, dass es ihm leidtue, so viele von ihnen hier zu sehen. »Mylord«, meldete sich ein verwundeter Corporal zu Wort, »wären Sie auf dem Schlachtfeld gewesen, dann würden jetzt nicht so viele von uns hier liegen.« Und das war in der Tat ein großes Kompliment.

Eine der Grundlagen fast aller Sharpe-Romane ist die Beziehung zwischen Wellington und Sharpe. Das sind keine

Männer, die sich instinktiv mögen. Der Herzog ist kalt und wortkarg, und Männer wie Sharpe missfielen ihm schon immer. Er mochte es nicht, wenn einfache Soldaten in den Offiziersstand erhoben wurden. »Die neigen stets zum Trinken«, pflegte er abschätzig zu sagen. Sharpe wiederum verachtet Männer wie Wellington, die mit unzähligen Privilegien geboren worden sind, mit Geld und mit Verbindungen. Sharpe kann sich den Weg die Karriereleiter hinauf nicht erkaufen, doch genau so hat Wellington seine ersten Kommandos bekommen. Aber die beiden Männer wurden untrennbar miteinander verbunden, als Sharpe Wellington das Leben rettete. Der General ist sich durchaus bewusst, dass er sich dankbar zeigen muss, wenn auch widerwillig. Sharpe wiederum, der Wellington eigentlich verachten sollte, bewundert ihn stattdessen. Er erkennt einen guten Soldaten, wenn er einen sieht. Geburt und Privilegien haben nichts damit zu tun, Effizienz ist alles. Natürlich werden sie nie Freunde sein. Es wird stets eine gewisse Distanz zwischen ihnen bestehen, aber sie brauchen einander. Ich glaube sogar, dass sie sich mögen, doch beide wissen sie nicht, wie sie die Kluft zwischen ihnen überbrücken sollen, um dieser Zuneigung Ausdruck zu verleihen. Und Sharpe macht immer jene Art von übertrieben dramatischen Dingen, die der Herzog missbilligt. Wellington zog solide Offiziere vor, die ruhig und unauffällig ihre Pflicht erfüllten, und natürlich hatte er auch recht damit. Sharpe passt da so gar nicht rein. Er ist das exakte Gegenteil davon, aber auf dem Schlachtfeld auch sehr nützlich.

Ich habe immer geglaubt, dass Waterloo das Ende der Sharpe-Serie sein würde. Ich hatte elf Romane geschrieben, genauso viele wie in Forresters Hornblower-Serie, und ich hatte Sharpe von Talavera nach Waterloo geführt, und jetzt herrschte Frieden in seiner Welt. Sharpe konnte in die

Normandie und zu Lucille zurückkehren, während ich mich an anderen Stoffen versuchen würde. Sharpe war beendet.

Dann wurde es kompliziert. Tatsächlich war es schon ein paar Jahre zuvor kompliziert geworden, als eine Fernsehproduktionsfirma angekündigt hatte, aus Sharpe eine TV-Serie machen zu wollen. Natürlich hat mich das gefreut, obwohl ich nie geglaubt habe, dass es so weit kommen würde. Aber es bestand die Chance, dass eine spanische Produktionsgesellschaft in das Projekt investierte. Was die Produzenten daher brauchten, war eine neue Story für den Beginn von Sharpes Karriere, eine Story mit einem spanischen Helden. Ich glaubte noch immer nicht, dass das Projekt verwirklicht werden würde, aber es wäre dumm von mir gewesen, die Chance zu ignorieren, also schrieb ich *Sharpes Aufstieg* mit Blas Vivar als dem Spanier, der die gewünschte Rolle übernahm. Das Buch wurde veröffentlicht, und ich hörte nichts mehr von einer Fernsehserie, sodass ich zu dem Schluss kam, dass die Sache im Sande verlaufen war. Doch ich sollte mich irren. Die Filme sollten gedreht werden. Ein Team war schon in der Ukraine und auch die Schauspieler waren dort, und dann war alles genauso schnell wieder vorbei. Der Schauspieler, der Sharpe spielen sollte, hatte einen furchtbaren Unfall bei einem Fußballspiel gegen die ukrainischen Statisten. Es hieß, dass er sechs Monate lang nicht mehr würde laufen können, und damit schien das ganze Projekt zum Scheitern verurteilt zu sein. Doch irgendwie retteten sie es, aber jetzt brauchten sie einen neuen Schauspieler für Sharpe und das kurzfristig. Für ein Casting war keine Zeit mehr, und der einzige freie Schauspieler war Sean Bean, der sich plötzlich in einem Flugzeug nach Simferopol wiederfand. Das war ein glücklicher Zufall, denn ich kann mir niemand anderen mehr als Sharpe vorstellen. Wenn ich schreibe, höre ich Seans Stimme. Es ist eine wunderbare Übereinstimmung von Schauspieler und Charakter.

Davor, als ich schon nicht mehr an eine Verfilmung von Sharpe geglaubt hatte, habe ich mit den Starbuck-Büchern begonnen, der Geschichte eines jungen Nordstaatlers, der auf Seiten der Konföderierten im Amerikanischen Bürgerkrieg kämpft. Ich habe diese Bücher genossen, doch als die Dreharbeiten zu Sharpe begonnen hatten, wurde klar, dass ich weiter Sharpe schreiben sollte, und das hieß, dass ich ihn zurück nach Indien führen musste.

Indien war schon immer Teil von Sharpes Hintergrundgeschichte gewesen. Schon im ersten Buch, *Sharpes Trophäe*, wurde Indien erwähnt. Es half, Sharpe zu erklären – wie er Lesen und Schreiben gelernt hatte, und vor allem wie er Wellington das Leben gerettet hatte und zum Offizier befördert worden war. So war Indien also immer sehr nützlich gewesen, aber ich hatte nie die Absicht, die Geschichten zu erzählen. Ich wusste nur wenig über Indien, und die Quellen zu Sir Arthur Wellesleys Feldzügen in Indien, wie Wellington damals noch hieß, waren eher dürftig im Vergleich zu den Unmassen an Literatur, die über seine Feldzüge auf der iberischen Halbinsel und bei Waterloo geschrieben worden sind. Außerdem war ich der festen Überzeugung, dass ich eine Schlacht nicht überzeugend beschreiben konnte, wenn ich mir das Schlachtfeld nicht selbst angesehen hatte, und ich war noch nie in Indien gewesen und hatte Angst, dass die alten Schlachtfelder ohnehin nicht mehr zu erkennen waren. Tatsächlich hatten sich die Orte dort jedoch weit weniger verändert als alle Schlachtfelder, die ich bis dahin besucht hatte. Seringapatam, wo *Sharpes Feuerprobe* spielt, war schon eine recht große Stadt, als die Briten sie 1799 belagert haben. Ich nahm an, mich in den hintersten Gassen umschauen zu müssen, um auch nur einen Rest der Stadt zu finden, die Sharpe gekannt hatte, doch ich musste feststellen, dass Seringapatam zu einem Dorf geschrumpft

war. Hinter den beeindruckenden Mauern liegt größtenteils freies Land. Es ist ein fantastischer Ort.

Zu den Freuden beim Schreiben historischer Romane gehört das »Erklären« kleiner, dunkler Ecken echter Geschichte. Eines dieser Mysterien ist die furchtbare Explosion bei Almeida, wie sie in *Sharpes Gold* beschrieben ist, ein anderes der Tod des Tippu Sultan in Seringapatam. Wir wissen, dass er am Wassertor erschossen worden ist, einem Tunnel, der durch die Mauer führte, doch der britische Soldat, der ihn getötet hat, blieb unbekannt. Er wäre ohne Zweifel belohnt worden, doch er hat sich nie gemeldet, vermutlich weil der Tippu bei seinem Tod reichen Schmuck getragen hat. Der unbekannte Soldat wurde an diesem Tag sehr reich, und ohne Zweifel hatte er Angst, dass man seine Beute konfiszieren würde. Also hat Sharpe seinen Platz eingenommen.

Sharpe beginnt in *Sharpes Feuerprobe* als einfacher Soldat und ist am Ende Sergeant. Auch hat er im Kerker des Sultans Lesen und Schreiben gelernt, und damit hat er alle nötigen Qualifikationen, um in den Offiziersrang erhoben zu werden. Diese Beförderung findet im zweiten indischen Abenteuer statt, *Sharpes Sieg*, das die außergewöhnliche Geschichte der Schlacht von Assaye erzählt, und im Zentrum dieser Schlacht gibt es wieder eines dieser kleinen Mysterien. Wir wissen, dass Sir Arthur Wellesley hinter der feindlichen Artillerie strandete, als er von einem Flügel seiner Armee zum anderen quer über das Schlachtfeld galoppierte. Sein Pferd, Diomed, war von einer Lanze in die Brust getroffen worden, und der General glitt aus dem Sattel und war von Marathen umzingelt. Er überlebte, doch hat er sich stets geweigert zu erzählen, was geschehen war. Im Laufe seiner Karriere war Wellington häufig in tödlicher Gefahr – obwohl er selbst höchstens einmal eine leichte Verwundung erlitt –, doch diese Situation war die gefährlichste, in der er sich je befunden hat. Doch was war geschehen? Er wollte es nie

sagen, aber ich brauchte ein Ereignis, dass Sharpe in die Offiziersmesse bringen würde. Dieses Ereignis musste eine Zurschaustellung außergewöhnlicher Tapferkeit sein, und Wellesleys wundersames Überleben gab mir die perfekte Gelegenheit dazu. Das ist der entscheidende Moment in Sharpes Karriere. Dieses Ereignis erregt Wellingtons Aufmerksamkeit, macht Sharpe zum Offizier und verleiht ihm auch einen gewissen Ruf.

Natürlich musste Sharpe wieder aus Indien zurückkehren, und da kam mir der hinterlistige Gedanke, dass seine Heimreise ihn an einen Ort nicht weit entfernt von Trafalgar führen musste. Sein letzter Kampf in Indien fand 1804 statt, und da die Schlacht bei Trafalgar im Jahre 1805 geschlagen wurde, konnte ich der Versuchung einfach nicht widerstehen. Hornblower hat es immerhin nie nach Trafalgar geschafft, aber warum sollte Sharpe dort nicht kämpfen? Also hat er das getan, und damit war er einer von nur wenigen Männern (ich habe noch zwei andere gefunden), die sowohl bei Trafalgar als auch bei Waterloo gekämpft haben.

Ich werde oft gefragt, wie viele Sharpe-Romane ich noch schreiben würde, und ich antworte immer fünf. Ich habe das gesagt, als nur fünf Romane im Druck waren, und dann noch einmal nach dem sechsten, und ich sage das immer weiter. Ich sage fünf, weil das einfacher ist, als die wahre Antwort zu geben, denn die lautet schlicht und einfach: Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, dass es weitere Geschichten geben wird, und einige, wie der 21. Roman der Serie, werden mich überraschen. Judy und ich sind zu einer Hochzeit in Jerez de la Frontera eingeladen worden, einer Stadt nicht weit von Cadiz im Süden Spaniens, aber weit weg von jedem Ort, an dem Wellington gekämpft hat. Doch in der Nähe von Cadiz liegt auch Barrosa, ein kleiner Ferienort, und bei Barrosa haben die Briten unter Führung von Sir Thomas Graham den ersten von vielen französischen Adlern erbeutet, die sie in

den unterschiedlichen Kriegen noch erobern sollten. Ich fand es interessant, mir das Schlachtfeld anzuschauen, obwohl es nichts mit Sharpe oder Wellington zu tun hatte, und so fuhren wir mit einem furchtbaren Kater (spanische Hochzeiten sind wahrlich spektakulär) nach Barrosa. Heutzutage ist von dem Schlachtfeld so gut wie nichts mehr übrig, aber ich stand auf dem Hügel, wo Major Brownes zusammengewürfeltes Flankenbataillon dem sicheren Tod entgegenmarschiert ist, und ich schaute an den Baukränen vorbei zu der Ebene, wo Major Goughs Iren den Adler des 8. französischen Linienregiments erobert haben, und ich dachte bei mir, hier muss auch Sharpe gewesen sein. Zwar hatte ich keine Ahnung, wie ich ihn nach Cadiz bringen sollte, aber die Versuchung, über Barrosa zu schreiben, war einfach unwiderstehlich, und so entstand *Sharpes Zorn*.

Es wird noch mehr Sharpe-Romane geben (fünf vielleicht?). Ich weiß nicht, welche Geschichten sie erzählen werden, aber ich weiß, dass sie dem Heldenmut der britischen Soldaten Tribut zollen werden. Es gibt da die seltsame Vorstellung, dass Wellingtons Armee nur aus Abschaum bestand, der von Aristokraten befehligt und mit Brutalität diszipliniert wurde (ein Professor hat das vor nicht allzu langer Zeit in aller Ausführlichkeit im Rundfunk erläutert). Aber das ist Unsinn. Mit so etwas kann man keinen Krieg gewinnen. Tatsächlich gab es nur wenige Aristokraten in der Armee. Die meisten Offiziere entstammten dem, was man heutzutage Mittelschicht nennen würde, und am Ende des Krieges waren viele Männer wie Sharpe vom Soldaten in den Offiziersstand erhoben worden. Die Moral der Armee war gut, und die Erinnerungen der Kriegsteilnehmer zeugen vom gegenseitigen Respekt, den Offiziere und Mannschaften füreinander hegten. Sie scherzten miteinander, sie überlebten, und sie ließen furchtbare Strafen über sich ergehen, aber sie kämpften auch wie die Teufel, und sie gewannen eine Schlacht nach der anderen. Sharpe ist einer

von ihnen. Ich habe ihn mir immer als Schurken vorgestellt, doch das ist nicht unbedingt etwas Schlechtes. Ich habe einmal mit einem pensionierten Warrant Officer gesprochen, der ein Programm für drogenabhängige Jugendliche geleitet hat, und der hat mir erklärt, dass ein Soldat immer für die kämpfe, die selbst nicht kämpfen können. Ich denke, besser kann man den Sinn und Zweck eines Soldaten nicht zusammenfassen, und diesen Gedanken habe ich in den Sharpe-Romanen mehr als einmal aufgegriffen. Sharpe kämpft für jene, die nicht selbst für sich kämpfen können, und er kämpft schmutzig, deshalb ist er so effektiv. Und das ist auch der Grund, warum ich ihn so mag, und eines Tages werden Sharpe und Harper wieder marschieren.

Bernard Cornwell